

Verlag für ganzheitliche Forschung und Kultur

Kurt Pastenaci, Die Kriegskunst der Germanen

Kurt Pastenaci

Die Kriegskunst der Germanen

Verlag für ganzheitliche Forschung und Kultur

1985
Nachdruck der 1940 im Adam Kraft-Verlag, Karlsbad und Leipzig, erschienenen Ausgabe.
Verlag für ganzheitliche Forschung und Kultur, D-2257 Struckum/Nordfriesland
Druck: Kölle-Druck GmbH, D-4994 Preußisch Oldendorf

ISBN: 3-922314-48-1

Meinem Vater

Ein barbarisches Heereswesen?

Die Germanen treten in die Weltgeschichte mit drei großen siegreichen Schlachten ein, in denen sie nicht weniger als fünf römische Heere schwer, zum Teil vernichtend, schlagen. 113 v. Ztr. schlagen sie den Konsul Papirius Carbo bei Noreja in den Alpen, 109 v. Ztr. teilt der Konsul Junius Silanus in Südgallien dieses Schicksal. 105 v. Ztr. vernichten germanische Tausendschaften die Heere des Konsulars Aurelius Scaurus, des Konsuls Mallius Maximus und des Prokonsuls Servilius Caepio bei Arausio an der Rhone. Diese Vernichtungsschlacht, die drei römische Heere traf, erschüttert das werdende Weltreich der Römer.

Diese drei Siege der Germanen sollten jedem, der sich mit dem germanischen Heereswesen und der Kriegskunst unserer Vorfahren befaßt, zu denken geben. Es sind Siege über die zu ihrer Zeit stärkste Militärmacht der alten Welt. Es sind Siege über Heere, die in Ausbildung, Bewaffnung und Führung eine lange Entwicklung hinter sich hatten, die nach allen Regeln der damaligen hochentwickelten Kriegskunst geführt wurden und kämpften. Unter den römischen Heerführern befinden sich drei, die über Kriegserfahrung verfügten und sich im Felde bereits bewährt hatten: Silanus, Scaurus und Caepio. Kann das Heereswesen unserer Vorfahren, wenn es zu solchen Siegen führte, noch primitiv gewesen sein, urtümlich und roh, wie man sich gemeinhin das germanische Heereswesen jener geschichtlichen Frühzeit unseres Volkes vorstellt?

Es ist geradezu seltsam. Die germanische Kultur, von der Vorgeschichtsforschung erarbeitet, wird heute als eine Kultur von hohem Rang, die zeitweise — vor allem in der Bronzezeit — der Kultur aller andern europäischen Völker überlegen war, allgemein anerkannt, das germanische Heereswesen und ebenso das Staatswesen unserer Vorfahren aber denkt man sich primitiv. Es ist noch mit dem Stempel des Barbarentums versehen. Als Halbwilde sollen die germanischen Krieger über die disziplinierten Legionen der Römer hergefallen sein

und diese durch ihre wilde Tapferkeit und den Schrecken, den sie verbreiteten, in die Flucht geschlagen haben. Selbst in der Wissenschaft herrscht diese Meinung heute noch vor, wenn sie auch veredelt wird. Hören wir zwei Urteile führender Wissenschaftler, die sich mit der Entwicklung des Heereswesens und der Kriegskunst als Fachwissenschaftler beschäftigt haben und deren wissenschaftliche Verdienste zweifellos sind.

Eugen von Frauenholz schreibt in seinem Werk „Deutsche Kriegs- und Heeresgeschichte" 1927: „Die Überlieferung berichtet von hohen kriegerischen Eigenschaften der Germanen. Durch Jahrhunderte hindurch aber blieben die Formen des germanischen Kampfes primitiv." In seinem zweiten Werk „Das Heereswesen der germanischen Frühzeit, des Frankenreiches und des ritterlichen Zeitalters" 1935, urteilt der gleiche Verfasser: „Das Heereswesen der germanischen Frühzeit ist, solange der nomadische oder halbnomadische Charakter der Völkerschaften erhalten blieb, zwar primitiv aber den Umständen angepaßt und durchaus zweckmäßig gewesen."

Ein anerkannter Wissenschaftler stempelt also das Heerwesen unserer Vorfahren mit dem Urteil „primitiv" ab. Kann man dann vom Nichtwissenschaftler etwas anderes erwarten, als daß er an das Barbarentum der germanischen Heere und ihrer Führer glaubt. Freilich wenn ein Forscher noch von dem nomadischen oder halbnomadischen Charakter der Germanen zur Zeit, als sie in die Geschichte traten, spricht, wie das Frauenholz tut, ist ein solches Fehlurteil, wie er es abgibt, nicht weiter verwunderlich. Verwunderlich ist aber, daß es ein Wissenschaftler unternimmt, das Heereswesen der Germanen zu erforschen und darzustellen, ohne sich offenbar auch nur im geringsten um die feststehenden Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung zu kümmern. Die Germanen waren, als sie mit den Römern zusammenstießen, bereits seit rund 2000 Jahren seßhafte Bauern. Auch die Stämme, die, wie die Kimbern, Teutonen und Ambronen, „wanderten", waren ihrem Wesen nach Bauern, nicht aber Nomaden oder Halbnomaden. Wir werden uns mit Frauenholz und seiner grundfalschen Auffassung noch weiter zu beschäftigen haben.

Der verdienstvolle Hermann Stegemann urteilt in seinem Werk „Der Krieg" 1939: „Die Germanen treten als Krieger in die Weltgeschichte ein. Das barbarische Kriegertum des Nordens meldet seine Ansprüche auf die Männererde an. Mit ihm kommt noch einmal eine Kriegführung zu Ehren, die noch nichts von Flügel- und Umfassungsschlachten, von verfeinerter Manipeltaktik und der Verwendung ver-

schiedener aufeinander abgestimmter Waffengattungen weiß. Sie bringt etwas Elementares in das Bild zurück, denn sie wurzelt wie keine zweite in der Selbsthingabe an den Krieg als den natürlichen Beruf des freien Mannes. Noch ist diesen in Kampf und Not am Rande der Welt aufgewachsenen Völkerschaften nur die Aufstellung im Stammes- und Sippenverband geläufig; noch sind sie, abgesehen von den an der Spitze der Keile fechtenden Vorkämpfern, um Schutzwaffen, wie Helm und Panzer, verlegen; noch liegt ihre ganze Kraft in dem Ansturm der mehr oder weniger gebundenen Masse, die die Vorkämpfer opfert, um über ihre Leichen in den Speer- und Schildwall besonnen kämpfender Phalangen oder kunstvoll in Treffen und Staffeln manövrierender Legionen einzubrechen, aber schon ist in ihnen ein kriegerisches Hochgefühl lebendig, das den Tod auf dem Schlachtfeld über den Strohtod stellt und damit den Krieg als Prüfung des Manneswertes und Erfüllung eines kämpferischen Daseins begreift. Das ist, auf den Urzustand zurückgeführt und von der Landsuche her gesehen, nichts anderes, nichts Neues, aber in dieser Unbekümmertheit und Erfülltheit etwas so Gewaltiges, daß dem durch hundert Kriege gegangenen und in ihnen zur Herrschaft über die Kulturgebiete der abendländischen Welt gekommenen Römer der Atem stockte." Bei Stegemann tritt uns eine wesentlich höhere und edlere Auffassung von dem Kriegertum unserer Vorfahren entgegen, aber auch bei ihm finden sich Urteile wie „barbarisch", „elementar" und „Urzustand". Auch Stegemann hat die Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung unbeachtet gelassen.

Sehr viel richtiger ist schon das Urteil des verstorbenen Historikers der Kriegskunst, Hans Delbrück: „Da wir sehen, wie geschickt und kühn, geradezu kunstvoll, schon Ariovist manövriert und wie wieder bald nach Ariovist Arminius vor unsern Blicken erscheint, so können wir nicht zweifeln, daß von Anbeginn an nicht bloß das sozusagen wilde, sondern auch das höhere Intellektuelle des Krieges dem germanischen Geiste innewohnte." Delbrück hat das Verdienst, als Historiker auch die Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung zu seiner Zeit, d. h. vor etwa 30 Jahren, für seine Untersuchungen herangezogen zu haben. Wenn er zu Fehlurteilen kam, dann ist das zum Teil aus dem damaligen Stand der Vorgeschichtsforschung zu erklären. Aber auch er ist von dem Barbarenvorurteil, das über der Vor- und Frühgeschichte unseres Volkes wie eine Nebelwand lag und teilweise auch heute noch liegt, nicht frei gewesen. Er konnte sich zur Untersuchung

und Wertung mancher antiker Berichte über die Siege germanischer Stämme und Heerführer nicht entschließen, weil sie dem Bilde, das er über das Heereswesen und Staatswesen unserer Vorfahren hatte, nicht entsprachen. So tat er viele Berichte als „Wachstubengeschichten und Adjutantenklatsch“ ab, woraus man „für die Kriegsgeschichte nichts entnehmen könne“.

Es ist wahrlich höchste Zeit, daß die Vorstellung vom Barbarentum unserer Vorfahren endgültig und vollständig überwunden wird und verschwindet. Wir schänden uns nur selbst, wenn wir, anstatt unserm Volk in seiner Frühzeit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, an dieser, wie es scheint, vielfach liebgewordenen Auffassung festhalten.

Die vorgeschichtlichen Grundlagen

Das Bauerntum

Der Germane ist Bauer. In dieser Feststellung gipfelt die Vorgeschichtsforschung in allen ihren Zweigen so eindeutig, daß sich jeder Beleg im einzelnen dafür erübrigt. Der Historiker konnte nur gestützt auf die griechisch-römischen Berichte dem Irrtum verfallen, die Germanen seien Nomaden, Halbnomaden oder doch nur in geringem Maße verwurzelte Halbbauern gewesen. Jetzt muß auch der Historiker dem vorgeschichtlichen Forschungsergebnis Rechnung tragen und die Tatsache des Bauerntums unserer Vorfahren zur Grundlage einer Kritik seiner Quellen machen. Er kann der einwandfreien Erkenntnis nicht etwa das Erscheinen der Bastarnen und Skiren vor den Toren griechischer Städte am Schwarzen Meer, die Wanderung von Stämmen, wie der Kimbern, Teutonen und Ambronen, die halbe Seßhaftigkeit der Sweben unter Ariovist in Gallien, die Umsiedlung der Markomannen und Quaden nach Böhmen und Mähren und für die spätere Zeit die Züge der West- und Ostgoten, der Wandalen und Sweben, der Burgunder, Langobarden, Gepiden, Rugier und Heruler entgegenhalten. Die Geschichte kennt bis in die neuere Zeit hinein zur Genüge große Bauerntrecks, die über weite Strecken erfolgten. Welcher Historiker wollte es wagen, etwa den südafrikanischen Buren ihr Bauerntum abzusprechen, weil auch sie „gewandert" sind. Derartige Wanderungen gehören zum Bauerntum und entspringen bäuerlichen Notwendigkeiten.

Ebenso wie die germanische Kultur bäuerlich ist, sind es auch das Staatswesen und das Heereswesen unserer Vorfahren. Ebensowenig wie man eine bäuerliche Kultur mit einer städtischen wertmäßig vergleichen kann, wie das früher geschah, ebensowenig kann man ein bäuerliches Staatswesen und ein bäuerliches Heereswesen mit solchen, die sich auf Städte gründen, vergleichen. Die Staaten des alten Orients waren städtischer Natur, denn in Städten war die Macht kristallisiert,

ob es nun die Macht von Herrschern oder die von Priestern war. Auch das griechische und das römische Staatswesen waren in diesem Sinne städtisch-bürgerlich, gleich ob die Macht in der Hand eines Königs oder Tyrannen, einer Gruppe mächtiger Sippen oder einer „demokratischen" Körperschaft, wie etwa des römischen Senates, lag.

Ebensowenig wie man ein Staatswesen nach der Vielzahl seiner Einrichtungen werten darf, ebensowenig kann man den Wert eines Heereswesens aus dem Vorhandensein der verschiedensten Truppengattungen, aus deren bis ins Kleinste geordneten Gliederung, oder aus der Zahl der Kommandostellen ableiten. Die einzige Wertung ergibt sich aus der Frage, ob das vorhandene Staatswesen oder Heereswesen zweckmäßig den Umständen angepaßt war und ausreichte, um die sich jeweils ergebenden Aufgaben zu erfüllen. Wir dürfen getrost behaupten, daß das germanische Heereswesen diesem Kriterium standhält.

Wenn wir uns hier noch einmal mit der Auffassung, die Eugen von Frauenholz vertritt, beschäftigen, dann geschieht das, um daran die grundlegenden Irrtümer, denen dieser Gelehrte verfallen ist, aufzuzeigen. Frauenholz schreibt: „Die Merkmale des nomadischen Kriegertums sind vom Auftreten der Kimbern und Teutonen bis zur Gründung des fränkischen Reiches bei den Germanen unverkennbar. In reiner Form treten sie bei den großen Wanderungen auf, abgeschwächt haben sie sich auch da erhalten, wo eine scheinbare, in Wirklichkeit aber doch nicht tiefgewurzelte Seßhaftigkeit eintrat. In erster Linie fehlte der Begriff der wirtschaftlichen Unabkömmlichkeit, der erst im bodenständigen festgefügten Staate seine Berechtigung hatte. Die Germanen haben sich ihre hohen kriegerischen Eigenschaften ganz bewußt zu erhalten gesucht und erkannt, daß in der Seßhaftigkeit eine große Gefahr für die Kriegstüchtigkeit lag; die Abkehr von Eigenbesitz und Ackerbau ist nicht zufällig gewesen."

Die wirtschaftliche Unabkömmlichkeit ist also nach Frauenholz das Hauptmerkmal für das Heereswesen im bodenständigen festgefügten Staat. Wir können das durchaus gelten lassen, denn wir werden später sehen, wie sehr die Kriegführung eines Arminius durch die wirtschaftliche Unabkömmlichkeit der Bauern eingeengt und bedingt wurde. Auch Cäsar bestätigt uns die wirtschaftliche Unabkömmlichkeit eines Großteils der swebischen Bauern, wenn er mitteilt: „Die Völkerschaft der Sweben ist bei weitem die größte und kriegerischste von allen Germanen. Diese sollen hundert Gaue haben, aus denen sie jedes

Jahr je tausend Bewaffnete aus ihrem Gebiet schicken, um Krieg zu führen. Die Daheimgebliebenen sorgen für ihren Unterhalt und den jener. Diese wieder sind, jene ablösend, im Jahr darauf unter Waffen, während jene zu Hause bleiben. So erleidet weder der Ackerbau noch die Kenntnis und Übung im Kriegswesen eine Unterbrechung."

Merkwürdig, daß Frauenholz diese Angabe Cäsars außer acht läßt, um so merkwürdiger, als er die darauffolgenden Ausführungen Cäsars zur Begründung seiner Ansicht, daß die Seßhaftigkeit eine Gefahr für die Kriegstüchtigkeit sei, heranzieht. Es ist die berühmte, fast dürfte man sagen, berüchtigte Behauptung Cäsars: „aber Privateigentum von Grund und Boden, abgesondert von dem anderer, gibt es bei ihnen nicht. Man darf auch nicht länger als ein Jahr an einem Platz zur Bebauung des Ackers bleiben. Sie leben auch nicht viel von Getreide, sondern größtenteils von Milch und Vieh und sind viel auf der Jagd." Diese Behauptung wiederholt Cäsar, wenn er ausführt: „Um Ackerbau kümmern sie sich nicht. Der größte Teil ihrer Nahrung besteht in Milch, Käse und Fleisch, und niemand hat ein bestimmtes Maß Acker oder eigenen Landbesitz, sondern die Behörden und Häuptlinge weisen für jedes Jahr Familien, Sippen und solchen, die zusammen gesiedelt haben, nach ihrem Gutdünken Umfang und Lage des Bodens zu und zwingen sie, übers Jahr anderswohin überzusiedeln. Für dieses Verfahren führen sie viele Gründe an, damit sie nicht infolge der dauernden Gewohnheit das Kriegshandwerk mit dem Ackerbau vertauschen, damit sie nicht nach großem Grundbesitz trachten und nicht die Stärkeren die Schwächeren aus ihrem Besitz vertreiben, damit sie nicht zur Vermeidung von Kälte und Hitze zu viel Sorgfalt auf den Bau der Häuser legen, damit keinerlei Verlangen nach Geld erregt wird, weil daraus Parteiungen und Zwistigkeiten entstehen, damit sie das einfache Volk durch Gleichmut im Zaum halten, indem jeder einzelne sieht, daß seine Mittel denen der Mächtigsten gleichkommen."

Die von Cäsar behaupteten Gründe für das seltsame Verfahren des ständigen Wechsels von Hof und Acker hätte selbst die Historiker stutzig machen müssen, denn diese Gründe sind aus dem römischen Denken und Leben hergeholt. Wieder gibt die Vorgeschichtsforschung die festen Grundlagen für die Kritik der Quellen, in diesem Falle Cäsars und des Tacitus, der in seiner Germania scheinbar eine ähnliche, wenn auch sehr viel abgeschwächtere Behauptung aufstellt. Er sagt: „Ackerland wird entsprechend der Anzahl der Bebauer von der

Gesamtheit mit Aussicht auf Wechsel in Besitz genommen. Dann teilen sie dies untereinander nach dem Rang (der Berechtigten). Die Leichtigkeit der Teilung wird durch die Ausdehnung der Feldmark ermöglicht. Jedes Jahr wechseln sie das Brachland und doch bleibt noch Land (ungenützt) übrig." Die Übersetzung dieser Tacitusstelle ist in dem Ausdruck „in vices" anfechtbar, denn in vices kann bedeuten: abwechselnd, wechselseitig, gegenseitig oder füreinander. Wählt man die Übersetzung „füreinander", so heißt die Stelle: „Ackerland wird entsprechend der Anzahl der Bebauer von der Gesamtheit füreinander in Besitz genommen..." Diese Übersetzung entspricht der germanischen Wirtschaftsform, die eine Gemeinschaftswirtschaft der Sippe oder auch der Dorfgemeinschaft war.

Obwohl bisher noch verhältnismäßig wenig germanische Siedlungen, insbesondere ganze Dörfer, ausgegraben worden sind, ergibt sich doch bereits mit Sicherheit, daß die germanischen Häuser und Höfe sehr sorgfältig und dauerhaft erbaut worden waren, und daß sie vielfach mehrere Bauperioden aufweisen, d. h. daß sie umgebaut, ergänzt oder nach einer Brandkatastrophe an der gleichen Stelle erneut errichtet wurden. Mit der gleichen Sicherheit haben die Ausgrabungen ergeben, daß die Häuser und Höfe durch mehrere Generationen hindurch bewohnt, ja oft jahrhundertelang in Benutzung waren. Damit ist die Behauptung Cäsars, daß die Germanen gezwungen wurden, Jahr für Jahr anderswohin überzusiedeln, einwandfrei widerlegt.

Wir können uns den Irrtum des großen römischen Feldherrn und Staatsmannes leicht daraus erklären, daß er es ja in erster Linie mit kriegführenden Germanen zu tun hatte. Er sah also mit eigenen Augen nur die Formen der germanischen Kriegswirtschaft und zwar im fremden Lande, dessen endgültigen Besitz die swebischen Stämme des Ariovist ebenso wie die Usipeter und Tenkterer noch nicht gewonnen hatten. Die Wirtschaftsformen im eigentlichen Germanien dürfte Cäsar wohl auch auf seinen beiden kurzen Vorstößen über den Rhein nicht kennengelernt haben, da die bedrohten Sigambrer die von Cäsar heimgesuchten Gaue ihres Landes geräumt und sehr wahrscheinlich ihre Höfe verbrannt hatten. Es lassen sich auch noch andere Gründe für die Irrtümer Cäsars anführen, wie z. B. Mißverständnisse, die durch den Gebrauch von Dolmetschern entstanden sein können.

Was uns hier besonders angeht, ist die Behauptung, die Germanen hätten erkannt, daß in der Seßhaftigkeit eine große Gefahr für ihre Kriegstüchtigkeit lag. Die Seßhaftigkeit hat mit der Kriegstüchtigkeit

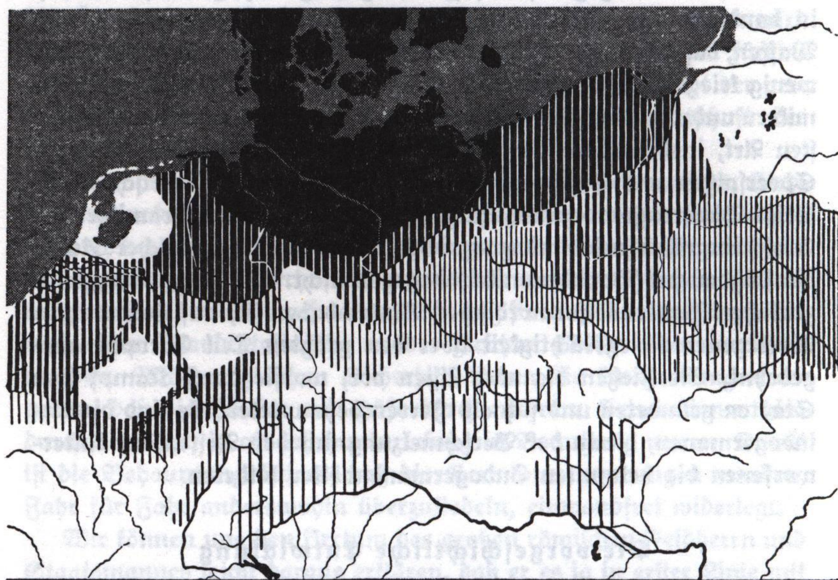
eines Volkes im Großen gesehen gar nichts zu tun. Der Nomade ist nicht kriegstüchtiger als der Bauer, denn Kriegstüchtigkeit ist in erster Linie eine Frage der Rasse. Auch hierfür bringt die Vorgeschichtsforschung die Beweise. Von den europäischen Bauernvölkern der jüngeren Steinzeit zeichnen sich die Großsteingräberleute und die Schnurkeramiker durch ihre Kriegstüchtigkeit besonders aus. Die Bandkeramiker dagegen sind sehr wenig kriegstüchtig. Es finden sich in bandkeramischen Siedlungen und Gräbern so auffallend wenig Waffen, daß der Vorgeschichtler den Schluß auf ein sehr friedliebendes wenig kriegstüchtiges Bauernvolk ziehen muß. Bei den Schnurkeramikern und den Großsteingräberleuten treten Waffen der verschiedensten Art, insbesondere die schön gebildeten Streitäxte, Beilklingen, Speerspitzen und Dolche so zahlreich auf, daß der kriegerische Geist dieser Bauern geradezu ins Auge springt. Die Schnurkeramiker und Großsteingräberleute sind ganz oder überwiegend nordischer Rasse, die Lößbauern (Bandkeramiker) dagegen nicht. Die beiden jungsteinzeitlichen Bauernvölker nordischen Blutes haben sich auf Grund ihrer überlegenen Kriegstüchtigkeit über den größten Teil Europas ausgedehnt. Sie stießen bis nach Asien vor, wo sie durch Kampf ihre Staaten gründeten und sich als Herren behaupteten. Es sind die Urindogermanen, die in der Verschmelzung mit den Resten der Unterworfenen die bekannten Indogermanenvölker bildeten.

Die vorgeschichtliche Entwicklung

Die Feststellung des bäuerlichen Grundcharakters der Germanen könnte zur Begründung der Behauptung dienen, das Heereswesen unserer Vorfahren sei noch zur Zeit eines Ariovist oder Arminius urtümlich und unentwickelt gewesen. Es ist ja bekannt, daß Bauern sehr zäh an den alten Sitten und Gewohnheiten festhalten, und es ist weithin die Auffassung verbreitet, daß eine bäuerliche Kultur sich wenig verändert und entwickelt.

Die Vorgeschichtsforschung hat uns auch in dieser Beziehung zu einer besseren Erkenntnis geführt. Es genügt auf die Entwicklung von Haus und Hof der germanischen Bauern und ihrer Vorfahren von der jüngeren Steinzeit über die Bronzezeit bis zur Zeit des Zusammentreffens mit den Römern und weiter bis in die Zeit der Völkerwanderung und der Wikinger hinein zu verweisen, um zu zeigen, welche großen Veränderungen und Entwicklungen Haus und Hof, die

Mittelpunkte der bäuerlichen Kultur, durchgemacht haben. Selbst innerhalb des einzelnen Zeitabschnittes entwickelte sich die germanische Bauernkultur. Den Beweis erbringen die Veränderungen und Entwicklungen, die Formen und Verzierungen der Geräte, des Schmuckes und der Waffen während der Bronzezeit oder während der Eisenzeit durchmachten. Diese Entwicklungen sind so deutlich, daß die Wissen-



Urheimat und Ausbreitung der Altgermanen

Das Heimatgebiet um 1600 vor d. christl. Zeitrechn.

Die Besiedlung d. norddeutschen Tieflandes 1000-750 v. d. christl. Z.

German. Neusiedlung am Rhein, Ostdeutschland u. Polen 750-300 v. d. christl. Z.

German. Neusiedlung in Mittel- u. Süddeutschld., Böhmen u. Mähren 300 v. d. christl. Z.

schaft danach diese großen Zeitabschnitte in kleinere unterteilen konnte. Auch die vielfachen Veränderungen, die sich in der Töpferei der Germanen und ihrer Vorfahren zeigen, beweisen, daß eine bäuerliche Kultur keineswegs ruht, sondern Veränderungen und Entwicklungen durchmacht. Im Vergleich zu priesterlichen, höfischen oder städtischen Kulturen geht die Entwicklung einer Bauernkultur freilich langsamer, weniger schwankend, gleichmäßiger, geschlossener und gesünder vor sich.

Es ist nach dem vorgeschichtlichen Befund auch nicht daran zu zweifeln, daß das Staatswesen und das Heereswesen unserer Vorfahren in den zwei Jahrtausenden vor unserer Zeitrechnung recht

wesentliche Entwicklungen durchgemacht hat. Wir können verfolgen, wie sich die Germanen von ihrer Kernheimat aus nach allen Himmelsrichtungen, vor allem aber nach Osten und Westen weit ausdehnten. Wir haben sichere Zeugnisse für Umsiedlungen großen Ausmaßes, die innerhalb des germanischen Gebietes stattfanden. Wir wissen, daß diese durch klimatische Veränderungen bedingt waren. Das gilt für die Übersiedlung germanischer Sippen aus Schweden zur Elbe, etwa um 700 v. Ztr., eine Umsiedlung, die gewiß Jahrzehnte gedauert haben dürfte und die auch später noch Nachzügler aus Skandinavien zur Folge hatte. Wir können verfolgen, wie sich auf Grund dieser Umsiedlung der große Stammbund der Sweben bildete.

Aus den gleichen klimatischen Gründen, zu denen noch die durch riesige Sturmfluten der Nordsee erfolgten Landverluste hinzugekommen sein werden, verließen die Wandalen (Wendeln) ihre Heimat in Jütland und siedelten sich, im Einvernehmen mit den Sweben, in den Gauen zwischen Oder und Weichsel südlich von Netze und Warthe an. Das gleiche taten die Burgunder, die nach neueren Forschungen von Südschweden kamen, und die Rugier, deren Heimat in Norwegen gelegen haben dürfte. Beide Stämme fanden eine neue Heimat zwischen Oder und Weichsel, nördlich von Netze und Warthe. Diese Veränderungen brachten auch neue politische Entwicklungen mit sich.

Die Entwicklung des germanischen Heereswesens ist bis zur Zeit des Zusammenstoßes mit den Römern schwerer zu verfolgen. Die Funde haben uns freilich eine recht gute Kunde von der Entwicklung der Waffen gegeben. Die Größe der Burgen, die die Illyrer in der Bronzezeit und älteren Eisenzeit zum Schutz gegen die Germanen errichteten, lassen auch Schlüsse auf die Größe der germanischen Heere jener Zeit zu. Und wenn wir sehen, wie die keltischen Burgen der Eisenzeit, wie die befestigten Bergsiedlungen der Kelten immer größere Ausmaße annehmen, dann werden wir darin nicht nur ein Anwachsen der Bevölkerung zu erkennen haben, sondern auch den Schluß ziehen dürfen, daß die Heere, sowohl der Kelten wie der Germanen, immer größer wurden. Professor Götze, der Erforscher der Steinsburg auf dem kleinen Gleichberge beim Römhild, hat berechnet, daß zur Verteidigung dieser Bergstadt schließlich 15000 Menschen notwendig waren. Ein germanisches Heer, das diese große Festung angreifen wollte, konnte demnach kaum weniger als 15000 Mann zählen.

Wenn wir also über die Entwicklung der Waffen und über die ständig wachsende Größe der Heere unterrichtet sind, so wissen wir

doch über die innere Verfassung der germanischen Heere nichts. Wir sind darauf angewiesen, die Nachrichten auszuwerten, die uns griechische und römische Berichterstatter über unsere Vorfahren hinterlassen haben. Aus ihnen können wir dann einige Rückschlüsse auf die vorausgegangene vorgeschichtliche Zeit ziehen.

Kritik der Quellen

Die Nachrichten der alten Schriftsteller sind leider sehr lückenhaft. Sie sind außerdem nur mit Vorsicht und nach einer gründlichen Überprüfung verwendbar, schon allein deshalb, weil die antiken Berichterstatter die Welt des Nordens mit ihren eigenen Augen sahen und aus ihrem Kulturkreis heraus schilderten. Es kommt hinzu, daß keiner der alten Schriftsteller der germanischen Sprache mächtig gewesen ist, daß sie also alle im Verkehr mit Germanen auf Dolmetscher angewiesen waren. Delbrück hat schon recht, wenn er feststellt, daß man jeder einzelnen Wendung, auch wenn sie zunächst gar nicht verdächtig erscheint, das äußerste Mißtrauen entgegenbringen müsse.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Arbeit sein, zu den Fragen der Kritik der Quellen im einzelnen Stellung zu nehmen. Dagegen soll und muß die große Grundlage aufgezeigt werden, von der aus wir in diesem Werk die Quellen kritisch bewerten. Diese Grundlage bilden die Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung.

Zunächst nur ein Beispiel: Die Mitteilung Cäsars, daß die hundert Gaue der Sweben je tausend Bewaffnete aus ihrem Gebiet entsandt hätten, um Krieg zu führen, und daß diese sich in der Kriegführung mit je tausend anderen Jahr für Jahr abgewechselt hätten, würde ergeben, daß der Stammbund der Sweben oder Irminonen über eine kampfkräftige Mannschaft von insgesamt 200000 Bewaffneten verfügte. Die Zahl erscheint reichlich hoch. Sie ist deshalb, vor allem von Delbrück, bezweifelt worden, der bekanntlich das Verdienst hat, auf Grund eingehender Forschungen vor allem aus der mittelalterlichen und der neueren Zeit nachgewiesen zu haben, daß die oft von den Quellen angegebenen Riesenzahlen der kämpfenden Heere falsch sind. Delbrück hat, soweit es möglich war, die genauen Zahlen zu ermitteln versucht. Soweit dafür keine Unterlagen vorhanden waren, mußte er sich damit begnügen, die Heeresstärken auf die ihm aus der großen Fülle seines Wissens heraus wahrscheinlich erscheinenden Zahlen zurückzuführen. Sein verständliches Bestreben ging in solchen Fällen

dahin, die Zahlen möglichst gering anzusetzen. Er ist in diesem Bestreben mitunter zu weit gegangen. Man kann auch die Kritik übertreiben, und man hat sie oft übertrieben.

Delbrück stützte sich bei seiner Untersuchung germanischer Heeresstärken u. a. auch auf die Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung, wie sie ihm zu seiner Zeit zur Verfügung standen. So kam er auf 25000 Seelen als Durchschnittsstärke einer germanischen Völkerschaft. Die größeren Stämme konnten seiner Ansicht nach bis zu 35000 oder 40000 Menschen zählen. Daraus ergab sich für ihn, daß jeder Stamm, je nach seiner Größe zwischen 6000 und 10000 Männer aufstellen konnte, von denen jedoch 1000 bis 2000 abgezogen werden müßten, da bei einem Aufgebot aus Krankheit oder anderen Gründen nicht alle waffentragenden Männer zusammenkommen konnten. Der Bund der Sweben konnte danach, wenn man die Semnonen und Hermunduren mit je 10000 Mann ansetzte, die übrigen kleineren Swebenstämme mit je 5000, höchstens 50000 bis 60000 Männer zusammenbringen, niemals aber 200000, wie Cäsar berichtet.

Die neueren Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung haben nun dazu geführt, daß bedeutende Forscher, wie Tackenberg, Schroller u. a., die Bevölkerungsdichte Germaniens zur Zeit des Arminius auf das Fünf- bis Sechsfache dessen ansetzen, was Delbrück seiner Berechnung zugrunde legte, also nicht mehr 5 sondern 25 bis 30 Seelen auf den Quadratkilometer. Einzeluntersuchungen, wie z. B. die der langobardischen Waffengräberfriedhöfe durch Wegewitz, bringen eine Bestätigung. Die Vorgeschichtsforschung, wie sie heute vorliegt, läßt es demnach als durchaus möglich zu, daß der Bund der Sweben mehr als 300000 Bewaffnete stellen konnte. Damit erscheint aber die Angabe Cäsars in einem neuen Licht.

Die vorgeschichtlichen Ausgrabungen und Untersuchungen haben inzwischen zu der Erkenntnis geführt, daß der Bund der Sweben im letzten Jahrhundert vor der Zeitrechnung eine sehr lange Grenze mit den Kelten hatte, eine Grenze, die sich von den Sudeten und dem Erzgebirge bis zum Rhein und zur Zeit des Ariovist sogar bis zum Elsaß erstreckte. An dieser Grenze dürften immer wieder Kämpfe entbrannt sein, wofür die keltischen Burgen Zeugnis ablegen. Da diese Burgen, wie die Untersuchungen ergeben haben, oft sehr groß waren und ganze Befestigungslinien bildeten, gewinnt die Angabe Cäsars hohe Wahrscheinlichkeit. Auf Grund der Vorgeschichtsforschung wird man diese Angabe wohl als zutreffend anerkennen dürfen, insbesondere dann,

wenn man annimmt, daß Cäsars Mitteilung sich nicht auf volle 200000 Mann, sondern 200 Truppenkörper — Tausendschaften — bezieht, was besonders wahrscheinlich ist. Eine germanische Tausendschaft konnte zeitweise wesentlich weniger als 1000 Mann haben. Tausendschaft war eine Bezeichnung wie bei den Römern Legion oder bei uns Regiment. Auch die Legion oder das Regiment sind ja nicht immer auf ihrem Sollstand. Die Germanen, von denen Cäsar seine Angaben erhielt, dürften jedenfalls nach Tausendschaften gerechnet haben.

Über die Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung hinaus, die bei unseren Untersuchungen über Kriegskunst und Heereswesen unserer Vorfahren immer wieder, teils als Grundlage einer Kritik der Quellen, teils als Ergänzung, Erklärung oder Bestätigung in Erscheinung treten werden, muß hier bereits grundsätzlich bemerkt werden, daß wir bei aller berechtigten und angewendeten Vorsicht doch auch den Quellen selbst einen hohen Zeugniswert zubilligen. Es ist selbstverständlich, daß die Eigenart des einzelnen Schriftstellers beachtet wird. Man wird rethorische Auslassungen und Ausschmückungen als solche zu werten haben. Auch „Adjutantenklatsch“ und „Wachstubengeschichten“ haben ihren Niederschlag in diesen Quellen gefunden, aber wie man hinter den Dichtungen Homers geschichtliche Wirklichkeiten gesucht und gefunden hat, so steht auch hinter Adjutantenklatsch und Wachstubengeschichten gewöhnlich eine geschichtliche Wirklichkeit. Sie zu erkennen ist gewiß nicht leicht, sie als geschichtliche Wirklichkeit nachzuweisen, meist unmöglich.

Die Schlüsse aus solchen Wachstubengeschichten werden nicht mehr als Wahrscheinlichkeitswert haben. Rundet sich jedoch aus ihnen das Bild eines militärischen Vorganges, einer Schlacht oder gar eines Feldzuges so ab, daß dieses Bild klar und in sich widerspruchslos ist, so werden wir nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet sein, uns auch der rhetorischen Auslassungen, der Ausschmückungen, des Adjutantenklatsches und der Wachstubengeschichten anzunehmen. Bleibt ein sich so ergebendes klares Bild militärischer Vorgänge im Rahmen dessen, was auf Grund der Vorgeschichtsforschung als möglich und wahrscheinlich erscheint, ergänzt dieses Bild in Einzelheiten das durch die Vorgeschichtsforschung gewonnene, dann werden wir die Gewißheit haben dürfen, auf sicherem Grunde zu bauen.

Es geht nicht an, die sehr umfangreiche, gewiß mit vielen Ausschmückungen versehene, aber doch auch ganz bestimmte historische

Nachrichten und viele bezeichnende Einzelheiten enthaltende Erzählung eines Historikers ersten Grades wie des Tacitus über den Feldzug des römischen Oberbefehlshabers Germanicus gegen Arminius im Jahre 16, so abzutun, wie es Delbrück tat, und dabei zwei entscheidende Schlachten, die von Idistaviso und am Angrivarierwall, als entweder nicht geschehen oder doch als unbedeutende Gefechte abzulehnen. Tacitus verpflichtet jeden heutigen Historiker zu den nachhaltigsten Anstrengungen und den ernstesten Untersuchungen. Aber auch die Mitteilungen eines Plutarch über den Zug der Kimbern, Teutonen und Ambronen darf man nicht unausgewertet lassen, zumal er sich auf Poseidonios, einen Zeitgenossen dieses Zuges und einen durchaus anzuerkennenden Gelehrten, stützt. Wir werden ferner sehen, wie die Mitteilungen eines Cassius Dio, die Ereignisse und das, was über sie von älteren Historikern geschrieben wurde, erhellen, obwohl Dio im dritten Jahrhundert lebte. Zu den Zeugnissen, deren Gewicht nur gering angeschlagen werden darf, gehören jedoch die Angaben des Florus, der ein begeisterter Vaterlandsfreund war, aber weit mehr ein Lehrer der Beredsamkeit als ein Historiker.

Grundlagen zur Strategie

Zu den allgemeinen Grundlagen, die von der Vorgeschichtsforschung erarbeitet worden sind, gehört in erster Linie die Feststellung, daß die Germanen einen sehr entwickelten und fortgeschrittenen Ackerbau besaßen. Das ist wichtig, einmal für die Erkenntnis der germanischen Heeresverpflegung und damit für die Beurteilung ihrer Feldzüge, zum andern aber auch für die Bewertung Germaniens als eines Landes, in dem die römischen Legionen sich in starkem Maße zusätzlich verpflegen konnten. Die Feldzüge der Römer waren, wie Delbrück sehr richtig festgestellt hat, in entscheidender Beziehung von der Möglichkeit abhängig, die weit vorstoßenden Truppen ausreichend verpflegen zu können. Wenn Delbrück auf Grund der ihm zur Verfügung stehenden vorgeschichtlichen Ergebnisse annehmen mußte, daß die Verpflegung der Legionen bei größeren Feldzügen in der Hauptsache aus eigenem Nachschub erfolgte, einem Nachschub, der sehr schwierig war und Gefahren mit sich brachte, die sich für die römischen Heere gegebenenfalls tödlich auswirken konnten, so wissen wir heute, daß das bei weitem nicht in diesem Maße der Fall gewesen ist. Die Strategie der Römer mußte die Verpflegungsfrage natürlich berücksichtigen. Da

aber die Feldzüge gewöhnlich, wenn auch nicht immer, zu einer Jahreszeit erfolgten, wo das wohlbebaute Land den Legionen Nahrungsmittel aller Art bot, also im Sommer zur Erntezeit, hing der Ausgang der Feldzüge viel mehr von der Gegenwirkung der Germanen, als vom Eintreffen oder Ausbleiben des Nachschubs ab.

Diese Feststellung ändert das Bild von der germanischen Strategie grundsätzlich, insbesondere was die Strategie des Arminius angeht. Es ist ja auch ein Widerspruch in sich, festzustellen, daß die Heere eines Drusus und Tiberius auf wochenlangen ja monatelangen Feldzügen tief ins Innere Germaniens und bis zur Elbe vordrangen, ohne offenbar durch Verpflegungsschwierigkeiten oder die Gefahren, die dem Nachschub drohten, entscheidend gehindert zu werden, andererseits aber zu behaupten, Arminius habe eine Strategie des Ausweichens vor der entscheidenden Feldschlacht betrieben, den Römern nur einen Kleinkrieg geliefert und insonderheit ihren Nachschub bedroht, so daß die Legionen schließlich aus Mangel an Verpflegung gezwungen waren, Germanien zu verlassen (Delbrück und Frauenholz). Die Strategie des Arminius war auf die Entscheidungsschlacht abgestellt, und zwar auf eine Entscheidungsschlacht, für die der große Cherusker selbst Zeit und Ort entsprechend seinen militärischen Gegebenheiten wählte. Nicht ein Ausweichen, nicht der Kleinkrieg und die Bedrohung des römischen Nachschubs, sondern die Schlachten vor der Weser im Jahre 15 und auf dem Felde von Idistaviso, sowie am Angrivarierwall im Jahre 16, haben den Krieg und damit die Freiheit Germaniens entschieden.

Von wesentlicher Bedeutung ist die Feststellung, daß es von der jüngeren Steinzeit an ständig benutzte Straßen in Germanien gegeben hat, und daß das Straßennetz sich im Laufe der Jahrtausende entwickelte und erweiterte. Im wesentlichen waren diese Straßen keine Kunstbauten, sondern einfache Feld- und Waldwege, den unsrigen vergleichbar. Sie überquerten die Flüsse auf Furten, über Moore aber führten Kunstbauten hinweg, die Bohlenwege, die vielfach ausgegraben worden sind, und deren Konstruktion erkennen läßt, daß die hervorragenden technischen Anlagen im germanischen Wesen sich auch bei ihnen ausgewirkt haben. Es sind keine primitiven Knüppeldämme, sondern sehr geschickt und zweckmäßig konstruierte, oft kilometerlange „Moorbrücken", meist aus bestem Eichenholz erbaut, die sich dem An- und Abschwellen des Moores bei Trockenheit oder Nässe elastisch anpaßten. Auch der Bau von Brücken über Wasserläufe war den Ger-

manen, wie nachgewiesen werden konnte, bekannt. Jedoch dürfen wir solche Brücken nur als Ausnahmeerscheinungen werten. Das wirtschaftliche Leben, dem die alten Handelsstraßen und Wege dienten, hatte keinen Bedarf nach größeren Brückenbauten, die etwa über bedeutendere Flüsse hinwegführen sollten. Wenn von den Römern berichtet wird, daß sie selbst Brücken angelegt haben, so entsprach dies ihren militärischen Bedürfnissen.

Der Handel verband Germanien von der jüngeren Steinzeit ab mit den Mittelmeerländern. Er war zeitweise recht ausgedehnt und entwickelt, insbesondere während der jüngeren Bronzezeit und in den beiden letzten Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung. Damals kamen viele Erzeugnisse italischer Werkstätten nach Germanien, meist im Austausch gegen Bernstein.

Mit dem Handel wird sich aber auch die Kunde von den Völkern, die südlich der Germanen wohnten, bei unsern Vorfahren verbreitet haben. Das ist ein durchaus natürlicher Vorgang, für den wir keiner besonderen Belege bedürfen. Für unsere Untersuchung aber ist diese Feststellung deshalb wichtig, weil sie uns den Schluß gestattet, daß die germanischen Stämme ihre Bauerntrecks oder ihre Kriegszüge nicht aufs Geratewohl, ins Blaue hinein, durchgeführt haben, sondern auf Grund der ihnen durch die Händler übermittelten Kunde. Daß sie ihrerseits Kundschafter und Späher entsandten, bevor sie ihre Züge antraten, ist selbstverständlich. Nur der Glaube an das Barbarentum unserer Vorfahren hat dazu geführt, diese Tatsachen und Selbstverständlichkeiten zu übersehen oder doch nicht in Rechnung zu stellen.

Die Nachrichten über wichtige Ereignisse, die außerhalb Germaniens stattfanden, werden von Mund zu Mund und durch die wandernden Händler verbreitet worden sein. Auch zu dieser Annahme sind wir berechtigt, ohne dafür Belege angeben zu müssen, handelt es sich doch dabei um durchaus natürliche Vorgänge. Im übrigen besitzen wir Belege für solche Nachrichtenübermittlungen, die mitunter sicher durch Germanen selbst, durch Kundschafter, Meldereiter, Abgesandte oder kriegsuntauglich gewordene Rückkehrer überbracht worden sein dürften. Wenn die Kimbern, die in ihrer jütischen Heimat zurückgeblieben waren, nach einer Mitteilung des Strabo dem Augustus als Geschenk den Mischkessel, der bei ihnen am heiligsten war, sandten und ihn um seine Freundschaft und um Amnestie für das einst Geschehene baten, d. h. für die Kämpfe mit den Römern, die mehr als ein Jahrhundert zuvor stattgefunden hatten, dann wird

damit bezeugt, daß diese Kimbern Nachrichten von dem Schicksal ihrer ausgezogenen Landesgenossen gehabt haben müssen.

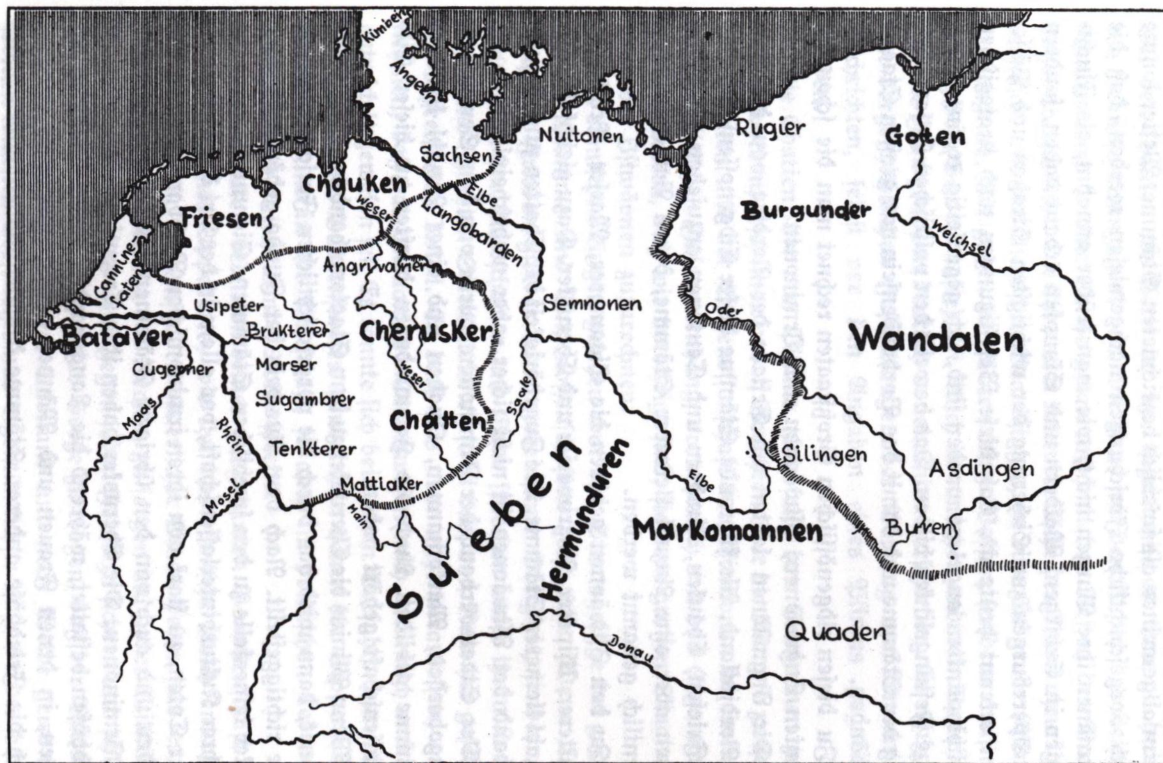
Derartige Nachrichten, für deren Übermittlung oder Weitergabe wir wenigstens innerhalb Germaniens auch die Benutzung von Licht-, Rauch- oder Schallsignalen anzunehmen berechtigt sind, haben selbstverständlich die Maßnahmen und Beschlüsse der germanischen Fürsten und Heerführer beeinflußt. Wenn Ariovist von den in der Heimat gebliebenen Sweben ein Hilfsheer anfordert, dann geschah das, weil er von den militärischen Ereignissen in Südgallien und von den Maßnahmen und Vorbereitungen Cäsars sichere Kunde erhalten hatte. Die Übersendung des Kopfes des Varus an Marbod belegt die Übermittlung wichtiger Nachrichten durch Abgesandte von einem germanischen Fürsten zum andern. In diesem Falle überbrachte der Bote des Arminius den Kopf des Varus als Bestätigung der Siegesnachricht.

Das germanische Staatswesen

Die Vorgeschichtsforschung hat auch zu der Beantwortung der Frage, wie das germanische Staatswesen beschaffen war, manches beitragen können. Im wesentlichen sind wir aber hier auf die Mitteilungen der griechischen und römischen Schriftsteller angewiesen. Für unsere Untersuchung des Heereswesens und der Kriegskunst der Germanen ist die Erkenntnis von größter Bedeutung, daß unsere Vorfahren in großen Staatsverbänden gelebt haben. Als solche werden uns von den Westgermanen die Ingwäonen, Istwäonen und Irminonen (Hermionen) von Tacitus und Plinius genannt. Für die Nordgermanen nennt uns Plinius den Staatsverband der Hillwäonen. Der führende Großstamm der Ostgermanen ist zunächst der der Wandalen gewesen.

Man hat in diesen Stammesverbänden früher in erster Linie Kultverbände sehen wollen und den Schluß auf einen engeren staatlichen Zusammenhang der Stämme abgelehnt. Neuerdings erkennt man jedoch auch von historischer Seite an, daß bestimmte germanische Stämme größere Staatsverbände, gewissermaßen Eidgenossenschaften gebildet haben.

Die Vorgeschichtsforschung konnte feststellen, daß die westgermanischen Stämme zur Zeit des Kampfes mit den Römern Kulturgruppen bilden, in denen sich eine enge Verwandtschaft der Stämme erweist. Es gibt eine rheinisch-westfälische Stammesgruppe, aus der später



Die großen germanischen Stammbünde auf deutschem Boden.

Ingwäonen: Friesen, Chauken. Istwäonen: Cherusker, Chatten. Irminonen: Hermunduren, Markomannen.

die Franken hervorgehen, eine cheruskische und eine chattische, weiter östlich eine hermundurische Stammesgruppe, dann die große Gruppe der im allgemeinen als swebisch bezeichneten Stämme. Weiter konnte durch vorgeschichtliche Forschungen nachgewiesen werden, daß die Germanen ihre Burgen nicht, wie man früher annahm, als Fluchtburgen in Gebirgen, Wäldern und Sümpfen erbaut haben, sondern als Sperrburgen zur Sicherung der wichtigsten Straßen und Pässe. Man erkennt heute an, daß diese Befestigungen nach strategischen Gesichtspunkten angelegt worden sind, sich gegenseitig ergänzen und ganze Festungslinien bilden. Das beweist den politischen Zusammenhang der Stämme und damit das Vorhandensein von großen Staatsverbänden.

Zu diesen eidgenössischen Großstaaten rechnet man die schon genannten Ingwäonen, Istwäonen und Irminonen.

Die Ingwäonen lebten am Gestade der Nordsee von der Ems bis Nordjütland. Als führende Stämme dieser Eidgenossenschaft sind die Friesen, Chauken, Kimbern und Teutonen anzusehen. Zu ihnen kamen aber eine Anzahl kleinerer Stämme, deren Namen nur gelegentlich genannt werden.

Zu den Istwäonen gehören die Sigambrer, Marser, Brukterer, Tenkterer, Usipeter, Angriwarier und Cherusker. Dazu gleichfalls eine Anzahl kleinerer Stämme. Die Zugehörigkeit der Chatten zum Staatsverband der Istwäonen ist nicht sicher, aber wahrscheinlich.

Der Staatsverband der Irminonen wurde von den Semnonen, Langobarden, Markomannen, Quaden und einer Anzahl kleinerer Stämme gebildet. Auch die Hermunduren dürften zu dieser Eidgenossenschaft gehört haben.

Wenn Plinius die Cherusker zu dem Staatsverband der Irminonen rechnet, dann wird das durch die vorgeschichtlichen Forschungsergebnisse richtiggestellt. Nach dem Ausweis der Funde gehören die Cherusker keinesfalls zu den swebischen Stämmen. Sie unterscheiden sich in ihrer Kulturhinterlassenschaft, vor allem in der Art der Bestattung ihrer Toten, zu stark von ihren irminonischen Nachbarn, den Langobarden und auch von den übrigen Stämmen des Staatsverbandes der Irminonen. Die Cherusker haben ihre Toten in kleinen Sippenfriedhöfen bestattet, während die Langobarden große Friedhöfe anlegten, in denen Frauen und Männer getrennt bestattet wurden. Auch die Friedhöfe anderer Stämme des Irminonenbundes haben gewöhnlich ein großes Ausmaß, stellen jedenfalls nicht Sippenfried-

höfe dar. Bei den Irminonen bestattete man die Asche der verbrannten Toten in Urnen und gab den Männern ihre Waffen mit ins Grab. Bei den Chauken als Vertreter der ingwäonischen Gruppe herrscht das Brandschüttungsgrab vor. Die Urne mit den Resten des Leichenbrandes wird in eine Grube getan und mit den Resten des Brandstoßes überschüttet. Die Cherusker taten die Asche des Toten ohne Urne, vermischt mit der Asche des Brandstoßes, in eine Erdgrube (Brandgrubengrab). Sie gaben den Toten keine Waffen, sondern meist nur eine Fibel (Gewandhafte) bei. Auch in mancher anderen Beziehung sind die Fundgruppen deutlich voneinander verschieden. Es muß also den vorgeschichtlichen Feststellungen der Vorrang vor den antiken Nachrichten, selbst vor den Angaben eines Plinius zugebilligt werden.

Die Chatten, die von Plinius gleichfalls den Irminonen zugerechnet werden, erscheinen in den Berichten über die Kämpfe zwischen den Römern und der Eidgenossenschaft der Istwäonen in einem so engen politischen Zusammenhang, vornehmlich mit den Sigambrern und Cheruskern, daß wir berechtigt sind, sie dem großen Staatsverband der Istwäonen zuzurechnen.

Mit römischen Augen gesehen war das Staatsgefüge der germanischen Stämme und Eingenossenschaften recht lose. Wenn Cäsar sagt, „im Frieden gibt es keine gemeinsame Obrigkeit, sondern die Häuptlinge der Landschaften und Gaue sprechen unter ihren Leuten Recht und schlichten Streitigkeiten“, so ist das, von Rom her gesehen, ein begreifliches Urteil. Es darf uns aber nicht veranlassen, anzunehmen, daß das germanische Staatswesen noch urtümlich und unentwickelt gewesen sei. Es konnte sich bei unsern Vorfahren um nichts anderes als um Bauernstaaten handeln, in denen die Sippe wie in der Kultur und in der Wirtschaft, so auch im politischen Leben die tragende und entscheidende Rolle spielte.

Bauernstaaten bedürfen keiner ausgebauten Beamtenschaft und Obrigkeit, keines Apparates, wie ihn das römische Reich entwickelt hatte und besaß. Die Aufgaben bäuerlicher Staatswesen sind es, im Frieden für die Geltung des Rechtes zu sorgen und jeder Willkür zu steuern, im Kriege das Land gegen jeden Feind zu sichern und schließlich in Frieden und Krieg dafür Sorge zu tragen, daß der Volksvermehrung entsprechend neues Ackerland und neue Weide gewonnen werden konnten. Diese letzte und eigentümlichste Aufgabe des bäuerlichen Staatswesens wurde von den germanischen Staatsverbänden

durch die Aufstellung von Heeren erfüllt, die zur Landnahme entsandt wurden. Wir werden darauf noch zurückkommen.

Die Staatshoheit verkörperte sich in der Versammlung aller Freien, dem Ding. Den Beratungen dieser Versammlung gingen Besprechungen voraus, die die ältesten und edelsten Männer, also die Sippenhäupter und Fürsten miteinander führten. Auf dem Ding wurden auch Streitfälle geschlichtet und Recht gesprochen. Man wählte auf dem Ding, wie Tacitus mitteilt, ferner die Richter, denen man hundert Bewaffnete zur Sicherung der Rechtspflege beigab. Diese Mitteilung des Tacitus zeigt schon, daß die Versammlung der Freien nicht nur im Gauverband und im Stamm, sondern auch für die ganze Eidgenossenschaft stattgefunden haben muß. Da die Gebiete der Eidgenossenschaften sehr ausgedehnt waren — das der Istwäonen z. B. vom Rhein bis zur Aller —, ist jedoch nicht anzunehmen, daß sich alle freien Männer zu einem großen Ding des Gesamtstaatsverbandes zusammenfinden konnten. Wir werden also annehmen dürfen, daß diese Großversammlungen von den einzelnen Stämmen durch Abgesandte beschickt wurden, wie das Jahrhunderte später bei den Sachsen der Fall war.

Im Kriege verstraffte sich der Staatsverband so, daß der Oberbefehl auf einen erwählten Heerführer, den Herzog, oder auf eine kleine Anzahl von Männern überging. „Wenn ein Stamm einen Verteidigungs- oder Angriffskrieg führt“, sagt Cäsar, „werden Beamte gewählt, die den Krieg leiten und Macht über Leben und Tod haben.“ Auf den Kriegszustand bezieht sich wohl auch die Mitteilung des Tacitus: „Ihre Könige wählen sie auf Grund ihrer edlen Herkunft, ihre Heerführer nach der Tapferkeit. Aber auch die Könige haben keine unbeschränkte oder willkürliche Gewalt, und die Heerführer leiten mehr durch ihr Beispiel als durch Macht, wenn sie sich, fertig zur Tat, allen sichtbar vor der Schlachtreihe tummeln: durch die Bewunderung, die sie erwecken. Übrigens dürfen sie weder Todesstrafe verhängen noch jemand fesseln; selbst körperliche Züchtigung ist nur den Priestern gestattet, nicht etwa zur Strafe, oder auf Befehl des Fürsten, sondern gleichsam auf Geheiß des Gottes, der nach ihrem Glauben unter den Kämpfenden weilt.“

Nur die großen germanischen Staatsverbände waren in der Lage, Heere aufzustellen, die sich ihrer Größe nach mit den römischen Heeren der Kaiserzeit messen konnten. Die zweihundert Tausendschaften der Sweben kennen wir schon durch Cäsar. Von dem Heerkönig des

Swebenbundes Marbod wird berichtet, daß er ein stehendes Heer von 70000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern gehabt habe. Diese Angabe ist durchaus glaubhaft. Arminius dürfte zeitweise bis zu 100000 Mann geführt haben. Der Staatsverband der Istwäonen, dessen Heerführer Arminius war, konnte gewiß sehr viel mehr Krieger aufbringen, aber es war nicht möglich, sie alle rechtzeitig zur Schlacht zu vereinigen.

Im übrigen sind die Riesenzahlen, die uns in den Quellen begegnen, schon von Delbrück als falsch nachgewiesen worden. Die Kimbern, Teutonen und Ambronen konnten auch mit ihren keltischen Bundesgenossen niemals 400000 Kämpfer stellen. Das gleiche gilt von den Usipetern und Tenkterern, deren Stärke Cäsar auf 430000 Köpfe angibt. Es wird in jedem Einzelfalle zu untersuchen sein, wie stark die germanischen Heere waren. Die Quellen lassen vielfach eine überschlägige Berechnung zu. Von der Vorgeschichte her ist nur festzustellen, daß Einzelstämme je nach ihrer Größe durchaus in der Lage gewesen sein dürften, bis zu 50000 Bewaffnete aufzustellen. Die großen Staatsverbände besaßen sicher mehrere 100000 waffenfähige Männer. Aber es ist für bäuerliche Staatswesen von derartigen Ausdehnungen selbstverständlich, daß eine große Zahl der waffenfähigen Männer auf den Höfen verblieb, und daß auch von den Aufgebotenen nur ein Teil rechtzeitig das Schlachtfeld erreichen konnte.

Das germanische Heereswesen

Die drei Formen

Germanische Heere lernten die Römer aus drei grundsätzlich verschiedenen Anlässen kennen. Die ersten, die den Legionen entgegentraten, waren die Heere der Kimbern, Teutonen und Ambronen. Man ist gewohnt, hier von wandernden Stämmen zu sprechen, die mit Frauen und Kindern durch einen großen Teil Europas, angeblich auf der Suche nach Land, hin und her zogen. Sie wurden jedenfalls als wandernde Stämme von den Römern angesehen. Wie weit die römische Auffassung zutrifft, wird später zu prüfen sein. Es ist aber kein Zweifel, daß die Kimbern, Teutonen und Ambronen nach ihrer Zahl, Ausrüstung und der Art ihres Auftretens eine der drei Sonderformen darstellt, in denen sich das germanische Heereswesen zeigt. Diese Sonderform ergab sich aus der Eigenart des Auftrages und aus dem besonderen Anlaß, der dem Zug zugrunde lag. Es marschierten hier 60—80000 kampfkräftige Männer mit Frauen und Kindern durch Mittel- und Westeuropa. Vieles was die griechischen und römischen Beobachter uns über das germanische Heereswesen melden, bezieht sich nur auf diese eine Sonderform des germanischen Heereswesens. Das trifft insbesondere für all das zu, was über die Anwesenheit von Frauen und Kindern auf dem Schlachtfeld erzählt wird.

Wenige Jahrzehnte nach dem Zug der Kimbern, Teutonen und Ambronen erhielten die Römer von Ariovist Kunde, der im Jahre 72 v. Ztr. mit 15000 Mann über den Rhein ging, um, von den Arvernern und Sequanern zur Hilfe gerufen, die Haeduer in Gallien zu bekämpfen. Als Sold hatten sich die Germanen Land ausbedungen. In vierzehnjährigem Kampfe unterwarf Ariovist die westlich vom Rhein in Gallien lebenden Stämme und ließ weitere Scharen, vor allem die Haruden, nachkommen, denen er Landbesitz verschaffte. Es handelt sich hier zweifellos um einen Feldzug, der die Gewinnung von Ackerland und Weide im Anschluß an schon germanisches Gebiet

zum Ziel hatte. Die Eidgenossenschaft der swebischen Stämme hatte sich schon vorher über den Main nach Süddeutschland vorgekämpft und das Land bis zum Oberrhein nach Siegen über die dort sitzenden keltischen Stämme in Besitz genommen. Ariovist war zur Landnahme westlich des Rheins, vor allem im Elsaß ausgezogen. Er führte ein Heer von Landnehmern, also von Bauernburschen, denen der Sinn nach einem Hof stand, und die als zweite oder dritte Söhne nicht damit rechnen konnten, einen Hof in der alten Heimat zu besitzen. Auch das Heer der Usipeter und Tenkterer dürfte zur Landnahme ausgezogen und ein Heer des Istwäonenbundes gewesen sein.

Auf diese zweite Form des germanischen Heereswesens, das Landnahmeheer, beziehen sich wiederum manche der Angaben der alten Quellen. Das trifft im besonderen zu für die Mitteilung Cäsars: „Wenn einer von den Häuptlingen in der Landesversammlung erklärt, er wolle Führer sein: wer ihm folgen wolle, möge sich melden, dann erheben sich diejenigen, welche die Sache und den Mann gutheißen und versprechen ihren Beistand." Auch die Mitteilung des Tacitus, daß die meisten edlen Jünglinge aus eigenem Antrieb die Stämme aufsuchen, die zur Zeit irgendeinen Krieg führen, dürfte sich auf diese Eigenart des Landnahmekrieges beziehen.

Wenn bei Ariovist zunächst fünf Stämme das Landnehmerheer bilden, dann ist daraus nicht zu schließen, daß etwa diese fünf Stämme zur Landnahme ausgezogen seien, sondern daß sie die Hauptzahl an Kriegern gestellt haben. Es sind sicher auch Hundertschaften oder Tausendschaften junger Krieger aus andern swebischen Stämmen beim Heere des Ariovist gewesen, eben jene, die, wie aus Cäsars Mitteilungen zu schließen ist, auf die Erklärung eines Fürsten, der sich an dem Landnahmezug beteiligen wollte, oder von seinem Stamm dazu erkoren war, sich diesem angeschlossen hatte. Wenn von Marbod erzählt wird, daß er die Markomannen nach Böhmen führte und sich dort ein Reich gründete, dann ist gleichfalls anzunehmen, daß das Heer Marbods nicht nur aus Markomannen, sondern auch aus Hundertschaften und Tausendschaften aller andern swebischen Stämme bestand. Die Markomannen bildeten nur den Kern dieses Heeres, der Stamm war keinesfalls stark genug um 70000 Mann und mehr zu stellen.

Solche Kriegszüge zur Landnahme müssen regelmäßig etwa in jedem Menschenalter einmal von den großen germanischen Staatswesen entsandt worden sein, denn so erklärt sich die ständige Aus-

dehnung des germanischen Volkes über den ganzen deutschen Raum. Es handelt sich also um Unternehmen, die nicht nach Gutdünken oder Wunsch und Wille eines einzelnen Fürsten durchgeführt wurden, sondern um Gemeinschaftsunternehmen aller Stämme einer großen germanischen Eidgenossenschaft. Die Eidgenossenschaft stellte das Landnehmerheer auf, rüstete es aus und sorgte für Nachschub und Ersatz.

Der Heerführer wurde aus den Edelsten und Tapfersten der ganzen Eidgenossenschaft gekürt. Auffallend ist dabei, daß die uns bekannten Führer von Landnehmerheeren Ariovist und Marbod, noch verhältnismäßig junge Männer waren, als sie mit der Führung ihrer Heere betraut wurden. Ariovist dürfte ein Vierziger gewesen sein, als er mit Cäsar zusammentraf. Er war also wohl wenig mehr als dreißig Jahre alt, als er den Oberbefehl über das Landnehmerheer des Irminonenbundes erhielt und mit seinen 15000 Mann über den Rhein ging. Marbod lebte nach seinem Sturz noch achtzehn Jahre in Ravenna. Er ist im Jahre 18 oder 19 gestürzt worden, hat im Jahre 8 v. Ztr. Böhmen und Mähren erobert, also 26 bis 27 Jahre vor seinem Sturz. Er kann kaum dreißig Jahre gewesen sein, als er den Oberbefehl über das Landnehmerheer des Irminonenbundes übernahm.

Wir können aus diesen beiden Beispielen schließen, daß es zu den Gepflogenheiten der germanischen Führung gehörte, nicht etwa einen älteren Fürsten, sondern einen noch jungen Edeling zum Führer eines Landnehmerheeres wählen zu lassen, und wir dürfen annehmen, daß die Teilnehmer an einem Landnahmezug durchweg junge Männer zwischen zwanzig und dreißig Jahren waren.

Die dritte Form, in der die Römer germanische Heere kennenlernten, war das Aufgebot zur Verteidigung der Heimat gegen einen Angreifer. Cäsar hat dieses Aufgebot bei seinen beiden kurzen Vorstößen über den Rhein nach Osten nicht kennengelernt, da es zu keinem größeren Zusammenstoß der Legionen mit den germanischen Aufgeboten kam. Erst die Legionen des Augustus kämpften mit den Heeren, die die Germanen zur Landesverteidigung aufstellten. Diese Heere bestanden aus kampfkräftigen Männern aller in Frage kommenden Altersstufen. Auch sie wurden von Führern befehligt, die aus den Edelsten und Tapfersten gekürt worden waren. Aber wir sehen neben jungen Führern, wie Arminius, auch seinen Oheim Ingiomar, der sicher wenigstens ein Vierziger gewesen ist, während Arminius, nach dem Zeugnis des Tacitus, etwa fünfundzwanzig Jahre alt war, als er die Legionen des Varus vernichtete.

Aus den Quellen dürfen wir entnehmen, daß die Landesverteidigung Sache der germanischen Fürsten war und nicht erst bei einem feindlichen Einfall geregelt wurde. Von Arminius und Ingiomar wissen wir, daß sie Fürsten der Cherusker gewesen sind. Selbstverständlich wurde bei einem feindlichen Einfall nicht erst ein Ding eingerufen, um die Fragen der Landesverteidigung und der Heerführung zu regeln. Das hätte zur militärischen Katastrophe führen müssen. Die Fürsten der Stämme werden also nicht nur das Recht, sondern die Pflicht gehabt haben, in diesen Fällen sofort zu handeln, das Aufgebot ergehen zu lassen, die Führung unter sich zu regeln, Gebiete räumen zu lassen, die Sammelorte für die Aufgebote zu bestimmen usf.

Die drei verschiedenartigen Heeresformen müssen bei der Auswertung der antiken Berichte besonders beachtet werden. Was für die eine zutrifft, braucht für die andern nicht zuzutreffen. Wenn bei den Kimbern, Teutonen und Ambronen etwa ebensoviel Frauen wie Männer mitzogen, dann findet das darin seine Erklärung, daß dieses Heer hunderte von Kilometern fern von den Grenzen des germanischen Volkes zu kämpfen hatte und sich jahrelang mitten in Gebieten befand, deren Bevölkerung als feindlich betrachtet werden mußte.

Das Landnehmerheer des Ariovist wird, als es über den Rhein ging, keine Frauen und Kinder bei sich gehabt haben. Erst nachdem Ariovist sich den gallischen Stämmen gegenüber durchgesetzt hatte, ließ er Frauen und Kinder nachkommen, so daß die Kopfzahl der westlich des Rheins nunmehr angesiedelten Germanen nach Cäsar auf 120000 anwuchs. Ob die von Cäsar angegebene Zahl zutreffend ist, oder ob Cäsar etwa durch die Angabe der Gallier, Ariovist habe sich Land für 120000 Menschen abtreten lassen, zu seiner Mitteilung veranlaßt wurde, soll hier nicht geprüft werden. Wichtig ist das, was Cäsar erzählt, nur, weil sich daraus erkennen läßt, wie eine germanische Landnahme durchgeführt wurde.

Die Aufgebote zur Landesverteidigung führten gleichfalls keine Frauen und Kinder mit sich. Diese werden in den nichtbedrohten Landesteilen daheimgeblieben sein, in den vom Feinde bedrohten Gauen brachte man sie, ebenso wie das Vieh und die wertvollste Habe, in vorbereiteten Verstecken in Sicherheit. Mitunter wurden auch ganze Landstriche geräumt.

Ein Heer, wie das der Kimbern, Teutonen und Ambronen, war fast völlig auf sich selbst angewiesen. Es mußte selber für seine Er-

nährung, Unterbringung während des Winters und für den Ersatz von Waffen und Geräten, aber auch von Mannschaften sorgen. Ein Nachschub aus der Heimat konnte nur als Ausnahme in Rechnung gestellt werden.

Die Landnehmerheere, die unmittelbar an der Grenze des germanischen Volkes kämpften, konnten dagegen von der Heimat aus ständig mit allem versehen werden, was sie brauchten. Sie mußten ihre Verpflegung und Ausrüstung nur insoweit mit sich führen, als sie für die erste Zeit des Kampfes Bedarf hatten.

Bei den zur Landesverteidigung versammelten Heeren machten Verpflegung, Ausrüstung und Ersatz keine sonderlichen Schwierigkeiten, zumal anzunehmen ist, daß jeder Mann einen Mundvorrat für einige Tage mit sich führte. Die Verteidigungsheere konnten sich auch auf feste Plätze stützen, die Burgen, die an strategisch wichtigen Stellen errichtet waren. Für die Unterbringung stand in den Höfen und Dörfern gewiß Raum genug zur Verfügung. Da die römischen Feldzüge meist im Sommer stattfanden, konnten die germanischen Tausendschaften auch im Freien übernachten.

Die Kimbern, Teutonen und Ambronen mußten, ebenso wie die Männer des Ariovist, Wagen mit sich führen, um die Übernachtung zu sichern. Diese Wagen wurden Abend für Abend zu einer Wagenburg zusammengefahren und leisteten den Germanen damit den gleichen Dienst wie den Römern ihre befestigten Nachtlager. Es ist kennzeichnend, daß Nachrichten über germanische Wagenburgen sich nur in den Berichten finden, die von den drei wandernden Stämmen und von den Landnehmerheeren erzählen. Der ausführliche Bericht des Tacitus über die Kämpfe zwischen Arminius und den Römern enthält keine einzige Nachricht über eine germanische Wagenburg.

Ohne den schwerfälligen Troß waren die zur Landesverteidigung aufgebotenen Heere sehr viel beweglicher. Sie waren der Natur der Sache nach auch zahlenmäßig stärker als die Landnehmerheere, deren Stärke von dem Stammbund, der sie aussandte, sicherlich nach dem zu erwartenden feindlichen Widerstand geregelt wurde.

Es ist merkwürdig, daß diese drei an sich so verschiedenen Formen, in denen uns das germanische Heereswesen entgegentritt, von den Forschern bisher gar nicht oder doch nicht zur Genüge beachtet worden sind. Die Gründe für diese auffallende Erscheinung sind recht vielfältiger Natur. Der entscheidende Grund dürfte aber der gewesen sein,

daß man, bewußt oder unbewußt, unter der These vom Barbarentum der Germanen stand und arbeitete.

Die drei Formen des germanischen Heereswesens beweisen nämlich, daß dieses Heereswesen Entwicklungen durchgemacht und einen hohen Stand erreicht hatte. In einem bäuerlichen Volk, das sich noch im Anfang seiner Entwicklung befindet, wird jeder Stamm mit allen seinen Kriegern die Erweiterung der Landesgrenzen durch Krieg mit den Nachbarn erstrebt haben. Wenn die Germanen besondere Heere aufstellten und sie zur Landnahme aussandten, so beweist dies eine fortgeschrittene Entwicklung sowohl ihres Staatswesens wie ihres Heereswesens.

Die Entsendung eines Heeres, wie das der Kimbern, Teutonen und Ambronen mit einem Sonderauftrag weit über die eigenen Grenzen hinaus und mitten in das Gebiet feindlicher Stämme, entspricht in Planung und Durchführung etwa den Feldzügen Alexanders des Großen, eines Scipio in Spanien oder eines Pompejus in Asien. Gewiß wird die von uns im folgenden entwickelte Auffassung über den Kimbernzug bisher von der Fachwissenschaft abgelehnt, aber ohne Angabe von Gründen oder doch nur unter Anführung ganz allgemeiner und daher nichtssagender Behauptungen.

Einzig und allein die Form der Landesverteidigung könnte man als noch urtümlich ansprechen. Da diese Form aber die natürliche ist, konnte sie solange aufrechterhalten werden, wie sie zur Abwehr des Angreifers ausreichte. Als das nicht mehr der Fall war, wurde auch die Form der Landesverteidigung geändert. Gewiß kann man dies auf das überragende Genie eines Arminius zurückführen und darin eine ausreichende Begründung sehen, aber wir meinen, daß auch dieser Vorgang, der im folgenden ausführlich dargestellt wird, die Entwicklungshöhe des germanischen Staats- und Heereswesens kennzeichnet. Im andern Falle hätte eine solch grundlegende Neuordnung auch von einem Arminius nicht so rasch durchgeführt werden können, daß schon Tiberius, der fähigste römische Feldherr jener Zeit, ein Jahr nach der Schlacht im Teutoburger Walde es nicht wagen durfte, tiefer in das germanische Land hineinzustoßen.

Zusammensetzung und Gliederung

Die Zusammensetzung des germanischen Heeres entsprach der natürlichen Gliederung des Volkes und der germanischen Staats-

wesen. Die Grundzelle wurde von den Sippen und Geschlechtern gebildet. In der „Germania" sagt Tacitus: „Nicht das Ungefähr oder eine zufällige Zusammenrottung bilden ein Reitergeschwader oder einen Teil ihres Fußvolkes, sondern Sippen und Geschlechter." Die so gebildeten Grundzellen des germanischen Heeres müssen je nach der Zahl der waffenfähigen Männer, die eine Sippe oder ein Geschlecht stellen konnte, verschieden groß gewesen sein. Sie kamen daher als taktische Einheit nicht in Frage. Als solche wird uns vielmehr die Hundertschaft genannt.

Tacitus sagt: „Im allgemeinen liegt ihre Stärke mehr beim Fußvolk, und deshalb kämpfen sie in gemischten Verbänden, indem sich dem Reitergefecht die Schnelligkeit der Fußkämpfer anpaßt, die sie aus der ganzen Jungmannschaft auslesen und vor der Schlachtreihe aufstellen. Bestimmt ist auch deren Anzahl: Aus jedem Gau eine Hundertschaft."

Hier wird nur die Hundertschaft, die aus auserlesenen Mannschaften zu besonderem Zwecke zusammengestellt ist, bezeugt, aber wir dürfen annehmen und darin stimmen auch alle Fachforscher überein, daß die Hundertschaft die Grundeinheit des germanischen Heeres war. Sie wird bei den zur Landesverteidigung aufgebotenen Heeren, aber auch bei den stärkeren Heeresabteilungen solcher Stämme, die führend an einem Landnahmekrieg beteiligt waren, etwa der Markomannen unter Marbod, und bei den Kimbern, Teutonen und Ambronen aus den wehrfähigen Männern benachbarter Sippen im Regelfalle gebildet worden sein. Im Einzelfalle mögen auch Sippen oder Geschlechter stark genug gewesen sein, um eine Hundertschaft aufzustellen. Bei Landnehmerheeren, wie dem des Ariovist, ist anzunehmen, daß die Gaue der beteiligten Stämme eine oder mehrere Hundertschaften zusammenstellten, je nach der Zahl der Männer, die sich an dem Kriege beteiligten.

Tacitus meint, daß diese Zusammenstellung durch Sippen- und Geschlechtergenossen ein besonderer Ansporn zur Tapferkeit gewesen sei. Er wird damit insofern Recht haben, als jeder einzelne Krieger sich besonders vor den eigenen Verwandten und den Nachbarn scheute, durch Mangel an Tapferkeit oder durch undisziplinierte Verhalten an Geltung und Ansehen zu verlieren. Diese Sippengrundlage sicherte also in stärkstem Maße die Manneszucht im germanischen Heer. Bei den Hundertschaften, die aus den tüchtigsten Kämpfern für Sonderzwecke gebildet wurden, sicherte die gleiche Scheu, seinen Ruf bei den

Kameraden zu verlieren, die Manneszucht. In dieser natürlichen Disziplin waren die Germanen den Legionen überlegen, deren Disziplin künstlich erzielt und aufrechterhalten wurde.

Die natürliche Zusammensetzung nach Sippen, Geschlechtern und Nachbarschaften sorgte auch für einen engen Zusammenhalt während der Schlacht und für ein enges Zusammenwirken, gemäß den Befehlen der Führer dieser Hundertschaften. Die Führung selbst dürfte sich in der Hundertschaft leicht geregelt haben. Die Nachbarn und Sippengenossen, die die Führung dem Würdigsten und Tapfersten aus ihrem Kreis übertrugen, hatten gewiß lange genug Gelegenheit gehabt, jedes einzelne Mitglied der Sippe oder der Nachbarschaft zu prüfen, um den Tüchtigsten zu erkennen. Es ist eine natürliche Auslese, die sich bei einer solchen Gliederung gewissermaßen von selbst ergibt. Streitfälle konnten durch die Ältesten leicht entschieden werden.

Als größere Gliederung ist die Tausendschaft bezeugt. Man wird wohl in der Annahme nicht fehlgehen, daß schon in der Mitteilung Cäsars über die Aufgebote der swebischen Gaue Tausendschaften gemeint sind. Als taktische Körper treten uns die Tausendschaften jedoch in den ersten Jahrhunderten des Kampfes mit den Römern nicht entgegen. Es wird sich also mehr um eine Zwischengliederung und um eine Art Verwaltungseinheit gehandelt haben. So wird die Zahl der Wandalen, die unter Geiserich nach Afrika übersetzten, auf 80 Tausendschaften angegeben, wobei Prokop erklärt, die Tausendschaften wären nicht voll gewesen. Die Tausendschaft tritt also hier als eine Rechnungs- und Verwaltungseinheit in Erscheinung.

Auch die Hundertschaft tritt als Name, als Bezeichnung für die Grundeinheit auf, was Tacitus ausdrücklich hervorhebt. „Was ursprünglich noch eine Zahl war, ist nun ein Name und eine ehrenvolle Bezeichnung.“ Wenn also von Hundertschaften und Tausendschaften gesprochen wird, so heißt das nicht, daß jeweils immer hundert oder eintausend Mann vollzählig beieinander waren. Auch bei den Germanen waren Iststärke und Sollstärke durchaus verschiedene Dinge. Im Unterschied zur Tausendschaft dürfte aber die Hundertschaft eine taktische Einheit gewesen sein, z. B. lösten sich die großen Schlachtteile des Ariovist, nachdem ihr Ansturm in der Schlacht gegen Cäsar zum Stillstand gekommen war, in kleine phalanxartige Truppenkörper zu je drei Hundertschaften auf, die sich nach allen Seiten hin schützten und verteidigten.

Der Keil

Die eigentliche taktische Einheit war bei dem germanischen Fußvolk der Keil. „In der Schlacht stellen sie sich in keilförmigen Haufen auf", sagt Tacitus, und er spricht gleich darauf in seiner „Germania" nochmals von dem „Keil des germanischen Fußvolkes". In seiner Schilderung des Bataverkrieges der Jahre 69/70 hebt der gleiche Historiker ausdrücklich die Aufstellung des germanischen Heeres „in tiefen Schlachthaufen" hervor, die der Bataverführer Civilis beim Aufmarsch seines Heeres zur Entscheidungsschlacht gegen die Legionen des Petilius Cerialis vornahm. Wir werden berechtigt sein, auch für die Schlacht zwischen Ariovist und Cäsar die Aufstellung der sieben Stämme in sieben Schlachtkeilen anzunehmen.

Der Keil war ein Gevierthaufe, dessen Front ebenso lang war wie die Seitenlänge des gebildeten Vierecks. Die Zahl der Glieder, die die Tiefe des Keils bildete, dürfte freilich nicht der Zahl der im ersten Glied in Front stehenden Männer entsprochen haben, sondern geringer gewesen sein, da die Glieder nicht zu dicht aufschließen konnten, wenn sie den freien Gebrauch der Waffen sichern wollten. Bei einer Stärke der Schlachtkeile von etwa 3000 Mann, wie sie für die sieben Schlachtkeile des Ariovist wahrscheinlich ist, werden also nicht etwa 50 bis 60 Mann in Front, und dahinter 50 Glieder gestanden haben, sondern man wird besser mit 80 Mann in der Front und etwa 40 Gliedern in der Tiefe rechnen können.

Die Größe der Schlachtkeile ist nicht feststehend gewesen. Nach den verschiedenen Zahlenangaben, die uns vorliegen, dürften die Keile gewöhnlich etwa 3000 Mann stark gewesen sein. So geht Ariovist mit fünf Stämmen, also Truppenkörpern, über den Rhein; die Gesamtstärke seines Heeres beträgt dabei 15000 Mann. Daß die Keile, die zur Schlacht aufgestellt wurden, im wesentlichen gleiche Stärke hatten, ist anzunehmen. Es ergibt sich also eine Durchschnittsstärke von 3000 Mann. Praktisch werden die Keile aber, je nach den Gegebenheiten und nach dem Schlachtplan gebildet worden sein; so verstärkte Ariovist in der Schlacht gegen Cäsar seinen rechten Flügel wahrscheinlich durch zwei Doppelkeile zu je 6000 Mann.

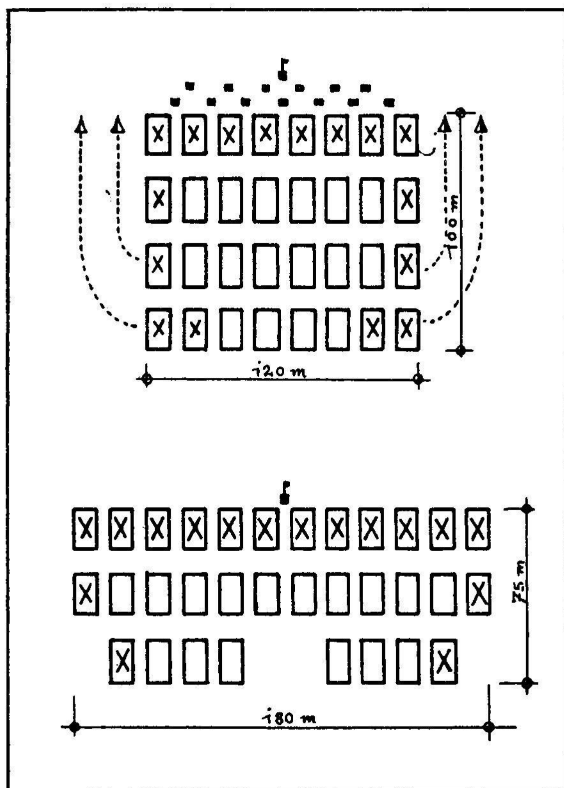
Die Aufstellung des germanischen Heeres erfolgte gewöhnlich in mehreren Keilen, wie das für Ariovist und Civilis ausdrücklich hervorgehoben wird. Die Bildung eines einzigen Keiles aus der gesamten Mannschaft, wie sie für die Kimbern in der Schlacht bei Vercellae

bezeugt wird, dürfte zu den Ausnahmen gehören und ließ sich auch nur dann vornehmen, wenn die Zahl der Kämpfer nicht allzu groß war. Die Kimbern hatten bei Vercellae außerdem besondere Gründe zur Bildung eines einzigen Keiles.

Die Keile griffen, wie von den Ambronen berichtet wird, im Gleichschritt an. Sie konnten Schwenkungen während des Angriffs auf Befehl des Führers vollziehen, wie der Bericht des Plutarch über die Schlacht von Vercellae bezeugt. Sie konnten sich auch, wenn es notwendig wurde, vom Gegner lösen. Ein solcher Rückzug während der Schlacht erfordert eine überdurchschnittliche Manneszucht und Befehlsgewalt der Führer. Hierauf bezieht sich die Mitteilung des Tacitus: „Von seinem Platz zu weichen gilt mehr als ein Zeichen kluger Überlegung, als von Furcht, wenn man nur wieder zum Angriff übergeht." Die Loslösung vom Feinde bzw. der taktische Rückzug werden von den antiken Berichterstattern mehrfach erwähnt, z. B. von Plutarch für die Teutonen und von Tacitus für Arminius, der diese taktische Maßnahme mehrfach mit Erfolg anwendete, um die Römer auf das von ihm gewählte Schlachtfeld zu locken.

Die planmäßige Auflösung der großen Keile und die Umbildung zu neuen taktischen Einheiten ist für die Schlacht zwischen Ariovist und Cäsar schon erwähnt worden. Auch sie konnte nur durch eine wenigstens teilweise Loslösung vom Feind erfolgen.

Die eigentliche Aufgabe des Keils war es, durch die Wucht seines Stoßes die feindliche Schlachtfront zu erschüttern oder gar zu durchstoßen. Gelang der Stoß durch die feindliche Front hindurch, so konnte der Keil sich nach den Seiten entfalten und damit die feindliche Schlachtlinie aufrollen. Kam der Stoß des Keiles jedoch zum Stillstand, dann behielt der Gevierthaufen seine Gestalt natürlich nicht mehr bei. Die Hundertschaften der hinteren Glieder schwenkten vielmehr nach den Seiten aus und es entstand eine phalanxartige Schlachtlinie, insbesondere dann, wenn wie üblich mehrere Schlachtkeile nebeneinander kämpften. Der Abstand der Keile voneinander wird von den germanischen Heerführern in Voraussicht dieses Manövers entsprechend gewählt worden sein. Cäsar spricht davon, daß die Schlachtkeile des Ariovist „nach ihrer Gewohnheit rasch eine Phalanx bildeten und so den Schwertangriff (der Römer) auffingen". Die Umbildung zu kleinen phalanxartigen Einheiten, die uns Dio mitteilt, dürfte erst später erfolgt sein, als sich die Überzahl der Römer auszuwirken begann und sich der Sieg dem römischen Feldherrn zuneigte.



Der germanische Keil.

Wahrscheinliche Zusammensetzung eines germanischen Keils von rund 3000 Mann aus 32 Hundertschaften.

[X] Eine außer mit der Lanze mehr als gewöhnlich mit Nahkampfwaffen wie Schwert oder Axt ausgerüstete Hundertschaft.

[ ] Eine außer mit der Lanze mehr als gewöhnlich mit Speeren zum Fernkampf ausgerüstete Hundertschaft.

Als Abstand von Mann zu Mann zum freien Gebrauch der Waffen wurden für die Front 1,50 m für die Glieder, in der Tiefe 2,50 m angenommen.

Die theoretische Zeichnung zeigt die Entwicklung des germanischen Keils durch Herausschwenken der Hundertschaften zur Phalanx.

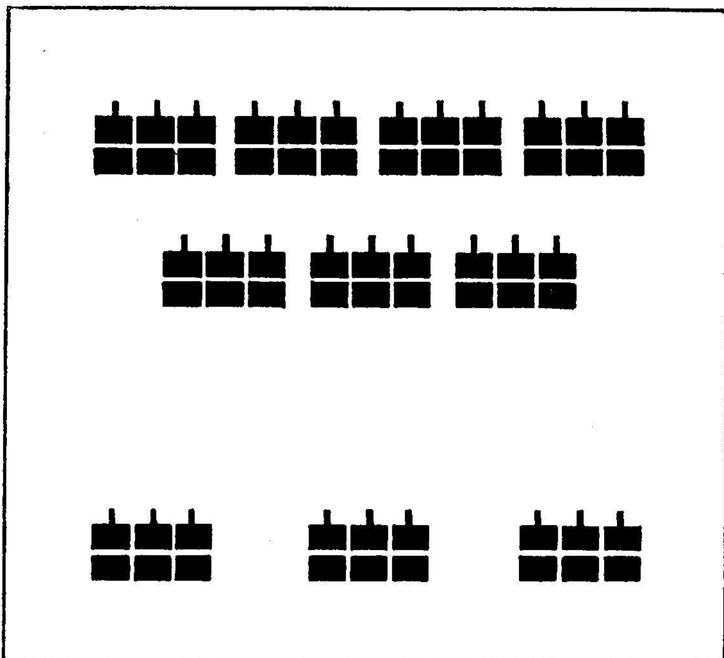
Die Auffassung, daß der germanische Schlachtkeil seiner Form nach ein wirklicher Keil gewesen sei, ist schon von Delbrück mit guten Gründen zurückgewiesen worden. Nur insofern wird man berechtigt sein, eine stumpfe Keilform den großen Schlachthaufen der Germanen

zuzubilligen, als sicher vor der Schlacht die Führer, also das Offizierkorps, von dem wir noch hören werden, an die Spitze des Gevierthaufens traten. Im Augenblick des Aufprallens auf die feindlichen Schlachtreihen konnte diese stumpfe Spitze nicht mehr beibehalten werden. Wenn Delbrück annimmt, daß aus dem Keil unmittelbar nach dem Aufprall eine Phalanx gebildet wurde, dann möchten wir dieser Annahme widersprechen. Der Gevierthaufe dürfte zunächst seine Form beibehalten haben, um durch seine massierte Waffenwirkung den Druck und die Wucht des Stoßes zu erhöhen. Erst wenn die vordersten Glieder zum Stillstand gekommen waren, dürfte — und zwar auf Befehl — das Manöver zur Phalanxbildung durchgeführt worden sein.

Hundertschaft und Keil sind ebenso bezeichnend für das germanische Heereswesen, wie Kohorte und Legion für das römische. Der Keil als taktische Form des germanischen Fußvolks wird uns noch von Ammian für die Schlacht bei Straßburg zwischen den Alamannen und Julian, im Jahre 357, ausdrücklich bezeugt: „Als unsere Offiziere sahen, wie sich die Feinde, schon ganz nahe, in dichten Keilen formierten, standen sie wie angewurzelt.“ Wie Kohorte und Legion bei den Römern so sind auch Hundertschaft und Keil das Ergebnis einer militärischen Entwicklung. Es ist nicht anzunehmen, daß die Germanen bei ihren Kämpfen gegen Illyrer und Kelten am Ausgang der Bronzezeit bereits in Hundertschaften und Tausendschaften gegliedert und in Keilen formiert, gefochten haben. Vorausgegangen dürfte auch hier der Kampf in phalanxartigen Haufen oder in Einzelhaufen, je nach Gelegenheit, gewesen sein. Da die Phalanx von Cäsar als den Germanen bekannt bezeugt ist, muß man im Keil das Ergebnis einer Entwicklung sehen. Die Aufgliederung der Schlachtfront in Keile erhöhte die Manövrierfähigkeit und die Stoßkraft. Der Keil ist ein bezeichnender Ausdruck des germanischen Angriffsgeistes.

Das germanische Heereswesen, das sich im Laufe von zwei Jahrtausenden entwickelt hatte, war dem seiner Nachbarn in jedem Falle überlegen, wie das Vordringen des germanischen Volkes und die Inbesitznahme vorher illyrischen oder keltischen Gebietes einwandfrei beweisen. Historisch steht außerdem fest, daß die Kimbern, Teutonen und Ambronen siegreich das große keltische Gebiet von der mittleren Donau bis Gallien und Spanien durchzogen haben, und daß Ariovist die gallischen Stämme, die sich gegen ihn verbündet hatten, besiegte.

In seiner taktischen Brauchbarkeit erwies sich der Keil als der römischen Taktik durchaus gewachsen. Eine Schlachtfront, die in Keilen



Römische Legion der Kaiserzeit in Schlachtordnung.

Die 10 Kohorten der Legion sind in 3 Treffen aufgestellt. Das 3. Treffen ist von den beiden ersten etwas abgesetzt.

Jede Kohorte ist in 3 Manipel zu je 2 Zenturien gegliedert.

Zu jeder Legion gehören außer den 10 Kohorten als Kerntruppen noch die regulären Auxiliarkohorten, die aus Bewohnern des römischen Reiches gebildet wurden. Die Angaben über die Zahl der Auxiliarkohorten schwanken. Nach Tacitus waren sie gleichstark mit den römischen Kohorten der Legion. Nach Vegetius war die Zahl der Legionare größer.

Zu jeder Legion gehörte eine Legionsreiterei zu 120 Mann, zu jeder Kohorte 66 Artilleristen mit 6 Geschützen. Die Kohorte mit Stab und Artilleristen hatte eine Sollstärke von 555 Mann und zwar 9 Mann Stab, 6 Zenturien zu 80 Mann = 480 Mann und 11 Artilleristen für jedes Geschütz = 66 Mann. Zu jeder Legion gehörte gewöhnlich ein Veteranenvexillum von 504 Mann. Der Legionsstab hatte 46 Mann.

gegliedert ist, erscheint zwar zunächst als weniger beweglich als die römische Schlachtfront mit ihren drei Treffen und ihrer Kohortengliederung. Eine Durchprüfung der über die verschiedenen Schlachten vorliegenden Berichte wird jedoch zeigen, daß die Überlegenheit der römischen Schlachtreihen in diesem Punkte nicht so groß war, wie man bisher im allgemeinen angenommen hat. Die Manövrierfähig-

keit und Manövrierkunst der Keile stand der der römischen Kohorten nicht wesentlich nach und der Mangel an Beweglichkeit wurde durch die größere Angriffswucht ausgeglichen. Es ist bezeichnend, daß den Römern fast durchweg nur dann ein Sieg über germanische Heere gelang, wenn sie zahlenmäßig stark überlegen waren. Das gilt für die Siege des Marius, wie für die Cäsars und der Feldherren des Kaisers Augustus.

Die Manövrierkunst des germanischen Fußvolks, die mehrfach belegt ist, hat zur Voraussetzung, daß die Germanen schon im Frieden Übungen in kleinen und großen Verbänden vorgenommen haben müssen. Von der germanischen Reiterei wird dies ausdrücklich schon von Cäsar hervorgehoben. Wenn Frauenholz meint, „germanische Reiterei hat sich als merkwürdig geschlossen und beweglich erwiesen. Merkwürdig deshalb, weil es schwerer ist, eine Reitertruppe zu schulen und attackenfähig zu machen als eine Truppe zu Fuß, und die gleiche Geschlossenheit und Manövrierfähigkeit ist beim germanischen Fußvolk nicht erreicht worden“, dann irrt er sich. Er hätte aus der Feststellung, daß die germanische Reiterei geschult worden ist, darauf schließen müssen, daß auch das Fußvolk eine ähnliche Schulung erhielt.

Die Reiterei

Für die germanische Reiterei sind taktische Einheiten oder Gliederungen aus den Berichten nicht erkennbar. Auch die auftretenden Zahlen lassen keine Schlüsse auf die Art der Gliederung, die wir voraussetzen müssen, zu. Ariovist hatte 6000 Reiter bei seinem Heer. In dem Bericht über die Usipeter und Tenkterer erwähnt Cäsar 800 germanische Reiter, die die römisch-gallische Reiterei, in Stärke von 5000 Mann, in die Flucht schlugen. Nach dem zweiten Übergang Cäsars über den Rhein griffen 2000 berittene Sigambrer das Lager Cäsars an. In Marbods Heer befanden sich 4000 Reiter. Diese Zahlen lassen keinen Schluß auf die Stärke der germanischen Geschwader, die als taktische Einheiten vorausgesetzt werden müssen, zu.

Die Überlegenheit der germanischen Reiterei wird von den Römern mehrfach bezeugt. Tacitus teilt uns mit, daß die germanischen Reiter ihre Attacken geradeaus ritten, aber auch Rechtsschwenkungen vollführen konnten: „Die sie in so festgefügter Reihe ausführen, daß keiner hinter der Linie zurückbleibt.“

Cäsar teilt uns mit: „Im Reitergefecht springen sie oft von den

Pferden und kämpfen zu Fuß. Sie haben ihre Pferde daran gewöhnt, auf demselben Fleck stehenzubleiben und ziehen sich, wenn es not tut, rasch auf sie zurück." Diese Mitteilung zeigt, daß die germanische Reiterei nicht nur Attacken ritt, sondern, je nach der Lage, selbst im Reitergefecht auch als Fußvolk eingesetzt werden konnte.

Die gemischten Verbände und Sonderabteilungen

Berühmt ist die Mitteilung Cäsars über eine Sonderform des germanischen Kampfes, bei dem Reiter und Fußkämpfer zusammenwirkten. Er erzählt: „Die Art des Kampfes, in der sich die Germanen geübt hatten, war folgende: Es waren 6000 Reiter, dazu ebensoviel Fußkämpfer, und zwar die schnellsten und tapfersten, die sich die einzelnen Reiter aus der ganzen Masse, jeder einen, zu seiner eigenen Sicherheit ausgewählt hatten; zusammen mit diesen kämpften sie in der Schlacht. Auf sie pflegten sich die Reiter zurückzuziehen; sie eilten, wenn es heiß zuging, zusammen; wenn einer schwer verwundet vom Pferde gesunken war, stellten sie sich als Verteidiger um ihn herum; wenn es erforderlich war, irgendwohin weiter vorzustoßen oder rasch zurückzugehen, dann zeigten sie dank langer Übung eine solche Schnelligkeit, daß sie, sich an die Mähnen der Pferde klammernd, mit ihnen im Lauf Schritt hielten."

Tacitus, der diese Mitteilungen Cäsars ausgewertet hat, teilt darüber hinaus noch mit, daß diese gemischte Truppe vor der Schlachtreihe aufgestellt wurde.

Aus den verschiedenen Berichten über die Kämpfe der Germanen und Römer ergibt sich freilich keine Bestätigung für diese Behauptung des Tacitus. Eine solche gemischte Truppe war vorzüglich geeignet für Plänkeleien und kleine Scharmützel. Es ist aber nicht zu sehen, welchen sonderlichen Nutzen sie in einer rangierten Feldschlacht gegen die römischen Legionen gehabt haben können. Ariovist hat denn auch offenbar auf den Einsatz einer solchen gemischten Truppe während der Schlacht verzichtet. Er dürfte sie jedoch mit Erfolg in den Tagen vor der Schlacht zur Beunruhigung des Gegners verwendet haben. Und wir dürfen annehmen, daß diese gemischte Truppe auch an den kleineren Gefechten beteiligt war, von denen uns Tacitus, im Rahmen seiner Schilderung der Feldzüge gegen Arminius mehrfach berichtet.

Um das Bild zu vervollständigen, ist darauf hinzuweisen, daß mehrfach davon berichtet wird, daß die Germanen Fernkämpfe ge-

führt haben. Wir dürfen annehmen, daß für diesen Zweck Truppenabteilungen, überwiegend Speerwerfer, besonders eingesetzt wurden. Dio erwähnt weiter aus Anlaß seiner Schilderung der Schlacht im Teutoburger Walde germanische Sonderabteilungen, die „vorher Aufklärerdienste geleistet hatten". Späher der Ubier bezeugt uns Cäsar, und Velleius spricht von Vorposten des Heeres, das Marbod befehligte, Tacitus von Wachtposten bei der Belagerung von Aliso.

Alle diese Mitteilungen ergeben das Bild eines hochentwickelten Heereswesens. Neben den großen Keilen des Fußvolkes erscheint eine vorzüglich geschulte Reiterei. Sonderverbände, die aus erlesenen Fußkämpfern und Reitern zusammengesetzt sind, werden für Sonderzwecke eingesetzt. Aufklärer erkunden den Marsch und die Stellung der römischen Legionen. Der Fernkampf ist den germanischen Truppen durchaus geläufig und wird wahrscheinlich von Sonderabteilungen durchgeführt. Das einzige, was, gemessen an dem römischen Heereswesen, bei den Germanen fehlt, sind die technischen Truppen, die bei den Römern dann eingesetzt wurden, wenn eine Belagerung notwendig war, oder wenn es galt, wie in der Schlacht am Angrivarierwall, ein den Durchbruch hinderndes Festungswerk sturmreif zu machen. Das Fehlen technischer Truppen reicht aber nicht aus, um dem germanischen Heereswesen eine mangelnde Entwicklung nachzusagen. Unsere Vorfahren hatten bis zu ihrem Zusammenstoß mit den Römern keinen Bedarf nach der Entwicklung einer besonderen technischen Truppe gehabt. Es war ihnen auch ohne diese gelungen, die illyrischen Burgen, wie die vorgeschichtlichen Untersuchungen erwiesen haben, zu erstürmen und die Kelten zur Räumung ihrer befestigten Bergstädte zu zwingen. Auch in dem fünfhundertjährigen Kampf mit dem römischen Reich blieb die Feldschlacht, die die Germanen suchten, entscheidend. Die Alamannen überrannten den römischen Limes und ihnen, wie den andern germanischen Stämmen, fielen, auch ohne daß sie eine besondere technische Truppe entwickelten, schließlich doch die römischen Festungen und Städte in die Hand.

Die Ausbildung

Aus der Manövrierkunst der germanischen Schlachtkeile muß der Schluß gezogen werden, daß diese germanischen Krieger nicht nur im Gebrauch ihrer Waffen, sondern auch im Kampf in kleineren und

größeren Verbänden schon im Frieden durchgebildet worden sind. Ein Haufen von nur im Gebrauch der Waffe geübten Kriegern wird in der Schlacht gegen einen durchgebildeten Gegner, wie es die Römer waren, sehr bald versagen, mag der einzelne Krieger an Mut und Tapferkeit, auch an Todesverachtung seinen Gegner noch so sehr übertreffen. Wir müßten allein auf Grund der uns vorliegenden Kampfberichte also den Schluß ziehen, daß auch im Frieden öfter oder gar regelmäßig Übungen im größeren Verbande vorgenommen wurden. Im übrigen wird uns durch die alten Schriftsteller mehrfach bezeugt, daß die Germanen solche militärischen Übungen zur Ausbildung der Mannschaft durchgeführt haben.

Cäsar, der als militärischer Beobachter voransteht und als Autorität ersten Grades zu gelten hat, sagt aus Anlaß der Schilderung der Zustände bei den Sweben: „So erleidet weder der Ackerbau noch die Kenntnis und Übung im Kriegswesen eine Unterbrechung.“ Von den Germanen allgemein erklärt er: „Ihr ganzes Leben besteht in Jagden und kriegerischen Übungen, von Jugend auf suchen sie Anstrengungen und Abhärtungen ... Raubzüge, die außerhalb des Gebietes des eigenen Stammes stattfinden, haben bei ihnen nichts Entehrendes, vielmehr finden diese, wie sie behaupten, zur Übung der jungen Mannschaft und Verminderung des Müßigganges statt.“ Von den Reitern des Ariovist sagt er: „Die Art des Kampfes, in der sich die Germanen geübt hatten, war folgende: Es waren 6000 Reiter, dazu ebensoviel Fußkämpfer ...“ Und er betont noch einmal in der weiteren Schilderung dieser aus Reitern und Fußvolk gemischten Truppe, daß sie „dank langer Übung eine solche Schnelligkeit zeigten, daß sie, sich an die Mähnen der Pferde klammernd, mit ihnen im Lauf Schritt hielten“. Es kann kein Zweifel daran sein, daß Cäsar bei der Schilderung dieser besonderen germanischen Kampfesart das Üben in großen Verbänden bezeugt. Auch seine Bemerkung über die „Raubzüge“ zur Übung der jungen Mannschaft bezieht sich zweifellos auf ganze Verbände, nicht etwa auf den einzelnen Mann, der in der Heimat genügend Gelegenheit hatte, sich im Waffenhandwerk zu üben.

Wenn Tacitus erklärt: „Keine Tätigkeit aber im Dienst der Allgemeinheit oder in persönlicher Sache führen sie unbewaffnet, doch ist Waffen zu tragen nicht eher für einen üblich, als bis die Volksgemeinde ihn als tauglich befunden hat“, dann wird diese von der Volksgemeinde vorgenommene Prüfung der jungen Krieger sich nicht

nur auf die Handhabung der Waffen allein, sondern auch auf das Kämpfen in kleineren und größeren Verbänden bezogen haben. Wir sind zu dieser Annahme um so mehr berechtigt, als Tacitus weiter sagt: „Dann schmückt in öffentlicher Versammlung einer der Führer oder der Vater oder ein anderer Verwandter den Jüngling mit Schild und Speer. Dies ist bei ihnen das Männerkleid, dies die Ehre ihrer Jugend. Bis dahin gelten sie als ein Glied des Hauses, von nun an als eins der Volksgemeinschaft." Es handelt sich also nicht nur um eine Aufnahme der Jünglinge unter die Männer, sondern in die Volksgemeinschaft. Die Sippe ist allein nicht in der Lage, eines ihrer Glieder für waffenfähig und erwachsen zu erklären. Die Waffenweihe erfolgt vor der Volksgemeinde, also mit anderen gleichaltrigen Jünglingen gemeinsam. Schon aus diesem Grunde ist anzunehmen, daß nicht nur der einzelne für sich geprüft, sondern die ganze Schar der Jünglinge gemeinsam, also auch als militärischer Verband geprüft wurde.

Das Offizierkorps

Würden über die Frage, ob Übungen in kleineren und größeren Verbänden stattgefunden haben, nach diesen Zeugnissen, vor allem aber nach den Angaben Cäsars, noch irgendwelche Zweifel bestehen, dann werden sie durch weitere Mitteilungen des Tacitus beseitigt. Die Übung im Waffengebrauch, soweit sie den einzelnen Jüngling betrifft, konnte durch den Vater oder einen anderen Mann der Sippe geleitet werden, die Übung im Verband setzt jedoch das Vorhandensein von militärischen Ausbildnern — wie wir heute sagen würden von Offizieren und Unteroffizieren — voraus. Tacitus bezeugt uns nun zweifelsohne, daß solche Ausbildner vorhanden waren, daß es ein Offizier- und Unteroffizierkorps bei jedem Stamm und in jedem Gau gegeben hat, das von Amts wegen die Durchbildung der jungen Leute vorzunehmen hatten. Er erklärt unmittelbar im Anschluß an die zitierte Stelle:

„Hervorragender Adel oder besondere Verdienste der Väter erwirken sogar ganz jungen Männern Auszeichnung von seiten des Fürsten. Sie schließen sich den anderen Stärkeren und längst Erprobten an, und es ist kein Grund zum Erröten, unter den Gefolgsleuten gesehen zu werden. Die Gefolgschaft selbst hat sogar verschiedene Grade nach dem Ermessen desjenigen, dem sie folgt; und groß ist sowohl der Eifer der Mannen, wer den ersten Platz bei seinem Führer

erhält, wie auch der der Führer, wer von ihnen die meisten und schneidigsten Mannen hat. Das verleiht Würde, das macht, stets von einer stattlichen Schar auserlesener Jünglinge umgeben zu sein, im Frieden Ehre, im Kriege Schutz. Und dies macht nicht nur beim eigenen Volk, sondern auch bei den benachbarten Stämmen den einzelnen bekannt und berühmt, wenn sein Gefolge durch Zahl und Tüchtigkeit hervorragt; sie werden dann wohl durch Gesandtschaften aufgesucht, durch Geschenke geehrt und schlagen meist schon durch ihren Ruf Kriege nieder."

Die Gefolgschaft der Fürsten, die uns Tacitus hier schildert, ist das Offizier- und Unteroffizierkorps, von dem wir anzunehmen berechtigt sind, daß es zur Ausbildung der Jungmannschaften in Verbänden eingesetzt wurde. Tacitus bezeugt, daß es in der Gefolgschaft verschiedene Rangstufen gab. Er bezeugt ferner, daß die Gefolgschaft keine ausschließlich private Sache der Fürsten gewesen ist, wenn er mitteilt: „Bei den einzelnen Stämmen besteht die Sitte, freiwillig und Mann für Mann von ihren Herden oder Erntevorräten einen Beitrag an die Führer zu entrichten, ein Brauch, der, als ehrenvoll empfunden, zugleich ihrer Notlage abhilft. Sie freuen sich besonders über Geschenke von benachbarten Stämmen, die nicht nur von einzelnen, sondern auch von Gemeinde wegen geschickt werden: auserlesene Pferde, prächtige Waffen, Brustschmuck und Halsringe."

Die Fürsten erhalten also von allen Bauern ihres Gaues oder Stammes Abgaben, um das Offizier- und Unteroffizierkorps, dessen Bildung ihre Pflicht war und zu ihrem Dienst am Stamme gehörte, unterhalten und ausrüsten zu können. Die Ausrüstung des einzelnen Kriegers war Sache des Mannes selbst oder seiner Sippe. Auch die Verpflegung regelte in Friedenszeiten der einzelne oder die Sippe.

Die germanischen Fürsten haben sicher über mehr Acker und Weide, Vieh und fahrende Habe verfügt als der einzelne Bauer oder eine durchschnittliche bäuerliche Sippe. Aber selbst dann, wenn sie mehrere Höfe besaßen, oder vielleicht vom Stamm oder dem Gau zur Nutzung erhalten hatten, waren sie zweifellos nicht in der Lage, eine größere Gefolgschaft ständig unterhalten zu können, da die Ausrüstung und Verpflegung der Gefolgschaft durch die Fürsten geregelt wurde; auch die Kriegsbeute dürfte nicht ausgereicht haben, um Ausrüstung und Verpflegung der Gefolgschaften ständig zu sichern. Deshalb waren

die Fürsten auf die freiwilligen Abgaben der Bauern angewiesen. Es ist bekannt, daß sie diese Abgaben nicht erzwingen konnten. Wenn die Bauern sich aber aus freien Stücken dazu bereit fanden, dann geschah das nur, weil sie von der Notwendigkeit überzeugt waren, durch diese Gefolgschaften den Ausbildungsstand der Jungmannschaft des Gaues oder Stammes zu erhalten und zu erhöhen.

Zu den Aufgaben, die das bäuerliche Staatswesen der Germanen erfüllen mußten, gehörte die Sicherung der Landesverteidigung. Es gehörte gewiß zu den Dienstobliegenheiten der Fürsten, schon im Frieden für die Sicherung der Landesverteidigung weitgehend Vorsorge zu treffen. Die Bildung von Gefolgschaften und der Einsatz dieser Gefolgschaften zur Ausbildung der Jungmannschaften waren also Staatsaufgaben, der sich die Fürsten unterzogen.

Wir dürfen dabei ruhig annehmen, daß die Fürsten ihre Gefolgschaftsmitglieder auch für private Ziele einsetzten, und daß die Gefolgsmänner bei dem engen persönlichen Verhältnis, das sie nach dem Zeugnis des Tacitus zu ihren Führern hatten, auch die privaten Fehden ihrer Fürsten willig mitmachten. Bekanntlich hat es eine solche private Fehde zwischen Arminius und Segestes gegeben, die ihren Grund in der Entführung der Thusnelda, der Tochter des Segestes, durch Arminius hatte. Tacitus erzählt, daß Arminius den Vater seiner Frau in seiner Burg belagert habe, und daß Segestes einmal den Arminius gefangen genommen hatte, wie auch Segestes durch Arminius gefangengesetzt worden war. Diese Fehde war zweifellos nicht Sache einzelner Gaue der Cherusker, sondern Privatsache der beiden Fürsten. Sie wurde mit Einsatz der Gefolgschaften geführt. Wir können jedoch davon überzeugt sein, daß die Hauptaufgabe der Gefolgschaften die Schulung der Jungmannschaften gewesen ist.

Es fällt auf, daß Cäsar uns nichts über germanische Gefolgschaften mitteilt, aber es wäre verfehlt, daraus den Schluß zu ziehen, daß das Gefolgschaftswesen erst in dem halben Jahrhundert zwischen Cäsar und Arminius entstanden sei. Wir werden vielmehr annehmen dürfen, daß Cäsar diese Gefolgschaften nicht beobachtet hat, weil er die Germanen nur im Kampf sah. Während der Schlacht aber und selbstverständlich auch während der einzelnen Gefechte oder militärischen Unternehmnungen traten die Gefolgsmänner der Fürsten als Offiziere in die Truppe ein oder bildeten an der Spitze der Schlachtkeile die Vorkämpfer.

Das Gefolgschaftswesen der Gallier, von dem uns Cäsar erzählt,

wird auf die gleichen Notwendigkeiten der Sicherung der Landesverteidigung durch Schulung der Jungmannschaften zurückgehen wie das germanische. Es hatte zu Cäsars Zeiten aber bereits seinen Charakter weitgehend verändert und war zur Privatsache der Adligen geworden. Da Germanen und Kelten viele Jahrhunderte als Nachbarn miteinander Kriege führten, ist es selbstverständlich, daß die Formen ihres Heereswesens einander sehr angeglichen waren. Auch von den Kelten wird ja berichtet, daß sie in großen Gewalthaufen, in Keilen, zur Schlacht antraten. Sowohl der Keil als taktische Einheit wie auch die Gefolgschaft als Offizier- und Unteroffizierkorps, sind gewiß auf beiden Seiten im Verlauf der gegenseitigen Kämpfe aus Vorformen entwickelt worden und jedenfalls älter als die Bekanntschaft der Römer mit den Germanen. Bei dem Charakter der Gallier, den uns Cäsar schildert, vor allem bei den Parteiungen, die sich bis in die Sippen hinein auswirkten, mußte gerade das Gefolgschaftswesen bei den Galliern eine andere Entwicklung nehmen als bei den Germanen, von denen Cäsar bezeichnenderweise nichts Ähnliches berichtet. Da die natürlichen Grundlagen des germanischen Heereswesens, die Sippe und die Nachbarschaft, noch gesund waren, war die Manneszucht bei den Heeren unserer Vorfahren sehr viel straffer und wirksamer als bei den Kelten. Das erklärt schon die militärische Überlegenheit der Germanen über ihre Nachbarn.

Die Bewaffnung

Folgt man den antiken Berichten, dann ist die Bewaffnung unserer Vorfahren sehr unzureichend gewesen. In der „Germania" behauptet Tacitus: „Nicht einmal Eisen kommt reichlich vor, wie sich aus der Art ihrer Bewaffnung ergibt. Nur wenige haben Schwerter oder größere Speere. Sie benutzen meist Spieße oder — nach ihrer eigenen Bezeichnung — ‚Framen' mit schmalem kurzem Eisen, das aber so scharf und geschickt zum Gebrauch ist, daß sie mit demselben Geschoß, je nachdem es die Umstände erfordern, im Nah- und Fernkampf fechten. Auch die Reiter haben nur Schild und Frame, die Fußkämpfer dagegen schleudern auch leichte Spieße — jeder führt mehrere — auf unglaubliche Entfernung. Dabei sind sie selbst nackt, oder doch nur mit einem kurzen Überwurf bekleidet. Kein Prahlen mit Waffenschmuck; nur ihre Schilde verzieren sie durch auserlesene Farben. Nur wenige haben einen Panzer. Kaum einer oder der andere Helm oder Lederkappe."

Man muß beachten, daß Tacitus seine Germania im Jahre 98 schrieb, also fast ein Jahrhundert nach der Schlacht im Teutoburger Wald und rund drei Jahrzehnte nach dem Bataverkrieg, zu einer Zeit also, wo die Germanen sich schon längst, wenn sie es nötig gehabt hätten, nach römischer Weise aus Beutewaffen oder aus eingeführten Schwertern und sonstigen Rüstungsstücken hätten ausreichend bewaffnen können, ausreichend wenigstens im römischen Sinne.

Bei seiner Schilderung der Feldzüge gegen Arminius läßt Tacitus den römischen Feldherrn Germanicus vor der Schlacht von Idistaviso zu seinen Truppen sagen: „Der Germane hätte weder Panzer noch Helm; nicht einmal ihre Schilde seien mit Eisen oder Leder verstärkt. Sie beständen nur aus Weidengeflecht, oder wären dünne, buntgefärbte Bretter. Die erste Reihe ihres Heeres möge einigermaßen mit Lanzen ausgerüstet sein, die andern hätten doch nur vorn angebrannte oder kurze Speere."

Cassius Dio behauptet bei seiner Darstellung der Entscheidungsschlacht zwischen Cäsar und Ariovist, daß die römischen Schwerter den germanischen überlegen gewesen wären, weil sie kürzer waren und weil ihre Schneiden aus Stahl waren. Es ist sogar behauptet, worden, daß die langen Hiebschwerter der Germanen so weich gewesen wären, daß sie sich bei jedem Hieb verbogen hätten.

Auf diesen Berichten fußend, hat man die Bewaffnung der germanischen Krieger bisher meist als unzureichend und, wie E. v. Frauenholtz sich ausdrückt, als „zu wenig reglementarisiert" angesehen.

Die Auffassung, daß die Germanen arm an Eisen gewesen wären, ist von der Vorgeschichtsforschung längst widerlegt. Obwohl Jahrhunderte hindurch die Grabbeigaben sehr spärlich sind, und obwohl von der älteren Eisenzeit ab die Verwahr- und Weihefunde immer seltener werden, zeigen doch Einzelfunde, daß die Verwendung von Eisen sowohl beim Schmuck wie bei der Ausrüstung und Bewaffnung einen großen Umfang gehabt haben muß. Aus den beiden letzten Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung liegen sehr reiche Funde von Eisenwaffen und Geräten vor, aus denen man ein gutes Bild der Bewaffnung unserer Vorfahren gewinnen kann.

Nicht weniger bedeutsam sind die zahlreichen Funde von Schlackenhalden und Schmelzöfen, die im germanischen Gebiet gemacht worden sind. Aus dem ersten Jahrhundert sind z. B. rund 100 Eisen-

schlackenplätze in Jütland gefunden worden. In allen deutschen Provinzen wurden inzwischen Schmelzöfen oder Schlackenhalden entdeckt. Besonders zahlreich sind sie im Siegerlande aufgetreten. Auch Eisenschürfgruben aus vorgeschichtlicher Zeit konnten zahlreich festgestellt werden. So fand man in den Oberpfälzischen Bezirksämtern Beilngries und Parsberg Eisenschürfgruben aus der Spät-La-Tène-Zeit, die große Grubenfelder bildeten, darunter eins von sieben Kilometer Länge. Sie sind sicherlich auch von den Germanen benutzt worden, die ja im letzten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung dieses Gebiet besetzt hatten.

Eine von niemand erwartete Überraschung brachte die Ausgrabung einer hoch entwickelten germanischen Eisenhütte aus dem ersten Jahrhundert, die bei Potsdam entdeckt wurde. Bei dieser Anlage waren Schmelzherd und Feuerung voneinander getrennt. Von der Feuerkammer führte ein Kanal, der mit einem Gebläse versehen war, die Heizgase in den eigentlichen Schmelzofen. Derartige „Flammöfen" waren bisher nur aus dem Mittelalter bekannt. Die Eisenhütte bei Potsdam beweist, daß die Germanen schon zur Zeit des Arminius über eine höhere Eisentechnik verfügten, als die Kelten und sogar als die Römer. Neben dem Flammofen befand sich bei dem Potsdamer Fund eine Tiegelschmelze zur Veredelung des Eisens.

Die germanischen Schmiede haben es auch durchaus verstanden, Stahl herzustellen. In germanischem Besitz befanden sich bereits damaszenierte Schwerter, wie die Funde von Münsterwalde, Kreis Marienwerder, aus Rheinhessen bei Speyer, Mainz usw. beweisen. Das Urteil des Altmeisters der deutschen Vorgeschichtsforschung Gustaf Kossinna, der von einem auffallend großen Reichtum von Eisenschmuck, Gerät und Waffen im letzten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung spricht, beweist, wie irrig die Behauptung des Tacitus über den Mangel an Eisen bei den Germanen ist. Ein besonders markantes Beispiel dafür, wie die Vorgeschichtsforschung die antiken Quellen richtigzustellen vermag!

Allgemeine Waffen: Lanze und Schild

Die eigentlich germanische Waffe ist die Lanze. Lanzenspitzen sind demgemäß sehr zahlreich gefunden worden. Was Tacitus von den Framen sagt, ist durchaus zutreffend. Wir werden annehmen

dürfen, daß jeder germanische Krieger mit einer oder, je nach Bedarf, mit mehreren Lanzen ausgerüstet war.

Die einzige allgemeine Schutzwaffe war der Schild. Er bestand nicht, wie von den antiken Schriftstellern behauptet wird, lediglich aus Weidengeflecht oder dünnen Brettern, sondern hatte einen Schildbuckel aus Eisen, meist in konischer Form, oder mit einer Stange versehen. Hören wir, was der Ausgräber des langobardischen Waffengräberfriedhofs von Harsefeld, Dr. Wegewitz, in Auswertung der von ihm gemachten Funde sagt.

„Zur Abwehr der Angriffe trug der Krieger einen Schild, der sich wesentlich von dem des römischen Soldaten unterscheidet. Die Eisenbeschlagteile, welche auf dem Schildholz saßen, erlauben die Wiederherstellung des Schildes. Der wichtigste Beschlagteil ist der Schildbuckel, der in der konischen Form und als Stangenbuckel vorkommt. Der Schildbuckel sieht wie ein kleiner Helm aus. Er ist mit seinem Rand auf dem Schildholz mit Nieten befestigt und bedeckt den runden Ausschnitt für die Hand des Kriegers. In diesem Ausschnitt ist der Handgriff aus Holz eingelassen, der häufig durch die eiserne oder bronzene Schildfessel verstärkt ist. Der Rand des Schildes war durch einen Beschlag aus Eisen, Bronze oder Silber gesichert. Die Form der Randbeschläge gibt uns einen Anhaltspunkt für die Größe der Schilde. Da aus den Metallbeschlägen das Holz herausgebrannt ist, läßt sich die Dicke des Schildholzes genau ermitteln. Nach Ausweis der Schildfessel und Schildrandnieten war der Schild in der Mitte 1,4 bis 1,6 cm dick. Der Rand dagegen war nur 0,4 bis 0,6 cm dick. Der vollständig erhaltene Randbeschlag eines Fundes von Kohtendorf in Mecklenburg zeigt uns, daß der Schild einen Durchmesser von 0,56 m hatte. Vor allem kam es bei dem germanischen Schild auf Leichtigkeit an. Die herabsausenden Speere und die Schwerthiebe wurden mit dem Schildbuckel abgefangen und abgewehrt."

Die auffallende Kleinheit des Schildes ist zweifellos für die germanische Wesensart ebenso wie für die Kampfart kennzeichnend. Der keltische Schild, der eine längliche Form hatte, war gewöhnlich 1,20 m hoch und verschieden breit, meist 60 cm. Er bot also einen sehr viel besseren Schutz. Der Schild des römischen Legionars, der halbzylindrisch und viereckig war, schützte seinen Träger noch mehr. Wir müssen aus der Kleinheit des germanischen Schildes schließen, daß der Germane ein viel geringeres Schutzbedürfnis hatte als der

Kelte oder gar der Römer. Der Schild war wegen seiner Kleinheit sehr viel leichter zu handhaben als die größeren Schilde der anderen. Er hinderte seinen Träger vor allem beim Angriff in der Keilformation kaum. Mit der Stange des Schildbuckels konnte der Germane wie mit einer Stoßwaffe fechten. Er konnte vor allem den Schild des Gegners, der ja auch nur aus Holz war, durchstoßen oder wegreißen. Wenn der Schildbuckel zu einer schärferen Spitze ausgezogen war, konnte er die Wirkung eines Dolches haben. Daß der Germane den Schildbuckel zum Stoß im Nahkampf benützte, wird durch die Mitteilung bestätigt, daß die Bataver in Britannien ihre Gegner mit den Schildbuckeln stießen (Agricola 36).

Mit diesen beiden Waffen, der Lanze und dem Schild, waren die germanischen Heere zweifellos einheitlich ausgerüstet. Was den Wert der Lanze als Waffe im Nahkampf angeht, so soll hier nur auf den norwegischen Königsspiegel verwiesen werden, der warnt, die Lanze nicht zu schnell loszulassen, denn beim Landgefecht wäre eine Lanze besser als zwei Schwerter! Diese Feststellung aus germanischem Munde zeigt, wie falsch es ist, der Lanze einen geringeren Kampfwert als dem Schwert nachzusagen.

Wie weit die Bewaffnung mit dolchartigen Messern, die in germanischen Gräbern gefunden sind, u. a. auch auf dem Waffenfriedhof von Harsefeld, verbreitet war, ist aus den Funden nicht ersichtlich. Der Ausgräber, Dr. Wegewitz, hat zehn Dolchmesser, und zwar nur in den reich ausgestatteten Gräbern gefunden, die eine vollständige Ausrüstung enthielten. Er macht aber darauf aufmerksam, daß der Befund ergibt, daß man nicht immer die gesamte Habe des Toten ins Grab mitgegeben habe, und daß das Zerstören der Waffen im Bestattungsbrauch eine große Rolle gespielt hat.

Die Sonderwaffen: Schwert und Wurfspeer

Die Bewaffung mit Schwertern ist zweifellos nicht allgemein gewesen, aber die Behauptung des Tacitus, daß nur wenige germanische Krieger Schwerter hätten, ist weit übertrieben, wie uns die Funde beweisen. Nach der im Jahre 1916 erschienenen Arbeit über die Bewaffnung der Germanen von Prof. Dr. M. Jahn waren damals 200 zweischneidige Langschwerter und rund 100 einschneidige Schwerter aus der La-Tène-Zeit bekannt. Diesen 300 Schwertern standen rund 500 Lanzenspitzen gegenüber, die aus derselben Zeit

stammten und gleichfalls im germanischen Gebiet gefunden waren. Schwert und Lanze stehen also nach diesen Funden im Verhältnis von 3 zu 5. Für die ersten beiden Jahrhunderte unserer Zeitrechnung verzeichnet Jahn 800 Lanzenspitzen gegenüber etwa 100 Schwertern. Das Verhältnis der beiden Waffen von 8 zu 1 kann aber nicht als allgemeingültig angesehen werden, insbesondere im Hinblick auf das Verhältnis in den vorangegangenen Jahrhunderten. Man ist wohl überhaupt nicht berechtigt, aus den angegebenen Zahlen Schlüsse über die Verbreitung des Schwertes im Verhältnis zur Lanze zu ziehen, denn die Waffenfunde sind nicht systematisch erschlossen worden, sie stammen zum größten Teil aus nicht planmäßigen Ausgrabungen, sondern meist aus Gelegenheitsfunden.

Bei der Untersuchung germanischer Gräberfelder ergeben sich manche Hinweise auf die Verbreitung der beiden Waffen. Die Fundgegebenheiten eines planmäßig untersuchten Gräberfeldes, auch wenn es sich nur um einen Teil des Friedhofes handelt, könnten an sich sehr viel sicherere Ergebnisse liefern. Auf dem Friedhof von Rheindorf wurden nach R. von Uslar in 14 Gräbern die Reste von Schildbeschlägen gefunden, in einem Grab eine Lanzenspitze und in drei Gräbern die Reste von Schwertscheiden (ein Schwertscheidenbügel und zwei Ortbänder). Da man annehmen muß, daß zu den Schwertscheiden Schwerter gehört haben müssen, so würden einer Lanze drei Schwerter gegenüberstehen. Dies Verhältnis zeigt schon, daß man auch aus den Funden eines Gräberfeldes keine allgemeinen Schlüsse ziehen darf. In Rheindorf kann man nur feststellen, daß offenbar die Bestattung des Kriegers mit seinem Schild der allgemeine Brauch war, und daß sonstige Waffenstücke nur sehr selten beigegeben wurden.

In dem langobardischen Waffenfriedhof von Harsefeld wurden nach Angaben des Ausgräbers, Dr. Wegewitz, 12 Schwerter, davon 7 einschneidige und 5 zweischneidige, in 12 Gräbern gefunden. Diesen 12 Gräbern standen 46 Gräber gegenüber, die an Waffen nur Lanzenspitzen enthielten. In einem Grabe wurde nur eine Schwertscheidenklammer gefunden. Es ist aber anzunehmen, daß der Tote mit seinem einschneidigen Schwert verbrannt und bestattet worden ist. Dreizehn Gräbern mit Schwertern stehen also 46 Gräber mit nur Lanzenspitzen gegenüber. Das Verhältnis wäre 1 zu $3^1/_2$. Auch in diesem Falle wird man gut tun, die Errechnung einer Verhältniszahl, die Anspruch auf allgemeine Gültigkeit haben sollte, zu unterlassen. Das

eine aber bestätigen alle diese vorgeschichtlichen Feststellungen, nämlich, daß das Schwert zwar eine nicht allgemein vertretene Waffe war, daß die Bewaffnung mit Schwertern jedoch sehr viel gebräuchlicher war, als das nach den Angaben des Tacitus bisher angenommen wurde.

Die zweischneidigen Langschwerter der La-Tène-Zeit waren Hiebschwerter, die eine Länge von 80 bis 100 cm im Durchschnitt hatten. Das einschneidige Schwert, das vor allem bei Ostgermanen gebräuchlich war, ist ein Hiebschwert, mit einer durchschnittlichen Länge von 70—75 cm. Als die Germanen das römische, besonders zum Stoß geeignete Schwert kennenlernten, übernahmen sie es etwa um die Zeitwende und führten damit eine Neubewaffnung ein. Dieses dem Gladius nachgebildete germanische kurze Stoßschwert hatte eine durchschnittliche Länge von 60 bis 65 cm.

Eine zweite Sonderwaffe ist der Wurfspeer, dessen Spitze zwei Widerhaken besaß. Solche Speerspitzen waren bis 1916 in über 100 Exemplaren bekannt. Es handelt sich bei diesem Speer um eine ausgesprochene Fernkampfwaffe.

Seltene Waffen: Bogen und Pfeil, Axt, Panzer und Helm

Bezeichnenderweise fehlen Bogen und Pfeil als Fernkampfwaffen bei den Germanen der Jahrhunderte um die Zeitwende fast vollständig. Bis 1916 waren nur 2 Pfeilspitzen aus germanischem Gebiet bekannt. In der vorangegangenen Bronzezeit und auch in der jüngeren Steinzeit war diese Waffe auch im nordischen Kreis sehr weit verbreitet. Es war also nicht etwa technische Unfähigkeit, die unsere Vorfahren zum Verzicht auf diese Waffe veranlaßte. Man kann vielmehr daraus, daß Pfeil und Bogen fehlen, auf eine Entwicklung des germanischen Heerwesens schließen. Auch bei den Kelten sind Pfeil und Bogen in der Eisenzeit recht selten. Die Verwendung von Pfeil und Bogen als Fernkampfwaffe ist nur dann zweckmäßig, wenn man das Gefecht für längere Zeit auf Bogenschußentfernung halten kann. Das war bei dem raschen Angriff der germanischen Sturmkeile nicht möglich, unterliefen die Tausendschaften des Ariovist doch sogar die römische Pilensalve! Gewiß hätten Reiter den germanischen Keilen gegenüber die nötige Schußentfernung halten und damit Pfeilsalven zur Wirkung bringen können. Der überlegenen germanischen Reiterei

jener Jahrhunderte gegenüber aber konnten keltische oder römische Reiter auch diese Taktik nicht anwenden. Die Germanen haben jedenfalls bewußt auf diese Fernkampfwaffe verzichtet, die ihnen nur eine Belastung bedeuten konnte. Sie führten den Fernkampf mit Lanze und Speer.

Die erhaltenen Berichte über die Kämpfe zwischen Germanen und Römern sagen bezeichnenderweise auch nicht viel über die Wirkung, die die leichten römischen Truppen, die Pfeilschützen und Schleuderer, gegen die germanischen Schlachtkeile erzielt haben. Dabei wird ausdrücklich von Tacitus erzählt, daß sich Bogenschützen beim römischen Heer befanden, und zwar bei der Schilderung des Gespräches zwischen Arminius und seinem im römischen Heere dienenden Bruder Flavus an der Weser und bei der Mitteilung über den Anmarsch des römischen Heeres zur Schlacht bei Idistaviso. Es heißt da: „Unser Heer rückte folgendermaßen an: Die gallischen und germanischen Hilfstruppen in der Front, hinter ihnen die Bogenschützen zu Fuß, dann vier Legionen, danach mit zwei prätorianischen Kohorten und einer auserlesenen Reiterabteilung der Cäsar, dann die vier anderen Legionen, die Leichtbewaffneten mit den berittenen Bogenschützen und den übrigen bundesgenössischen Kohorten."

Es waren also stärkere Abteilungen von Bogenschützen beim römischen Heer. Tacitus erwähnt den Einsatz von Bogenschützen nach der Schlacht von Idistaviso, wo einzelne Germanen, die auf die Gipfel der Bäume geklettert waren, „von den herbeigeholten Schützen zum Spaß angespießt wurden". Außerdem wirkten nach Tacitus Schleuderer und Steinwerfer in der Schlacht am Angrivarierwall mit, um den von den Germanen besetzten Wall sturmreif zu machen. Die eigentliche Wirkung dürfte aber zweifellos von den Wurfgeschützen erzielt worden sein, die der römische Feldherr gegen die Mauer einsetzte.

Als eine in den Jahrhunderten um die Zeitwende selten vorkommende Waffe ist die Axt zu nennen. Auf dem Friedhof von Harsefeld fehlt sie unter den Beigaben. In Nienbüttel kommt sie jedoch nach einer Mitteilung von Dr. Wegewitz vor. Auch in einer Siedlung dieser Zeit aus Handorf, Kreis Harburg, ist sie gefunden worden. In der Bronzezeit waren Beil bzw. Axt sehr gebräuchliche Waffen.

Panzer und Helme waren bei den Germanen nicht gebräuchlich. Sie kommen erst in der Völkerwanderungszeit in stärkerem Maße

auf. Der Grund für das Fehlen dieser Schutzwaffen ist aber nicht in einer technischen Unfähigkeit unserer Vorfahren oder in ihrem Mangel an Eisen zu suchen. Als Beweis dafür können die technisch hochstehenden Eisenarbeiten der Germanen dienen, insbesondere die Schildbuckel, die ja schon kleine Helme waren. Wer Schildbuckel zu schmieden verstand, konnte, wenn er wollte, auch Helme schmieden. Und wer das Schwertgehänge oder den Gürtel mit Metallplatten versah, hätte auch einen Panzer aus Metallplättchen herstellen können. Der Grund für das Fehlen dieser Schutzwaffen muß also an anderer Stelle gesucht werden.

Da wir hören, daß Germanen es liebten, vor der Schlacht ihre Obergewänder abzulegen und mit entblößtem Oberkörper zu fechten, sind wir berechtigt anzunehmen, daß es im germanischen Wesen lag, auf Schutzwaffen, wie Helm und Panzer, zu verzichten. Der Germane zog es vor, so beweglich wie möglich im Kampf zu sein. Das entsprach seinem Angriffsgeist und seiner von den Quellen immer wieder hervorgehobenen Todesverachtung. Panzer und Helm werden nur in Ausnahmefällen und wohl nur von den Führern getragen worden sein, die sich im Kampf besonders einsetzen mußten, und die darum auch besser geschützt werden mußten als die einfachen Krieger.

Schließlich ist noch festzustellen, daß die Germanen keine Wurfgeschütze wie die Römer besessen haben.

*

Das Bild, das sich ergibt, läßt durchaus die Auffassung zu, daß die Bewaffnung der germanischen Heere ausreichend und zweckmäßig war. Für den Kampf in Keilformation genügte die Bewaffnung der ersten Glieder mit Lanze und Schwert vollauf. Die tiefer im Keil stehenden Glieder kamen ohnehin kaum dazu, ein Schwert gebrauchen zu können. Sie werden dafür mit mehreren Lanzen oder Wurfspeeren ausgerüstet gewesen sein, denn sie konnten aus ihrer Stellung heraus den Kampf der ersten Glieder durch das Schleudern ihrer Speere verstärken. Wir können uns vorstellen, daß ein so bewaffneter und kämpfender Schlachtkeil eine sehr große Waffenwirkung gehabt hat. Die Voraussetzung für das Schleudern von Speeren aus den mittleren und hinteren Reihen ist die, daß die Glieder des Keils nicht zu eng aufgeschlossen waren, sondern daß sie im ausreichenden Abstand voneinander standen, um die Waffe gebrauchen zu können.

Wenn die Hunderschaften aus dem Keil herausschwenkten, um

die Phalanx zu bilden, konnte sich das Fehlen von Schwertern allerdings sehr bemerkbar machen. Aber Tacitus berichtet uns ja ausdrücklich, daß die Germanen mit der Frame im Nahkampf zu fechten verstanden. Nehmen wir an, daß die nicht mit Schwertern ausgerüsteten Männer das Dolchmesser trugen, dann war auch ihre Bewaffnung für den Nahkampf, Mann gegen Mann, durchaus zweckmäßig. Das Messer der Sachsen war in späterer Zeit eine von den Franken besonders gefürchtete Waffe.

Wir haben um so weniger Grund anzunehmen, daß die Germanen unzweckmäßig oder unzureichend bewaffnet waren, als wir ja aus den Funden wissen, daß sie die Zweckmäßigkeit und Wirkung des kürzeren römischen Stoßschwertes alsbald erkannten, und sich nicht scheuten, auf ihre langen Hiebschwerter zu verzichten und eine Umbewaffnung vorzunehmen.

Die Bewaffnung jedes Kriegers war, wie wir schon betonten, seine eigene Sache, oder die seiner Sippe. Eine Ausrüstung mit Lanze, einem oder mehreren Speeren, Dolchmesser und Schild war sicher für jedermann erschwinglich. Sie hatte nach der Lex Ribuaria zur Karolingerzeit einen Wert von zwei Solidi oder von zwei Kühen. Ein Schwert, das einen Wert von sieben Solidi oder sieben Kühen hatte, war wohl nicht mehr für jeden Mann erschwinglich. Es mag darum nur der Bauer mit einem Schwert ausgerüstet gewesen sein, während seine Söhne die gewöhnlichen Waffen trugen. Großbauernsippen konnten auch mehrere Sippengenossen mit Schwertern ausrüsten.

Die Ausrüstung der Gefolgschaft war Sache der Fürsten, wobei ihnen die, wie wir gesehen haben, von Gemeinde wegen übersandten Waffen halfen. Wir dürfen annehmen, daß die Gefolgsleute auch durchweg mit dem Schwert ausgerüstet waren, so daß, stellte man die wohlhabenderen Bauernsippen in die ersten Glieder des Keils und traten die Gefolgsleute an die Spitze des Keils, eine einheitliche Bewaffnung, auch mit Schwertern, wie wir sie voraussetzten, gegeben war. Bei den Hundertschaften, die die tieferen Glieder des Keils bildeten, waren zum mindesten eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Männern gleichfalls mit Schwertern bewaffnet.

Ausrüstung und Verpflegung

Es ist bekannt, daß zur Ausrüstung des römischen Soldaten auch das Gepäck gehörte, das er an einer Tragstange trug. Außerdem noch

Schanzpfähle, Spaten und kleines Schanzzeug. Der germanische Krieger ist sicher nicht allgemein mit ähnlichem Gepäck ausgerüstet gewesen, aber wir wissen aus den Funden des schon genannten Waffenfriedhofs von Harsefeld, daß zur Ausrüstung der Germanen das Trinkhorn gehört hat, das an Stelle unserer Feldflaschen getragen wurde. Es wurden sogar mehrfach zwei Trinkhörner in ihren Resten in einem Grabe gefunden. Seinen Proviant mag der Germane in einem Beutel mit sich geführt haben. Auf Grund der Funde von Bronzekesseln in germanischen Kriegergräbern darf man annehmen, daß auch solche Kessel von vielen Männern mitgeführt wurden, um für sich und die Sippengenossen abkochen zu können. Auf die Ausrüstung der Chatten wird noch eingegangen werden.

Der Reiter trug Sporen, die auf Leder aufgenäht oder aufgeknöpft waren und so an den sandalenähnlichen Lederschuhen bzw. am Fuß befestigt werden konnten. Sättel waren bei den Germanen in den Jahrhunderten um die Zeitwende nicht gebräuchlich. Cäsar behauptet sogar, daß der Gebrauch von Reitdecken als schimpflich galt.

Über die Art der Heeresverpflegung unterrichtet uns Cäsar, wenn er mitteilt, daß sich die Germanen hauptsächlich von Milch und Vieh ernährt hätten. Es dürfte sich hierbei um die bei den Landnehmerheeren übliche Verpflegung gehandelt haben. Selbstverständlich waren Milch und Vieh im germanischen Gebiet jederzeit verfügbar. Die zur Landesverteidigung aufgestellten Heere dürften deshalb keine größeren Viehherden mit sich geführt haben, wie das bei den Landnehmerheeren und bei den Heeren wandernder Stämme wohl üblich gewesen ist.

Aus vorgeschichtlichen Funden wissen wir, daß die pflanzliche Nahrung bei unsern Vorfahren eine ähnliche Rolle gespielt hat wie bei uns. Die Germanen verstanden es auch, ein Brot herzustellen, das sich monatelang hielt. Dieses Brot wurde unter Zusatz von Leinöl gebacken. Auch das Konservieren von Fleisch war bekannt, vor allem durch räuchern. Es war also durchaus möglich, daß der Germane einen für mehrere Tage reichenden Mundvorrat mit sich führen konnte.

Bei den Landesverteidigungsheeren dürfte nach allem, was wir heute wissen, die Verpflegungsfrage keine sonderlichen Schwierigkeiten gemacht haben. Die Landnehmerheere und die Heere wandernder Stämme führten Korn, Gemüse, wie Bohnen und Erbsen, Konserven von Rauchfleisch u. a. m. auf den Wagen mit sich, die den Heereszug begleiteten. Dazu holte man an Nahrungsmitteln aus dem besetzten

oder durchzogenen Lande soviel man konnte, schon um die eigenen Vorräte zu strecken. Heere, die wie die der Kimbern, Teutonen und Ambronen jahrelang unterwegs waren und sich Hunderte von Kilometern von den Grenzen des germanischen Volkes entfernt bewegten, haben Saatkorn mit sich geführt und alljährlich für einige Monate im feindlichen Lande Rast gemacht, um zu säen und zu ernten. Auch bei den Landnehmerheeren mag man das dem Feinde abgenommene Land, soweit man es sichern konnte, bebaut haben. Die Landnehmerheere konnten aber, da sie nahe der Grenzen ihrer Heimat kämpften, auch auf Verpflegungsnachschub von daheim rechnen.

Feldzeichen und Schlachtgesang

Der Gebrauch von Feldzeichen bei den germanischen Heeren ist mehrfach bezeugt. So erzählt Plutarch, daß die Feldzeichen der Kimbern nach der Schlacht von Vercellae in das Lager des Catulus gebracht wurden und daß den Kimbern dreiunddreißig Feldzeichen abgenommen wurden, von denen das Heer des Marius zwei, das Heer des Catulus einunddreißig erbeutete. Cäsar teilt mit, daß bei dem Überfall seines Heeres auf die Usipeter und Tenkterer, die durch eine Meintat Cäsars ihrer Führer beraubt worden waren und sich im Waffenstillstand glaubten, die Überfallenen nach kurzem Widerstand ihre Waffen fortwarfen, ihre Feldzeichen im Stich ließen und aus dem Lager stürzten. Tacitus sagt in der „Germania“: „Sie nehmen auch Abbilder und gewisse Wahrzeichen, die sie aus ihren Heiligen Hainen hervorgeholt haben, mit in die Schlacht.“

Es ist nach alledem nicht daran zu zweifeln, daß unsere Vorfahren, bereits bevor sie mit den Römern die Waffen kreuzten, Feldzeichen besessen haben, die bei ihnen eine ähnliche Bedeutung hatten wie die Fahnen und Standarten noch heute. Es kam ihnen aber auch damals sicher noch praktisch-militärische Bedeutung zu, wie ja auch den Adlern und sonstigen Feldzeichen der Römer, d. h. sie erleichterten das Sammeln der Truppenabteilungen und ihren Zusammenhalt vor, während und nach der Schlacht.

Welcher Art diese Abzeichen waren, melden uns die alten Quellen nicht. Auf der Marcus- und der Trajanssäule sind jedoch offenbar in Holz geschnitzte Tierköpfe, die wohl auf Stangen getragen wurden und die eine starke Verwandtschaft mit den späteren „Drachenköpfen“ (Tierkopfpfosten) der Wickinger zeigen, sowie Standarten bzw. Fahnen,

abgebildet. Wir dürfen annehmen, daß jede Tausendschaft ihr Feldzeichen besaß. Aber auch jeder Fürst, der eine Gefolgschaft unterhielt, dürfte sein eigenes Feldzeichen geführt haben. Aus den dreiunddreißig Feldzeichen der Kimbern darf also nicht auf die Stärke des Kimbernheeres geschlossen werden.

Als eine besondere Eigentümlichkeit unserer Vorfahren melden die Quellen den Schlachtgesang oder Schlachtruf. Tacitus sagt darüber:

„Sie haben auch diese Lieder, durch deren Vortrag, den man als Barritus bezeichnet, sie ihren Mut anfachen und den Ausgang des bevorstehenden Kampfes aus dem Gesange selbst erschließen, denn sie trotzen oder zagen, je nachdem ihr Schlachtgesang ertönt, denn dieser scheint ihnen nicht so sehr ein Zusammenklang der Stimmen, wie einer der Tapferkeit. Sie sehen es vor allem auf Rauheit des Tones und ein gebrochenes dumpfes Geräusch ab, indem sie den Schild an den Mund setzen, damit der Ton durch den Widerhall voller und tiefer anschwillt."

Die Annahme des Tacitus, daß die Germanen aus dem Gesange auf den Ausgang des bevorstehenden Kampfes geschlossen hätten, dürfte insofern nicht unbegründet gewesen sein, als aus dem Gesang der Korpsgeist, wie wir sagen würden, hervorging.

Die Ambronen hatten als Schlachtruf nach Plutarch ihren eigenen Stammesnamen gewählt: „Sie stürzten nicht im ungeordneten oder tollen Lauf heran; sie stießen auch kein unartikuliertes Kriegsgeschrei aus, sondern schlugen im Rhythmus ihre Waffen zusammen und, indem sie alle zu gleicher Zeit Sprünge ausführten, riefen sie alle gleichzeitig viele Male ihren eigenen Namen ‚Ambronen', sei es, daß sie sich hierdurch selbst zu Hilfe rufen, sei es, daß sie die Feinde durch vorherige Ankündigung im Voraus erschrecken wollten."

Aus dieser Mitteilung wird ersichtlich, daß der Kampfruf und der Schlachtgesang den praktischen Zweck hatten, das Einhalten des Gleichschrittes, in dem der Schlachtteil angriff, zu gewährleisten. Selbstverständlich sollte der Kampfruf auf den Feind ähnlich erschreckend wirken, wie das „Hurra" unserer Truppen.

Cäsar erwähnt weder Schlachtgesang noch Kampfruf, aber Cassius Dio, dessen Quelle Livius war, läßt Cäsar in seiner Ansprache an seine Truppen sagen: „denn, bei Gott, ihr braucht weder ihren Ansturm noch die Größe ihrer Körper oder ihres Kampfgeschreies zu fürchten, denn noch nie hat ein lautes Gebrüll irgendeinen Menschen getötet."

Sonderheiten der Chatten

Einige Besonderheiten schildert uns Tacitus noch von den Chatten. Wenn er sagt: „Sie stellen auserlesene Männer an ihre Spitze, gehorchen Vorgesetzten, wissen Reih und Glied einzuhalten, die Gelegenheit zum Handeln zu erfassen, Angriffe zu verschieben, den Tag einzuteilen, sich für die Nacht durch Verschanzungen zu sichern, rechnen das Glück zu den zweifelhaften, Mannestugend zu den sicheren Dingen, und sie legen mehr Gewicht auf den Führer als auf das Heer", dann dürfen wir dies allgemein auf alle germanischen Stämme übertragen. Tacitus schrieb diese Eigenschaften nur deshalb den Chatten besonders zu, weil er unter dem unmittelbaren Eindruck des sehr schweren Chattenkrieges des Kaisers Domitian im Jahre 83 stand.

Auch die sonstigen Mitteilungen des Tacitus dürften auf Beobachtungen römischer Offiziere im Chattenkrieg zurückgehen, so wenn der Historiker erzählt: „All ihre Kraft liegt im Fußvolk, das sie außer mit den Waffen auch mit Schanzzeug und Mundvorrat bepacken; andere Stämme sieht man in die Schlacht ziehen, die Chatten in den Krieg. Selten sind Vorstöße aus der Reihe und Kampf einzelner auf gut Glück. Dem Reitergefecht freilich ist es eigentümlich, schnell den Sieg zu erraffen, schnell zu weichen ..."

Wesentlich ist hierbei, daß Tacitus nicht nur die Mitführung von Mundvorrat sondern auch von Schanzzeug hervorhebt. Es wäre durchaus möglich, daß die Chatten den Nutzen, den solches Schanzzeug brachte, aus den Kämpfen mit den Römern erkannt und von den Legionen übernommen haben. Weiter meldet Tacitus:

„Ein Brauch, der auch bei anderen Völkern der Germanen vorkommt, freilich selten und nur aus persönlichem Wagemut einzelner, ist bei den Chatten zur allgemeinen Sitte geworden: Sobald sie herangewachsen sind, Haar und Bart wachsen zu lassen und nur nach Erlegung eines Feindes die gelobte und der Tapferkeit verpfändete Tracht des Hauptes abzulegen. Noch über dem blutigen Leichnam und der ihm abgenommenen Rüstung scheren sie ihr Haar und meinen, daß sie erst dann den Dank für ihre Geburt abgestattet hätten und würdig des Vaterlandes und der Väter seien; Feigen und Schwächlingen dagegen bleibt das wüste Aussehen. Jeder Recke trägt außerdem einen eisernen Ring am Finger, wie eine Art Fessel, bis er sich durch eine Erlegung eines Feindes erlöst ... Alle Kämpfe werden durch diese Recken eröffnet; sie bilden stets die erste Schlachtreihe,

schrecklich anzuschauen, denn nicht einmal im Frieden werden sie durch eine mildere Lebensweise gesittet ..."

Wie weit die Sitte einer Veränderung der Bart- und Haartracht nach Erlegung des ersten Feindes allgemein bei den Chatten bestanden hat, bleibe dahingestellt. Mit den Recken bezeugt uns Tacitus die Entwicklung eines Standes von Berufssoldaten, eine Entwicklung, die wohl aus der Gefolgschaft der Fürsten heraus erfolgte. Die Fürsten mußten damals ihre Gefolgschaften zu kleinen stehenden Heeren verstärken, einmal weil die römischen Legionen am Rhein eine ständige Drohung darstellten, dann aber auch, weil die Römer jede weitere Landnahme nach Westen über den Rhein hinaus hinderten. Die zweiten oder dritten Bauernsöhne, die deshalb keine Aussicht auf einen eigenen Hof hatten, wurden Berufssoldaten, sei es, daß sie zahlreicher als sonst in die Gefolgschaft der Fürsten eintraten, sei es, daß sie bei den Römern Dienst nahmen.

Einige Einzelheiten militärischer Art, die Tacitus als Kennzeichen für einzelne Stämme hervorhebt, z. B. die Tüchtigkeit der Tenkterer als Reiter, können als unwesentlich außer Betracht bleiben.

Zusammenfassung

Der unvoreingenommene Beurteiler wird aus den vorangegangenen Darlegungen nur einen Schluß ziehen können, den, daß das germanische Heereswesen zur Zeit der ersten Zusammenstöße mit den Römern bis hin zu Arminius ein durchaus zweckentsprechendes, hochentwickeltes und dem römischen gewachsenes Heereswesen war.

Fassen wir die wesentlichsten Feststellungen noch einmal zusammen:

Aus dem Kampf einzelner Männer gegeneinander, einzelner kleiner Scharen, die keine einheitliche Führung hatten, jenem urtümlichen Zustand also, den wir für die Völker des Nordens ebenso wie für die des Mittelmeerkreises zunächst annehmen dürfen, entwickelten sich größere Heerhaufen, die in der Schlacht dann eine Phalanx bildeten, und die gewiß schon unter der bewußten Führung einzelner Männer fochten. Die Heere, die die germanischen Stämme und im Laufe der Entwicklung die germanischen Großstaatswesen, — Stammbünde oder Eidgenossenschaften (wahrscheinlich bildeten sich nach den vorgeschichtlichen Befunden diese Großstaatswesen auf deutschem Boden zwischen 800 und 500 v. Ztr., um 500 sind sie jedenfalls aus-

reichend bezeugt) — aufstellten, werden immer größer, da auch die gegnerischen Nachbarvölker, die Illyrer und Kelten, einen stärkeren Widerstand, insbesondere durch den Bau von Burgen leisteten, die ganze Festungsketten bildeten.

Zu diesem Zeitpunkt wurde die Phalanx eines germanischen Heeres zu unübersichtlich und unbeweglich für eine geordnete Führung der Schlacht. Man beginnt das Heer zu gliedern. Es entsteht die Hundertschaft, deren Führer die Bezeichnung „Hunno" trägt. Es entsteht die Tausendschaft, mehr als „Verwaltungseinheit" denn als taktischer Körper, für deren Führer uns nur die lateinische Bezeichnung „millenarius" aus späterer Zeit überliefert ist. Die Schlachtfront wird nun aufgegliedert und das Heer in Keilen formiert. Eine Bezeichnung für den Führer eines Schlachtkeiles ist uns nicht überliefert. Das ganze Heer führt der gekürte Herzog. Eine Entwicklung ist jedenfalls unbestreitbar.

Die Parallelentwicklung geht vom Volksaufgebot eines angegriffenen oder mit dem Ziel der Landgewinnung angreifenden Gaues oder Stammes zu der Aufstellung von Heeren, die dem jeweiligen Zweck entsprechend durchgeführt wird. So entsteht das zur Landnahme ausgesandte Heer des Stammes und später des Stammbundes, das aus jungen landsuchenden Bauernsöhnen zusammengestellt und von einem jungen Herzog geführt wird. So entstehen die Heere „wandernder" Stämme und die Heere, die, wie wir noch sehen werden, von einzelnen Stämmen, wie den Wandalen oder Goten als Schwerthilfe gegen die Abtretung von Land anderen Bruderstämmen zur Verfügung gestellt wurden. Auch die Landesverteidigung wird geordnet und zu ihrer Sicherung, ebenso wie zur systematischen Erfassung der Jungmannschaften, das Gefolgschaftswesen, das Offizier- und Unteroffizierkorps geschaffen. Die Fürsten übernehmen die Sicherung der Landesverteidigung und ordnen sie nicht nur für ihren eigenen Stamm, sondern auch im Benehmen mit den Fürsten der Nachbarstämme für die ganze Eidgenossenschaft.

Die sich wandelnden militärischen Verhältnisse und die in den Kämpfen gemachten Erfahrungen führen zu Sonderentwicklungen, wie zu der von gemischten Verbänden von Reitern und Fußkämpfern, deren Zusammenwirken besonders geübt wird, und zwar in großen Verbänden. Die Manövrierkunst, die die Keile zeigen, läßt erkennen, daß auch das Fußvolk zum Kampf im großen Verbande systematisch durchgebildet worden ist. Die verschiedenen Manöver, von denen uns

die Quellen berichten, zeigen weiter, daß die Befehlsgewalt der Führer, ebenso wie Manneszucht und Gehorsam der Mannschaften einen hohen Stand erreichen. All das, was über einen blindwütigen Ansturm in ungeordneten Haufen in den alten Quellen berichtet wird, muß, da es den angeführten positiv für einen geordneten und bewußt geleiteten Kampf zeugenden Mitteilungen widerspricht, als falsch abgelehnt werden.

Bewaffnung, Ausrüstung, Verpflegung, Nachschub und Ersatz erweisen sich als zweckmäßig, und es ist kein Zweifel, daß auch sie den im Kriege gemachten Erfahrungen entsprechen, daß also auch hier eine Entwicklung vorliegt.

Zur Beurteilung der Bewaffnung möge auf einen historisch bekannten Vorgang hingewiesen werden, nämlich auf den Kampf der Schweizer Eidgenossenschaft gegen das Ritterheer des Herzogs Leopold von Österreich in der Schlacht von Morgarten 1315 und bei Sempach 1386 gegen das Ritterheer Leopolds III., des Neffen jenes Leopold, der bei Morgarten geschlagen wurde. In beiden Schlachten war das Ritterheer nach der Sitte der Zeit vollständig mit Schutz- und Trutzwaffen ausgerüstet. Die Schweizer erscheinen dagegen in einer Bewaffnung, die nicht sehr viel vollständiger ist, als die ihrer germanischen Vorväter. Die Hauptwaffen der Schweizer waren Spieße und langgestielte Äxte (Hellebarden). Ihrem Nahangriff sandten die Schweizer einen Hagel von „handvölligen" Steinen voraus. Die Schweizer siegen mit ihrer Bewaffnung, weil diese den festen Gewalthaufen, den sie bilden, angemessen ist, und weil sie das Gelände ausgezeichnet zu nutzen verstehen und eine gute Führung haben. Es ist bekannt, daß in den Heeren der damaligen Zeit die Schweizer eine hervorragende Rolle spielten, eben wegen ihrer Kampfesart und der ihr entsprechenden Bewaffnung.

Von einer unvollständigen Bewaffnung der Germanen kann jedenfalls nicht gesprochen werden. Die Bewaffnung erweist sich vielmehr als der Kampfform — dem taktischen Verband, dem Keil — zweckentsprechend angepaßt und durchgeführt.

Auch die Bewaffnung macht eine Entwicklung durch, die sich durch die Funde erweisen läßt. Sie führt z. B. von dem bronzezeitlichen Stoßschwert zum längeren Hiebschwert der Eisenzeit und dann, entsprechend den Erfahrungen in den Römerkriegen, wieder zum, den Römern nachgeahmten, Stoßschwert.

*

Es sind nun die Berichte über die einzelnen Feldzüge und Schlachten zu untersuchen, wobei die Berichte über den Zug der Kimbern, Teutonen und Ambronen, über Ariovist und über die Kämpfe des großen Cheruskers Arminius voranstehen, da sie für die Erkenntnis des Heereswesens und der Kriegskunst unserer germanischen Vorfahren entscheidend sind. Sie sollen im folgenden eingehenden ohne Rücksicht auf etwaige Wiederholungen untersucht werden. Dabei wird manches von dem, was bereits gesagt wurde, belegt werden.

Der Zug der Kimbern, Teutonen und Ambronen

Einführung

Mit dem Zug der Kimbern, Teutonen und Ambronen traten die Germanen in die Geschichte ein. Die Berichte, die uns über diesen Zug, insbesondere über die Schlachten von Aquae Sextiae und Vercellae erhalten geblieben sind, stammen ebenso, wie verschiedene Einzelangaben von Schriftstellern, die keine Zeitgenossen des Zuges waren. Es sind also Berichte aus zweiter und dritter Hand. Freilich gehen manche von ihnen auf Poseidonios zurück, der zur Zeit des Zuges lebte und als für seine Zeit tüchtiger Geograph und Ethnologe bekannt ist.

Im Kimbernzuge treten uns das germanische Heereswesen und die Kriegskunst unserer Vorfahren — falls es gelingt, einiges darüber aus den antiken Berichten zu entnehmen — rein und unverfälscht entgegen. Die Germanen kamen mit den Heeren und Feldherrn der antiken Mittelmeerwelt damals zum erstenmal in eine nachhaltigere Berührung, können also noch nichts von diesen gelernt oder übernommen haben. Die Teilnahme germanischer Speerkämpfer als Kampfgenossen der Kelten in der Schlacht von Clastidium 222 v. Ztr. kann außer Betracht bleiben. Deshalb ist die Untersuchung der vorhandenen Berichte und Einzelangaben über den Zug für die Erkenntnis des germanischen Kriegswesens geradezu von entscheidendem Wert. Das gleiche gilt auch für die Schilderungen des Kampfes zwischen Cäsar und Ariovist, denn man darf annehmen, daß auch Ariovist noch nichts von der römischen Kriegskunst übernommen hatte, sondern den Krieg so führte, wie es der germanischen Kriegskunst entsprach. Als ein halbes Jahrhundert später die Germanen mit den Legionen des Kaisers Augustus kämpften, waren, wie bekannt ist, die germanischen Heerführer nicht mehr ohne Kenntnis der römischen Kriegskunst. Nicht nur Marbod und Arminius, sondern auch zahlreiche andere germanische Fürsten hatten das römische Heer sogar durch Teilnahme an Feldzügen kennengelernt, und es ist möglich —

im Falle Marbod sogar sicher —, daß sie sich manches zu eigen gemacht und übernommen hatten.

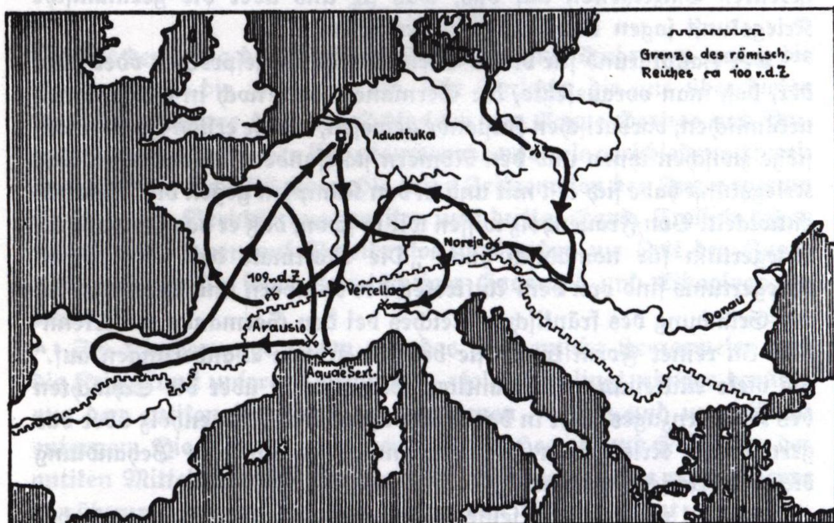
Es ist nun bezeichnend, daß in den Hauptuntersuchungen über das germanische Kriegswesen, der Zug der Kimbern, Teutonen und Ambronen gar nicht oder nur sehr unzureichend behandelt worden ist. Man hat sich meist damit begnügt, die unbestreitbaren Tatsachen gelten zu lassen und zu verzeichnen, aber darauf verzichtet, die mitgeteilten Einzelheiten auf das, was sie uns über die germanische Kriegskunst sagen könnten, zu untersuchen.

Der Hauptgrund für dieses Verhalten ist ausgesprochen oder nicht der, daß man voraussetzte, die Germanen seien noch in einem ihnen urtümlichen, barbarischen Zustande gewesen, als die ersten Zusammenstöße zwischen ihnen und den Römern stattfanden. Insonderheit ihre Kriegskunst habe sich erst mit und in den Kämpfen gegen die Legionen entwickelt. Von Frauenholz wissen wir ja schon, daß er das germanische Kriegertum für nomadisch hält: „Die Merkmale des nomadischen Kriegertums sind von dem Auftreten der Kimbern und Teutonen bis zur Gründung des fränkischen Reiches bei den Germanen unverkennbar. In reiner Form treten sie bei den großen Wanderungen auf.“ Da viele Mitteilungen der antiken Schriftsteller über die Schlachten des Kimbernzuges nicht in das Bild paßten, das Frauenholz über das germanische Kriegertum zeichnete, mußte er auf eine Behandlung dieser Berichte verzichten.

Delbrück wurde durch seine Untersuchungen über die Stärke der Heere, die einzelne germanische Stämme im Kriegsfalle aufbringen konnten, an einer Auswertung der Quellen, die den Zug betreffen, von vornherein gehindert. Die drei germanischen Stämme konnten nach seiner Überzeugung nicht mehr als höchstens 15000 Mann stellen. Das widersprach aber den Schilderungen des Plutarch und der anderen Berichterstatter derart, daß Delbrück erklären mußte: „Alle Einzelheiten des Krieges, die berichtet werden, erweisen sich bei näherer Betrachtung als Wachstubengeschichten und Adjutantenklatsch, so daß man für die Kriegsgeschichte nichts daraus entnehmen kann.“

Auch Hermann Stegemann tut des Zuges nur kurz Erwähnung. „Mit den Kimbern hatte sich eine Flutwelle nordischen Blutes über die herzynischen Wälder gen Süden Bahn gebrochen. Sie verlief sich nicht in den Keltengauen, die auf dem rechten Ufer des Rheins, am linken Ufer der Donau und in den Voralpen gebettet lagen, sondern

riß auch dort Landsucher und unruhiges Volk von der ungastlichen Erde los, um mit ihnen die Fernfahrt fortzusetzen. Als Marius zum Oberbefehl gerufen wurde, lagen zwei konsularische Armeen in den Ostalpen und am Rhonestrand gefällt. Die Sieger sind nicht in Italien einmarschiert, aber die Flut hat sich an den römischen Armeen nicht gebrochen, sondern nur gestoßen, um launisch gen Westen abzudrehen. ... Sie (die Kimbern und Teutonen) verweilten sich, die einen in



Der Zug der Kimbern, Teutonen und Ambronen 114—101 v. Ztr.

Gallien, die andern in Spanien und verbrachten und verpraßten Jahre im Wanderkrieg, ehe sie sich wieder zum Kampfe stellten."

Stegemanns Ausführungen entsprechen den üblichen Meinungen und Darstellungen über den Zug der Kimbern, Teutonen und Ambronen. Gerade deshalb aber ist eine Überprüfung dringend notwendig und erscheint geradezu als Pflicht.

Die antiken Berichterstatter, die den Zug behandeln, sind mit wenigen Ausnahmen die gleichen, deren Berichte über die Germanen sonst durchaus ernst genommen und kritisch geprüft werden. Wegen scheinbarer Widersprüche, mancher Ungereimtheiten und scheinbarer Unmöglichkeiten lehnt man die Berichte eines Strabo, der auf den Zeitgenossen des Kimbernzuges Poseidonios zurückgeht, eines Livius, Plutarch, Appian, Cassius Dio und Orosius, sowie die Hinweise eines

Cäsar, Velleius Paterculus und Plinius ab. Wie wenig berechtigt das ist, wird die folgende Untersuchung erweisen.

Zur Einführung genügt eine kurze Darstellung der Hauptetappen des Zuges der Kimbern, Teutonen und Ambronen. Diese drei germanischen Stämme verloren etwa um 115 v. Ztr. große Teile ihrer auf der Halbinsel von Schleswig-Holstein und Jütland gelegenen Heimat durch eine Naturkatastrophe, die im wesentlichen in einem oder mehreren großen Einbrüchen der Nordsee bestand. Die antike Überlieferung stimmt mit den vorgeschichtlichen Untersuchungen hier durchaus überein. Der Zug der heimatlos Gewordenen ging nach Süden und stieß entweder am Elbdurchbruch durch das Erzgebirge oder, was nach vorgeschichtlichen Forschungen wahrscheinlicher ist, bei Breslau auf keltische Gegenwehr. Die Germanen sollen zurückgeworfen sein. Sie zogen aber weiter und erreichten im Jahre 114 v. Ztr. das Land der keltischen Skordisker zwischen Donau und Drau. Von dort zogen die Stämme im Jahre 113 v. Ztr. nach Nordwesten durch die Alpen, wobei sie den römischen Konsul Papirius Carbo bei Noreja schlugen. Im Jahre 110 v. Ztr. überschritten sie den Rhein und drangen nach Gallien ein. Dort schlugen sie ein römisches Heer unter dem Konsul Silanus 109 v. Ztr. Sie zogen dann durch Gallien, vernichteten 105 v. Ztr. zunächst eine römische Truppenabteilung unter dem Konsular Aurelius Scaurus und danach an der Rhone zwei römische Heere unter dem Konsul Mallius und dem Prokonsul Caepio. Hiernach wandten sich die Germanen nach Westen, drangen in Spanien ein, kehrten darauf nach Gallien zurück und traten im Jahre 102 v. Ztr. zu dem entscheidenden Zug nach Italien an. Sie teilten sich dabei in zwei Heere. Die Teutonen und Ambronen marschierten zur Rhone und versuchten über die Seealpen nach Italien zu gelangen. Sie wurden bei Aquae Sextiae von den Römern unter dem Konsul und Diktator Marius vernichtend geschlagen. Den Kimbern dagegen gelang es, über die Alpen von Norden her in Italien einzubrechen, aber auch sie wurden im Jahre 101 v. Ztr. von den Römern unter Marius und Catulus in der Schlacht bei Vercellae vernichtet.

Sehen wir nun zu, was die Berichte uns über die Schlachten und Kämpfe im einzelnen zu sagen haben.

Noreja

Der Bericht über die Schlacht von Noreja stammt von Appian. Er hat folgenden Wortlaut:

„Die Teutonen schickten (dem römischen Konsul) Carbo, als er herankam, Gesandte mit der Erklärung entgegen, daß sie von der Gastfreundschaft der Noriker mit den Römern nichts gewußt hätten; sie würden diese vollkommen in Ruhe lassen. Der Konsul lobte daraufhin die Gesandten und gab ihnen Führer mit, die ihnen die Wege zeigen sollten; heimlich aber hatte er diesen befohlen, die Teutonen auf einem Umwege zu führen, während er selbst auf einem kürzeren (zu demselben Punkte) eilte und unvermutet die Teutonen, die sich noch ausruhten, angriff. Aber er büßte seine Treulosigkeit durch schwere Verluste. Vielleicht hätte er sogar seine sämtlichen Truppen verloren, wenn nicht während der Schlacht Finsternis und Wolkenbruch und schwere Donnerschläge hereingebrochen wären und die Kämpfenden getrennt hätten, so daß der Kampf infolge des Schreckens vom Himmel abgebrochen wurde. Die Römer flüchteten versprengt in die Wälder und fanden sich erst am dritten Tage mit Müh und Not wieder zusammen. Die Teutonen aber zogen nach Gallien."

Nach Livius sollen die Kimbern, nicht die Teutonen, Papirius Carbo mit seinem Heer geschlagen haben. Auch Strabo berichtet, daß in der Schlacht von Noreja die Kimbern mit den Römern kämpften.

Über die Stärke der beiden Heere sind keine Angaben erhalten. Heerführer auf römischer Seite war Papirius Carbo, ein Plebejer, der über keine besondere Kriegserfahrung verfügte. Der Heerführer auf germanischer Seite ist unbekannt.

Da den Germanen in den Alpen ein Hinterhalt gelegt worden war, dürfte die Schlacht in einem Talkessel stattgefunden haben. Die Römer stürmten die Berghänge herab, wobei sich ihre gewohnte Schlachtordnung nicht einhalten ließ. Der Zusammenhalt der größeren Verbände ging verloren. Die Schlacht dürfte also durch die überlegene Tüchtigkeit der germanischen Einzelkämpfer und der kleinen germanischen Gruppen, der Sippengenossen, entschieden worden sein. Der Fehler des römischen Feldherrn lag darin, daß er, nur dem Überraschungsmoment vertrauend, auf das verzichtete, was die Stärke der römischen Heere ausmachte, auf den festen Zusammenhalt der großen Verbände.

Der Bericht des Cassius Dio hat, soweit er sich auf die Schlacht bezieht, folgenden Wortlaut:

„Servilius (Caepio) wurde infolge seines Neides auf seinen Kollegen (den Konsul Mallius Maximus) — er hatte nämlich die gleichen Befugnisse wie dieser, aber am Rang stand er ihm nach, da dieser Konsul war — der Urheber von vielem und großem Unheil für das Heer. Es hatte nämlich Mallius nach dem Tode des Scaurus zu Servilius um Hilfe geschickt; der aber hatte geantwortet, jeder von ihnen beiden müßte sein eigenes Gebiet schützen. Dann hatte er, in der Befürchtung, daß Mallius für sich allein einen Erfolg erringen könnte, es ihm nicht gönnen wollen, allein den Ruhm davonzutragen, und war (mit seinen Truppen) nahe an ihn herangerückt, hatte aber weder auf demselben Platz biwakiert noch irgendeinen gemeinsamen Operationsplan mit ihm gefaßt, sondern hatte sich, um noch eher als jener mit den Kimbern zusammenzutreffen und den ganzen Kriegsruhm für sich allein davonzutragen, in der Mitte (zwischen Mallius und den Kimbern) gelagert. Und anfangs erregten (die beiden Feldherren) auch so bei den Feinden Furcht — solange nämlich ihre Zwietracht verborgen war —, so daß sie sogar das Verlangen nach einem Waffenstillstand in ihnen erweckten. Als diese aber eine Gesandtschaft an Mallius als den Konsul schickten, ärgerte sich Servilius, weil die Gesandten nicht zu ihm kamen, und (als dann doch noch Gesandte bei ihm erschienen) gab er ihnen keinerlei versöhnliche Antwort, ja, beinahe hätte er gar die Gesandten töten lassen. Später zwangen die Soldaten den Servilius, sich zu Mallius zu begeben und zusammen mit ihm über die Lage zu beraten. Aber anstatt sich zu einigen, wurden sie infolge dieser Zusammenkunft miteinander noch stärker verfeindet als sie schon vorher waren."

Aus Livius ergibt sich folgende Ergänzung:

„Von denselben Feinden (den Kimbern) wurde der Konsul Cn. Mallius und der Prokonsul Servilius Caepio bei Arausio in der Schlacht besiegt; auch ihre beiden Lager verloren sie; 80000 römische Soldaten wurden getötet und vom Troß noch 40000."

Granius Licinianus berichtet:

„Der Konsul Mallius war durch diesen Sieg der Kimbern (über das vorgeschobene Korps des Marcus Aurelius Scaurus) in solchen Schrecken versetzt, daß er Caepio in einem Schreiben inständig bat,

ihre beiderseitigen Streitkräfte zu vereinigen, um mit verstärkter Heeresmacht den Galliern (d. h. den Kimbern und Teutonen) Widerstand zu leisten; doch seine Bitten hatten keinen Erfolg. Als jener (Caepio) dann die Rhone überschritten und vor seinen Soldaten geprahlt hatte, daß er dem Konsul in seiner Angst Hilfe bringen werde, wollte er diesem nicht einmal seinen Kriegsplan mitteilen; auch die Gesandten, die der Senat geschickt hatte, damit sie (die beiden römischen Heerführer) einig wären und dem Staat (in seiner Not) gemeinsam hülfen, wollte er nicht anhören. Sogar die Gesandten der Kimbern, die Frieden schließen wollten und um Ackerland und Saatgut baten, jagte er unter so schmählichen Drohungen fort, daß (die Kimbern) die Hoffnung auf Frieden aufgaben und ihn am Tage darauf angriffen. Sein Lager war nicht weit von dem des Mallius aufgeschlagen, aber trotz der geringen Entfernung ließ er sich nicht bewegen, sein Heer mit dem seines Mitfeldherrn zu vereinigen. Und der größte Teil des Heeres wurde vernichtet ... Die Schlacht fand am 6. Oktober (des Jahres 105 v. Ztr.) statt."

Orosius gibt folgendes an: „Im Jahre 642 seit Gründung der Stadt (Rom) (die Jahreszahl ist falsch) wurden der Konsul C. Manlius und der Prokonsul Q. Caepio gegen die Kimbern und Teutonen, die Tiguriner und Ambronen, gallisch-germanische Stämme, die sich damals vereinigt hatten, um das römische Reich zu vernichten, ins Feld gesandt; sie grenzten ihren Befehlsbereich gegeneinander durch den Rhone-Strom zwischen ihnen ab. Während sie dort miteinander in gehässigster Mißgunst und Feindschaft zankten, wurden sie unter schwerer Schmach und Gefahr des römischen Volkes geschlagen, wurde doch in dieser Schlacht der frühere Konsul M. Aemilius gefangen und getötet; zwei Söhne des Konsuls fielen, 80000 Römer und Bundesgenossen wurden damals niedergehauen, 40000 Troßknechte und Marketender getötet. Daher sollen von dem ganzen Heer nur 10 Mann übrig geblieben sein, die die traurige Kunde ... heimbrachten."

Als Ergänzung ist aus Plutarch noch heranzuziehen:

„Als die Kimbern und Teutonen zum erstenmal in Gallien eingefallen waren, machte er (Sertorius) den Feldzug unter Caepio mit; als aber die Römer unglücklich gekämpft hatten und in die Flucht geschlagen waren, durchquerte er, obgleich er sein Pferd verloren hatte und selbst verwundet war, die Rhone, indem er mit Panzer und Schild eine große Strecke gegen die Strömung schwamm."

Aus diesen Berichten ergibt sich: Stärke des römischen Heeres an

Kämpfern angeblich 120000 Mann, die Troßknechte nahmen gewöhnlich als Leichtbewaffnete an der Schlacht teil. Die Zahl der römischen Kämpfer dürfte übertrieben sein. Man darf höchstens mit 80000 Kämpfern rechnen. Die Stärke des germanischen Heeres ist nicht angegeben, sie dürfte jedoch, wie die noch folgende Untersuchung über die wahrscheinliche Gesamtstärke der Kimbern, Teutonen und Ambronen zeigen wird, kaum höher gewesen sein, als die Zahl der römischen Kämpfer.

Heerführer sind auf römischer Seite der Konsul Mallius Maximus und der Prokonsul Servilius Caepio, die beide so stark miteinander verfeindet waren, daß eine aufeinander abgestellte Führung während der Schlacht unterblieb. Cn. Mallius Maximus, aus plebejischem Geschlecht, Konsul des Jahres 649 der Stadt Rom — 105 v. Ztr. —, besaß keine sonderliche Kriegserfahrung. Q. Servilus Caepio, aus patrizischem Geschlecht, Konsul des Jahres 106 v. Ztr., besaß Kriegserfahrung und hatte sich als Feldherr in früheren Feldzügen schon bewährt.

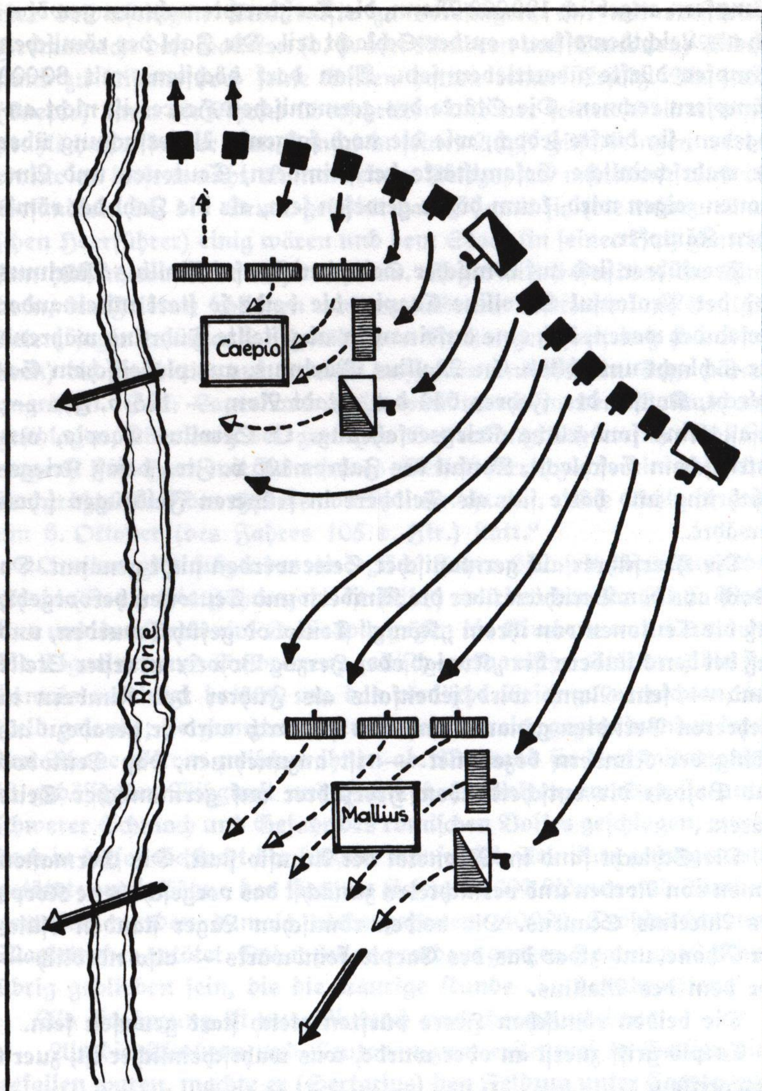
Die Heerführer auf germanischer Seite werden nicht genannt. Da jedoch aus den Berichten über die Kimbern und Teutonen hervorgeht, daß die Teutonen von ihrem „König" Teutobod geführt wurden, und daß bei den Kimbern der „König" oder Herzog Bojorix an erster Stelle stand — sein Name wird jedenfalls als Führer der Kimbern in mehreren Berichten genannt und von Plutarch wird er geradezu als König der Kimbern bezeichnet — ist anzunehmen, daß Teutobod und Bojorix die entscheidenden Heerführer auf germanischer Seite waren.

Die Schlacht fand im Rhonetal bei Arausio statt. Die Germanen kamen von Norden und vernichteten zunächst das vorgeschobene Korps des Aurelius Scaurus. Die beiden römischen Lager standen östlich der Rhone, und zwar das des Caepio feindwärts — also nördlich — vor dem des Mallius.

Die beiden römischen Heere dürften gleich stark gewesen sein.

Caepio griff zuerst an oder wurde, was wahrscheinlicher ist, zuerst angegriffen.

Die Schlacht wurde zu einer Vernichtungsschlacht, bei der nur verhältnismäßig kleine Scharen von Römern entkamen; die Angabe, daß nur 10 Mann entkommen seien, ist falsch, da unter den Entkommenen die beiden Feldherren und der von Plutarch genannte Sertorius sich befanden und da bezeugt ist, daß Marius noch Reste



Schematische Skizze der Schlacht bei Arausio 105 v. Ztr.

des Heeres vorfand. Die beiden römischen Lager wurden erobert. Die geschlagenen Römer wurden in die Rhone geworfen, wie der Bericht Plutarchs über Sertorius zeigt. Da die römischen Quellen

selbst erkennen lassen, daß es sich um eine Vernichtungsschlacht handelt, muß auch ohne den Hinweis des Plutarch angenommen werden, daß es den Germanen gelang, die geschlagenen Römer in die Rhone zu werfen. Im andern Falle wäre eine Flucht großer römischer Heeresteile — ja der Hauptmasse — nach Süden nicht zu verhindern gewesen.

Wir können uns nach den römischen Angaben den Verlauf der Schlacht etwa folgendermaßen vorstellen:

Die beiden römischen Heere standen zunächst beiderseits der Rhone, Mallius östlich, Caepio westlich des Stromes. Nach der Vernichtung des zur Sicherung vorgeschobenen Korps des Aurelius Scaurus geht Caepio über den Strom und schlägt nördlich von Mallius sein Lager auf, offenbar ohne eine Brücke über den Strom zu schlagen, was von den römischen Quellen sonst wohl berichtet worden wäre. Die Germanen rücken von Norden her an und verhandeln zunächst, wie es ihre Gepflogenheit war, mit den römischen Heerführern. Nach Abbruch der Verhandlungen greifen die Germanen an.

Die Front der römischen Heere wird nach Norden gegen den Feind gerichtet gewesen sein. Es ist nicht anzunehmen, daß Caepio als erfahrener Feldherr sein Heer mit dem Rücken zur Rhone aufgestellt haben sollte, zudem wäre dann wohl eine Verbindung der beiden römischen Heere zustande gekommen, was nach den Berichten nicht der Fall gewesen sein soll.

Die Germanen greifen, weil er ihnen zunächst steht, zuerst Caepio an. Ein Teil des germanischen Heeres dürfte aber sofort an den Legionen des Caepio seitlich vorbeimarschiert sein und das Heer des Mallius, das dieser gleichfalls mit der Front nach Norden vor seinem Lager aufgestellt haben muß, angegriffen haben.

Während der Schlacht muß eine Drehung der Schlachtfronten, und zwar beider römischer Heere, derart stattgefunden haben, daß die Front der Legionen parallel zur Rhone stand und die Römer den Fluß im Rücken hatten. Das kann nur dadurch geschehen sein, daß die Ostflügel der beiden römischen Heere umgangen und geworfen wurden. Wahrscheinlich haben also die Germanen mit verstärkten Ostflügeln gekämpft und den Kampf an den Westflügeln nur hinhaltend geführt. Es könnte auch an den Westflügeln die germanische Taktik angewandt worden sein, durch eine vorgetäuschte Flucht die Legionen dort zum Vorprellen zu veranlassen, so daß die Drehung der Schlachtfront gewissermaßen erleichtert wurde.

Die beiliegende Skizze verdeutlicht den wahrscheinlichen Ablauf der Vernichtungsschlacht von Arausio, die als eine Meisterleistung der germanischen Kriegskunst zu bezeichnen ist.

Aquae Sextiae

Der ausführliche Bericht über die Schlacht von Aquae Sextiae stammt von Plutarch. In seinem Werk über den großen römischen Feldherrn und Diktator Marius berichtet er über die Schlacht selbst wie folgt:

„Als die Barbaren vorbeigezogen waren und weiter marschierten, brach Marius ebenfalls auf und folgte ihnen behutsam; er hielt sich stets in ihrer Nähe und lagerte ihnen gerade gegenüber, indem er sich in starken Lagern verschanzte und starke Stellungen wählte, so daß er ohne Gefahr die Nächte zubringen konnte. So kamen sie, immer weiterziehend zu den sogenannten Sextischen Gewässern (Aquae Sextiae). Von hier war der Weg bis zu den Alpen nicht mehr weit. Eben deshalb traf Marius seine Vorkehrungen, um hier zu schlagen. Er wählte für sein Lager eine starke Stellung, die aber kein ausreichendes Trinkwasser bot; wie behauptet wird, in der Absicht, auch hierdurch seine Truppen gegen den Feind zu erbittern. Als dann viele schimpften und über Durst klagten, wies er mit der Hand auf einen Fluß, der dicht an dem Lager der Barbaren vorbeifloß, und sagte: „Von dort könnt ihr Trinkwasser haben, nur kostet es Blut!“ Darauf die Soldaten: „Warum führst du uns nicht gleich gegen sie, solange unser Blut noch frisch ist?“ Der Feldherr erwiderte gelassen: „Vorher müssen wir erst das Lager aufschlagen.“

Die Soldaten gehorchten, wenn auch widerwillig. Von dem Troß aber hatten die meisten weder für sich selbst noch für die Zugtiere Trinkwasser; sie stiegen daher in Scharen zu dem Fluß hinab; manche nahmen außer den Wasserkrügen Äxte, andere Beile, einige sogar Schwerter und Lanzen mit, um sich im Notfall selbst durch Kampf Wasser zu verschaffen. Mit ihnen kämpften anfangs nur ganz wenige von den Feinden. Denn die meisten frühstückten gerade nach dem Bade, die andern badeten; es entspringen nämlich dort heiße Quellen, und die Römer trafen Scharen von Barbaren dabei an, wie sie sich hieran ergötzten und voll Lust und Staunen über den Ort allgemeiner Fröhlichkeit hingaben. Als aber auf das Geschrei immer mehr zusammenkamen, hatte Marius seine Not, seine Soldaten, die für die

Troßknechte fürchteten, im Zaum zu halten, und der streitbarste Teil der Feinde, von dem früher die Römer unter Mallius und Caepio besiegt waren — sie hießen Ambronen und bildeten in Stärke von über 30000 Mann ein Heer für sich — sprang auf und ging auf das schwere Fußvolk (der Römer) los. Obgleich ihre Leiber von Übersättigung beschwert und ihre Stimmung unter Einwirkung des ungemischten Weines mutwillig und ausgelassen war, stürzten sie doch nicht in ungeordnetem oder tollem Lauf heran; sie stießen auch kein unartikuliertes Kriegsgeschrei aus, sondern schlugen im Rhythmus ihre Waffen zusammen, und indem sie alle zu gleicher Zeit Sprünge ausführten, riefen sie alle gleichzeitig viele Male ihren eigenen Namen „Ambronen", sei es, daß sie sich hierdurch selbst zu Hilfe rufen, sei es, daß sie die Feinde durch die vorhergehende Ankündigung im voraus erschrecken wollten.

Von den Italikern rückten zuerst die Ligurer gegen sie heran. Wie diese sie rufen hörten und ihren Ruf verstanden, riefen sie ihrerseits dagegen, daß dies ihre väterliche Benennung sei; denn die Ligurer nennen sich selbst so als Stamm. Daher ertönte ihr Ausruf häufig als Antwort dagegen, bevor sie handgemein wurden. Und wie die Heere abwechselnd zugleich mit jeder von beiden Parteien mitschrien und wetteiferten, einander zuerst durch die Stärke des Kampfesschreies zu besiegen, da schürte und reizte das Geschrei ihren Kampfmut noch mehr. Die Linie der Ambronen nun wurde durch den Fluß zerrissen, denn sie hatten sich nach dem Übergang über diesen noch nicht in Schlachtenreihe aufgestellt, da wurden schon die ersten von ihnen, gegen die sofort die Ligurer im Lauf heranstürmten, in den Kampf gerissen. Als dann die Römer den Ligurern zu Hilfe eilten und sich von oben her auf die Barbaren warfen, wurden sie überwältigt und flohen. Die meisten gerieten dort am Fluß in wildes Kampfgedränge und füllten ihn mit Blut und Leichen; die anderen, die nicht wagten, wieder Front zu machen, töteten die Römer, nachdem sie den Fluß überschritten hatten, auf ihrer Flucht zum Lager und der Wagenburg. Dort aber traten ihnen unter furchtbarem Geschrei in hellem Zorn die Weiber mit Schwertern und Äxten entgegen und wehrten ebenso die Flüchtenden wie ihre Verfolger ab. Die einen als Verräter, die anderen als Feinde, indem sie sich unter die Kämpfenden warfen und mit bloßen Händen die Schilde der Römer wegrissen, ihre Schwerter anpackten und Wunden und tödliche Streiche aushielten, bis zum letzten Hauch in ihrem Mut unbesiegt. So fand die Schlacht am Flusse, wie

unsere Quellen berichten, mehr durch das Spiel des Zufalls als nach dem Plan des Feldherrn statt.

Als aber die Römer, nachdem sie viele Ambronen getötet hatten, zurückkehrten und die Nacht hereinbrach, da empfing das Heer nicht etwa, wie man doch nach einem solchen Erfolg hätte erwarten sollen, Siegeshymnen und Gelage in den Zelten und freundliche Bewirtung beim Mahle — und was allem das süßeste ist für Männer, die glücklich gekämpft haben — erquickender Schlaf, sondern sie verbrachten gerade jene Nacht voll Unruhe und Furcht. Es war nämlich ihr Lager ohne Wall und Graben, und es waren noch viele Zehntausende der Barbaren unbesiegt. Und als sich mit diesen die der Schlacht entronnenen Ambronen vereint hatten, war die ganze Nacht hindurch ein Wehklagen, das nicht dem Weinen und Stöhnen von Menschen glich, sondern ein tierisch verworrenes Geheul und Gebrüll, das, mit Drohungen und Totenklagen untermischt von einer ungeheuren Menschenmenge erhoben wurde, so daß davon die umliegenden Berge und die Niederungen am Fluße ringsum widerhallten. Und während der schaurige Klang die Ebene erfüllte, waren die Römer in Furcht und selbst Marius in Angst, da er ein planloses und verworrenes Nachtgefecht befürchtete. Doch sie kamen weder in dieser Nacht noch am folgenden Tage, sondern waren die ganze Zeit damit beschäftigt, sich zu rüsten und in Schlachtordnung aufzustellen. Unterdessen sandte Marius — denn es lagen zu Häupten der Barbaren ringsum abschüssige Täler und bewaldete Schluchten — dorthin den Claudius Marcellus mit 3000 Schwerbewaffneten mit dem Befehl, sich hier heimlich in den Hinterhalt zu legen und während der Schlacht im Rücken der Barbaren aufzutreten. Seine übrigen Truppen, die er zur rechten Zeit hatte essen und zur Ruhe gehen lassen, stellte er vor Tagesanbruch vor dem Lager zur Schlacht auf und sandte seine Reiterei in die Ebene voraus. Als das die Teutonen sahen, konnten sie es nicht abwarten, daß die Römer herabkamen und mit ihnen im gleichen Felde kämpften, sondern sie waffneten sich rasch voll Zorn und stürmten gegen den Hügel. Marius aber schickte überall seine Offiziere hin und ließ die Truppen mahnen, fest zu stehen und standzuhalten, und wenn der Feind in Schußweite gekommen sei, die Pilen zu schleudern, danach die Schwerter zu gebrauchen und sich mit den Schilden ihnen entgegenzuwerfen, um sie zu überwältigen. Denn da das Gelände für die Feinde nachteilig sei, würden ihre Hiebe keine Wucht und ihre Schildfront keine Widerstandskraft haben, da ihre Leiber

infolge des unebenen Geländes in Drehung und Schwankung begriffen seien. Während er solche Mahnungen aussandte, sah man ihn schon als ersten selbst danach handeln. Denn niemand hatte einen bessergestählten Körper als er, und er übertraf bei weitem alle an Kühnheit.

Als ihnen nun die Römer Widerstand leisteten und im Handgemenge ihrem Aufwärtsdrängen Einhalt geboten, wurden die Teutonen allmählich zurückgedrängt und wichen in die Ebene zurück. Als sich dann die ersten in Schlachtreihe auf dem ebenen Gelände aufstellen wollten, entstand plötzlich Geschrei und Verwirrung in den hintersten Reihen. Denn Marcellus hatte den entscheidenden Augenblick nicht verpaßt, sondern war, als das Kampfgeschrei über die Hügel empordrang, sofort mit seiner Abteilung aufgebrochen. Jetzt fiel er im Lauf unter Kampfgeschrei den Feind im Rücken an, indem er seine letzten Reihen niederhauen ließ. Diese zogen dadurch die Aufmerksamkeit ihrer Vordermänner auf sich und brachten rasch das ganze Heer in Verwirrung. Die Feinde hielten es nicht lange aus, von beiden Seiten angegriffen zu werden. Ihre Schlachtreihe löste sich auf, und sie ergriffen die Flucht. Mehr als 100000 von ihnen nahmen die Römer bei ihrer Verfolgung gefangen oder hieben sie nieder. Und als sie sich der Zelte, Wagen und sonstigen Habe bemächtigt hatten, beschlossen sie, daß alles, was nicht gestohlen war, Marius haben sollte."

Als Ergänzung ist zunächst aus Plutarch „Marius" die Mitteilung heranzuziehen, daß 300000 streitbare Männer in Waffen damals auf der Wanderung waren. Ferner, daß die Germanen und ihre keltischen Bundesgenossen ihre Scharen in zwei Heere geteilt hatten, wovon das Heer der Kimbern von Norden her über die Alpen durch das Gebiet der Noriker gegen Catulus marschierte, der mit einem römischen Heere die Gebirgspässe deckte. Das zweite Heer, die Teutonen und Ambronen, marschierte zur Rhone, um von Westen her in Italien einzubrechen.

Ein kurzer Bericht über die Schlacht von Aquae Sextiae stammt von Orosius:

„Marius brach nach dem Abzug der Feinde auf und besetzte einen Hügel, der die Ebene und den Fluß, wo sich die Feinde ausgebreitet hatten, beherrschte. Da aber seinem Heer das Trinkwasser fehlte und er daher mit Vorwürfen von allen Seiten überhäuft wurde, antwortete er, das Wasser sei wohl in Sicht, nur müsse man es sich mit dem Schwerte verschaffen. Als darauf zuerst die Troßknechte mit Ge-

schrei in den Kampf stürzten, folgte ihnen das Heer auf dem Fuße; dann wurde in einer regelrechten Schlacht in festgeschlossenen Reihen gekämpft, und es siegten die Römer. Am vierten Tage wurden die Heere aufs neue gegeneinander ins Feld geführt; sie kämpften bis zum Mittag mit beinahe gleichem Erfolg, dann aber, als bei steigender Sonnenhitze die erschlaffenden Körper der Gallier und andern Germanen wie Schnee dahinschmolzen, zog sich der Kampf — es war mehr ein Schlachten als eine Schlacht — bis tief in die Nacht hinein hin. 200 000 Bewaffnete wurden in diesem Kriege getötet, 80 000 gefangen; kaum 3000 sollen entronnen sein; auch ihr Führer Teutobod fiel."

Über die Führer der Teutonen sagt Plutarch in seinem Bericht über den Kampf mit dem zweiten germanischen Heer, dem der Kimbern: „Als aber Marius die Gesandten (der Kimbern) fragte, wen sie mit ihren Brüdern meinten und sie darauf die Teutonen nannten, lachte seine ganze Umgebung, und er selbst sagte spottend: ‚Mit euren Brüdern laßt es gut sein, denn die haben Land, das wir ihnen gegeben haben und werden es in alle Ewigkeit behalten.' Als die Gesandten den Hohn merkten, schalten sie ihn und sagten, er werde dafür Genugtuung leisten müssen, und zwar den Kimbern sofort, den Teutonen nach ihrer Ankunft. ‚Sie sind schon da', erwiderte Marius ‚und es ist nicht hübsch von euch, fortzugehen, bevor ihr eure Brüder begrüßt habt!' Nach diesen Worten ließ er ihnen die Könige der Teutonen gefesselt vorführen. Diese waren nämlich in den Alpen auf der Flucht von den Sequanern gefangen genommen worden."

In dem Bericht des Florus, der aus Livius übernommen ist und der mit den schon gegebenen Berichten übereinstimmt, findet sich über den germanischen Heerführer folgende Angabe:

„Wenigstens konnte selbst der König Teutobod, der über vier oder sechs Pferde zu springen pflegte, kaum eins auf der Flucht besteigen, er wurde im nächsten Gebirge gefangen genommen und war im Triumphzug ein hervorragendes Schaustück, denn als Mann von ungewöhnlicher Körpergröße ragte er über die seinem Heer abgenommenen Siegeszeichen hervor."

In dem Bericht des Florus findet sich weiter als wichtige Ergänzung: „Marius, der alsbald mit wunderbarer Schnelligkeit Richtwege (eingeschlagen und ihre Endpunkte) besetzt hatte, kam dem Feinde zuvor und erreichte zuerst die Teutonen unmittelbar am Fuß der Alpen ... die Feinde hatten ein Tal und einen Fluß in der Mitte (zwischen sich und uns) in ihrer Gewalt ..."

Velleius Paterculus teilt mit, „mehr als 150000 Feinde wurden an dem ersten und zweiten Tage der Schlacht niedergehauen und der Stamm der Teutonen vernichtet". Nach Livius sollen in der Schlacht 200000 getötet, 90000 gefangen worden sein.

Über die Sequaner, die den germanischen Heerführer Teutobod und einige andere Unterführer nach der Schlacht gefangen genommen und an die Römer ausgeliefert haben, berichtet Strabo: „Jenseits des Arar (der Saone) wohnen die Sequaner, die sowohl mit den Römern wie mit den Haeduern lange in Feindschaft gelebt haben, weil sie sich oft den Germanen während ihrer Züge gegen Italien anschlossen; ihre Macht erwies sich auch als durchaus nicht unbedeutend, vielmehr haben sie jene (d. h. die Kimbern und Teutonen) dadurch, daß sie sich mit diesen verbanden, groß und durch ihre spätere Trennung von ihnen klein gemacht.

Als Bundesgenossen der Kimbern, Teutonen und Ambronen werden von Strabo noch die Helvetier und als Unterstämme dieses keltischen Großstammes die Tiguriner und Toygener genannt, die sich dem Zug angeschlossen hatten.

Über die Stärke des römischen Heeres liegen keine Angaben vor, jedoch gibt es Anhaltspunkte, aus denen man die wahrscheinliche Stärke ableiten kann. Bei der Schlacht von Vercellae im Jahre 101 v. Ztr. hat Marius rund 32000 Mann unter seinem Befehl. Es kann dies jedoch nur ein Teil des Heeres gewesen sein, das er im Jahre vorher bei Aquae Sextiae gegen die Teutonen und Ambronen führte, denn Marius mußte einen beachtlichen Teil seiner Truppen zur Sicherung Galliens jenseits der Alpen zurücklassen. Wir dürfen annehmen, daß er nur mit etwa der Hälfte seines Heeres seinem Mitfeldherrn Catulus zu Hilfe gekommen war. Die römischen Feldherrn waren sicherlich über die Stärke ihres jeweiligen Gegners unterrichtet. Marius und Catulus wußten also, daß sie bei Vercellae mit 52000 Mann den Kimbern überlegen waren.

Es könnte dagegen der Einwand erhoben werden, daß die beiden Feldherrn über keine größeren Heere verfügten. Da aber bekannt ist, daß Rom imstande war, falls notwendig, noch größere Heere aufzustellen und da andererseits die von den Germanen drohende Gefahr ganz Italien in Schrecken versetzt hatte, so ist als sicher anzunehmen, daß die römischen Heere bei Vercellae nur deshalb 52000 Mann stark waren, weil diese Stärke ausreichte, um die Kimbern zu schlagen.

Das Heer, das Marius in Gallien befehligte, ist also auf mindestens 60000 Römer zu schätzen. Dazu kamen noch die Bundesgenossen, von denen die Ligurer ausdrücklich genannt werden. Man dürfte deshalb in der Annahme eines Heeres von rund 80000 Mann nicht fehlgehen.

Die Angaben über die Stärke des Heeres der Teutonen, Ambronen und ihrer keltischen Bundesgenossen widersprechen sich. Plutarch gibt als Gesamtzahl der wandernden Stämme und ihrer Bundesgenossen 300000 bewaffnete Männer an. Da diese Masse in zwei Heere geteilt worden war (nach Plutarch), wird man annehmen dürfen, daß jedes der beiden Heere etwa gleich stark gewesen sein wird. Danach hätten also in der Schlacht bei Aquae Sextiae rund 150000 Germanen und Kelten gegen die Römer gekämpft. Nach Orosius sollen jedoch 200000 Bewaffnete getötet, 80000 gefangen und 3000 entronnen sein. Danach wäre das germanische Heer also rund 300000 Mann stark gewesen. Beide Angaben, die des Plutarch und die des Orosius, sind sicher falsch.

In dem Bericht über die Schlacht gibt Plutarch die Stärke der Ambronen mit 30000 Mann an. Diese Zahl erscheint einigermaßen glaubhaft, wenn auch die Ambronen wohl nur die Führung in diesem Heere gehabt haben werden. Plutarch sagt weiter, daß nach dem Kampf mit den Ambronen noch viele Zehntausende der Barbaren unbesiegt waren, also an dem Kampf nicht teilgenommen hatten. Er spricht dann aber später von mehr als hunderttausend Gefangenen und Getöteten. Aus dem Schlachtbericht ist zu entnehmen, daß am ersten Kampftage nur die Ambronen und, wie man ergänzen darf, ein Teil der keltischen Bundesgenossen zur Stelle waren. Die Germanen marschierten also in zwei großen Gruppen, die etwa gleich stark gewesen sein werden. Die Teutonen mit dem Rest der keltischen Bundesgenossen trafen erst später auf dem Schlachtfelde ein, so daß der zweite Kampf erst vier Tage nach dem ersten Kampf stattfand. Wären die Teutonen rechtzeitig auf dem Schlachtfelde gewesen, so hätten sie sicherlich in den Kampf der Ambronen eingegriffen. Das germanisch-keltische Heer ist also auf höchstens 60000 Mann zu veranschlagen. Wenn Marius für den zweiten Kampf nur 3000 Schwerbewaffnete absondert und in den Hinterhalt legt, und wenn der Angriff dieser ververhältnismäßig kleinen Schar die Schlachtfront der Germanen entscheidend in Verwirrung zu bringen vermag, dann ist das ein Beweis dafür, daß das germanische Heer am zweiten Kampftage nicht mehr

sehr stark gewesen sein kann. Man darf es für diesen zweiten Kampftag auf höchstens noch 40000 Mann veranschlagen.

Der Vergleich der Heeresstärken ergibt also mit großer Wahrscheinlichkeit 80000 Mann für die Römer, 60000 Mann im Höchstfalle für die Germanen. Am ersten Kampftage stehen 80000 Römer etwa 30000 Germanen gegenüber, am zweiten Kampftage fechten wenigstens 70000 Römer einschließlich Bundesgenossen gegen höchstens 40000 Germanen und Gallier.

Heerführer auf römischer Seite ist der Konsul Cajus Marius, der einer der fähigsten Heerführer war, die Rom je gehabt hat. 156 v. Ztr. geboren, hatte er sich als Soldat und Heerführer vielfach hervorgetan, war 107 v. Ztr. zum erstenmal, 104 zum zweitenmal Konsul geworden, wonach ihm das Konsulat verlängert wurde. Er war damit zum Diktator geworden. Im Jahre 102 war er, 54 Jahre alt, zum viertenmal Konsul. Er hatte eine entscheidende Heeresreform durchgeführt, die uns noch beschäftigen wird. Während seines siebenten Konsulates im Jahre 86 v. Ztr. starb er.

Heerführer auf germanischer Seite ist der König der Teutonen, Teutobod, allerdings wohl nur am zweiten Kampftage. Der Führer der Ambronen ist nicht bekannt.

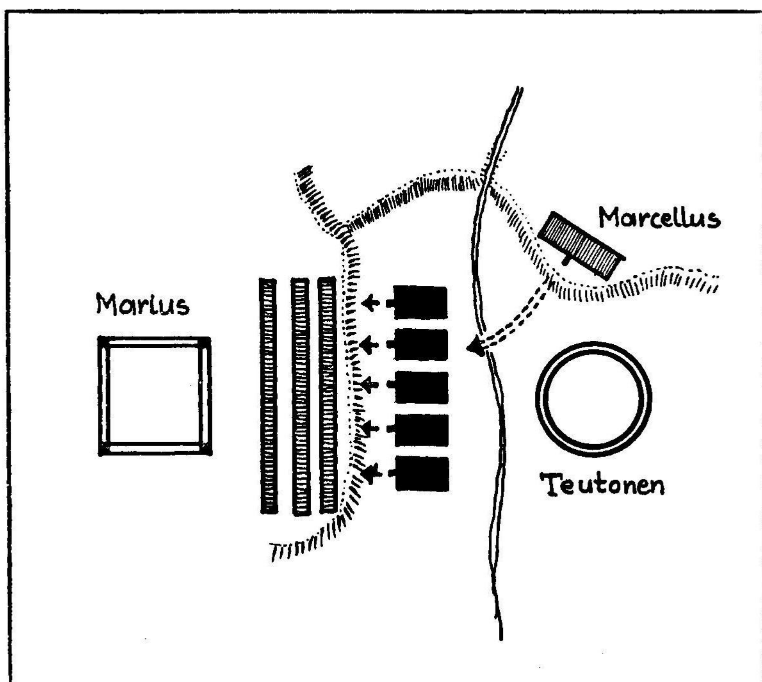
Marius hatte an der Rhone, an der Mündung der Isara ein befestigtes Lager als Waffenplatz und Magazin eingerichtet und reichlich mit Lebensmitteln versehen, um vom Proviantnachschub unabhängig zu sein und den Zeitpunkt der Schlacht mit den Ambronen und Teutonen frei wählen zu können. Nach vergeblichen Versuchen, dieses Lager zu erstürmen, waren die Germanen nach Süden weitergezogen. Marius folgte ihnen vorsichtig, sich an jedem Abend durch Anlegung fester Lager sichernd, ein Beweis, wie hoch er die Kampfkraft und militärische Tüchtigkeit des Gegners einschätzte. Als die Germanen in das Tal der Durance nach Osten einbogen, benutzte Marius Richtwege — worunter wir wohl nur für Fußtruppen, Reiter und Maulesel, nicht aber für schwere Wagen gangbare Steige und Pfade verstehen dürften —, um den Germanen zuvorzukommen. In einem von Gebirgen eingeschlossenen Tal, das vom Flusse durchflossen wurde, errichtete er auf dem das Tal beherrschenden Hügel ein Lager. Die Sorglosigkeit der Ambronen und die rasch erkannte Tatsache, daß er es nur mit etwa der Hälfte des feindlichen Heeres zu tun haben würde, veranlaßten ihn, den Gegner zur Schlacht herauszufordern.

Da er aber wohl mit Recht annahm, daß die Ambronen mit der Schlacht bis zur Ankunft der Teutonen warten würden und ihm ein Angriff auf die feindliche Wagenburg nicht rätlich erschien, griff er zur List. Er ließ die Troßknechte, ohne sie durch bewaffnete Abteilungen zu schützen, zum Fluß gehen, wobei es, wie von Marius erwartet, zu einem Gefecht kam. Die Ambronen, die die scheinbare Unordnung im römischen Heere erkannten, glaubten, bei einem raschen Angriff die Römer schlagen zu können. Sie griffen in Ordnung, im Gleichschritt marschierend an. Ihre Schlachtkeile mußten sich aber beim Übergang über den Fluß auflösen. Zur Neubildung ließen die Römer den Germanen keine Zeit. Marius warf nach erprobter römischer Sitte zunächst die Scharen seiner Bundesgenossen, der Ligurer, ins Gefecht. Diese wurden von den Ambronen offenbar zurückgeworfen. Als die Germanen aber den von den Römern besetzten Höhenrücken stürmen wollten, gingen die Legionen zum Gegenangriff über. Bei der außerordentlichen zahlenmäßigen Überlegenheit blieb den Ambronen nur der Rückzug zu ihrer Wagenburg übrig, ein Rückzug, der zweifellos außerordentlich verlustreich verlief. An der Wagenburg kam der Kampf zum Stehen, Marius, der offenbar zeitweise die Führung seiner Legionen verloren hatte, brach daraufhin den Kampf ab.

Vier Tage später fand der zweite Kampf mit den Teutonen und dem Rest der Ambronen statt. Marius hatte diesmal Vorsorge getroffen, den Schlachtverlauf in der Hand zu behalten. Da er den Germanen den Weg nach Osten verlegt hatte, konnte er erwarten, angegriffen zu werden. Seinen Unterfeldherrn Claudius Marcellus hatte er mit dreitausend Schwerbewaffneten in den Rücken des feindlichen Heeres entsandt.

Aber auch die Germanen müssen diesmal den Kampf planmäßiger geführt haben, denn der Fluß spielt für den Schlachtverlauf nach dem Bericht des Plutarch keine Rolle mehr. Offenbar hatten sich die Teutonen den Übergang über den Fluß gesichert. Sie stellten ihre Keile wohl erst nach dem Übergang über den Fluß zur Schlacht auf und griffen das befestigte römische Lager auf dem Höhenrücken an. Erst nach schwerem Kampf wurden die Teutonen zurückgedrängt, waren jedoch in der Lage, sich größtenteils vom Feinde zu lösen, um eine Neuordnung ihrer Schlachtfront in der Ebene vorzunehmen. In diesem Augenblick griff Marcellus mit seinen 3000 Schwerbewaffneten die sich noch ordnenden Germanen im Rücken an. Die dadurch eintretende Verwirrung benutzte Marius, um wohl unter Einsatz aller

Kräfte über die Teutonen herzufallen. Eine Vernichtungsschlacht, wie er sie wohl geplant hatte, gelang dem römischen Feldherrn aber nicht, denn ein wohl nicht geringer Teil der Teutonen konnte fliehen, darunter befanden sich Teutobod mit mehreren germanischen Unterführern. Durch die Treulosigkeit der bisherigen Bundesgenossen, der Sequaner, gerieten die Germanenführer und sicher auch ein großer Teil der Flüchtigen in Gefangenschaft.



Schematische Skizze der Schlacht bei Aquae Sextiae 102 v. Ztr.
(Die römische Reiterei ist unberücksichtigt geblieben, da sie am Verlauf der Schlacht offenbar keinen wesentlichen Anteil gehabt hat.)

Die Rolle, die die keltischen Bundesgenossen der Germanen in dieser Schlacht gespielt haben, ist in den Berichten nicht erwähnt. Es ist also die Annahme erlaubt, daß Marius, während er den Germanen folgte, mit den keltischen Fürsten in Verhandlungen getreten ist und sie zur Treulosigkeit verleitet hat. Es wäre keineswegs ausgeschlossen, daß bei dem Angriff der 3000 Schwerbewaffneten die Sequaner mit den Römern bereits gemeinsame Sache gemacht haben und über ihre

bisherigen Bundesgenossen hergefallen sind. Das Fehlen sicherer Angaben macht jedoch derartige Überlegungen müßig.

Die Schlacht wurde zweifellos entschieden durch die überlegene Feldherrnkunst des Marius und die überlegene Stärke des römischen Heeres. Der Hauptfehler auf germanischer Seite war der, daß die Ambronen sich zum Angriff verleiten ließen, ehe die Teutonen herangekommen waren.

Wichtig für die Erkenntnis der germanischen Kriegskunst sind die in den römischen Quellen enthaltenen Angaben darüber, daß die Germanen nicht in wilden Haufen, sondern in fester Schlachtordnung gekämpft haben und daß die Wagenburg am ersten Kampftage sich als ein sicherer Rückhalt für die Ambronen erwiesen hat. Wenn das am zweiten Kampftage nicht mehr der Fall war, so wohl deshalb, weil der Stoß in den Rücken die Teutonen von ihrer Wagenburg abschnitt und einen einigermaßen geordneten Rückzug vereitelte.

Vercellae

Plutarch berichtet über dem Kampf mit den Kimbern:

„Boiorix, der König der Kimbern, ritt in Begleitung weniger Getreuer an das römische Lager heran und forderte Marius auf, Tag und Wahlstatt zu bestimmen und dann herauszukommen, um mit ihnen um das Land zu kämpfen. Marius ließ antworten, die Römer pflegten niemals ihre Feinde als Ratgeber bei der Schlacht zu gebrauchen; trotzdem wolle er den Kimbern den Gefallen tun. Und so vereinbarten sie als Tag den dritten von jenem Tage an und als Wahlstatt die Ebene bei Vercellae, die für die Römer den Vorteil bot, ihre Reiterei entfalten zu können, während sie es der Masse der Barbaren ermöglichte, sich auszubreiten.

Unter Einhaltung der festgesetzten Frist nahmen die Heere gegenüber Aufstellung zur Schlacht, Catulus mit 20300 Mann, die Truppen des Marius waren 32000 Mann stark und umfaßten Catulus (und seine Legionen) in der Mitte, da sie auf beide Flügel verteilt waren, wie Sulla berichtet, der die Schlacht mitgemacht hat. Sulla behauptet nämlich, daß Marius — in der Hoffnung, daß die beiden Schlachtfronten am stärksten an ihren äußersten Enden und auf den Flügeln zusammen prallen würden, damit seine Truppen den Sieg für sich allein ernteten und Catulus nicht an dem Kampfe teilnähme noch überhaupt mit den Feinden zusammenträfe, indem das Zentrum, wie es bei langen

Fronten gewöhnlich ist, eine Einbuchtung erlitte — in dieser Absicht seine Truppen auf beide Flügel verteilt habe. Man berichtet, daß hierüber ähnliches auch Catulus selbst zu seiner Verteidigung anführt, indem er Marius viel Feindseligkeiten gegen ihn vorwirft.

Das Fußvolk der Kimbern rückte aus seiner Verschanzung in Ruhe hervor, indem es die Tiefe seiner Aufstellung gleich der Länge der Front machte. Es nahm nämlich jede Seite seiner Schlachtaufstellung 30 Stadien (= 5,4 km!) ein. Ihre Reiter, die 15000 Mann stark waren, zogen in glänzender Rüstung aus mit Helmen, die den geöffneten Rachen furchtbarer Raubtiere und seltsamen Tiergesichtern glichen — da sie diese noch durch Federbüsche erhöht hatten, erschienen sie noch größer (als sie in Wirklichkeit waren) —, mit eisernen Panzern und weißleuchtenden Schildern. Als Wurfgeschoß hatte jeder einen zweispitzigen Speer. Im Nahkampf gebrauchten sie große und schwere Schwerter.

Damals aber griffen sie die Römer nicht in der Front an, sondern bogen nach rechts aus und zogen langsam dicht an ihnen vorüber, indem sie in den Zwischenraum zwischen ihnen (dem römischen Zentrum) und dem auf dem linken Flügel aufgestellten Fußvolk eindrangen. Die römischen Heerführer erkannten die List wohl, konnten aber ihre Truppen nicht rasch genug zurückhalten, sondern als einer rief: „Die Feinde fliehen!“, drängten sie alle zur Verfolgung. In diesem Augenblick drängte das Fußvolk der Barbaren wie ein weites wogendes Meer heran. Da wusch Marius seine Hände, hob sie zum Himmel empor und gelobte den Göttern eine Hekatombe. Auch Catulus erhob seine Hände und tat ebenfalls ein Gelübde: er wolle ein Standbild der Glücksgöttin dieses Tages weihen. Marius soll auch, nachdem er geopfert hatte und der Befund an den Opfertieren ihm gezeigt war, mit lauter Stimme gerufen haben: „Mein ist der Sieg!“ — Als aber der Anmarsch erfolgt war, soll Marius — so berichtet Sulla — ein tadelnswertes Versehen widerfahren sein. Als nämlich, wie ganz natürlich, ein ungeheurer Staub aufgewirbelt wurde und man daher die Heere nicht mehr sehen konnte, da habe er, als er sich zuerst zur Verfolgung aufmachte, indem er seine Truppen nach sich zog, die Feinde verfehlt und sei, nachdem er an ihrer Phalanx vorbeigestürmt sei, lange Zeit in der Ebene hin und her marschiert. Dagegen seien die Barbaren zufällig auf das Heer des Catulus gestoßen, und der Hauptkampf habe sich bei diesem und seinen Truppen abgespielt, unter denen Sulla selbst gestanden hat, wie er erzählt. Im

Bunde mit den Römern aber kämpfte die Hitze und die Sonne, die den Kimbern gerade ins Gesicht schien. Denn während diese stark im Ertragen von Kälte und, wie erwähnt, in schattigen und kalten Gegenden aufgewachsen waren, verließ sie bei der Hitze ihre Kraft; sie keuchten und schwitzten furchtbar und hielten die Schilde vor ihre Gesichter. Die Schlacht war nämlich (bald) nach der Sonnenwende, die die Römer drei Tage vor Neumond des jetzt Augustus damals Sextilis genannten Monats feiern. Förderlich war den Römern zur Erhaltung ihres Mutes auch der Umstand, daß ihnen der Staub die Feinde verbarg. So sahen sie ihre Masse nicht von weitem, sondern die einzelnen Abteilungen stießen im Lauf auf sie und befanden sich alsbald im Handgemenge, ohne vorher durch ihren Anblick erschreckt zu sein. Die Körper der römischen Soldaten waren übrigens derartig abgehärtet und an Strapazen gewöhnt, daß man keinen von ihnen schwitzen oder keuchen sah, obgleich eine solche Hitze herrschte und der Zusammenprall mit dem Feinde im Lauf erfolgt war, wie nach meinen Gewährsmännern Catulus selbst berichtet, indem er die Haltung seiner Soldaten rühmt.

Der größte und streitbarste Teil der Feinde wurde dort niedergehauen. Ihre Vorkämpfer hatten sich nämlich, damit ihre Schlachtenreihe nicht durchbrochen würde, mit langen Ketten aneinandergebunden, die sie durch ihre Leibgurte durchgezogen hatten. Die Fliehenden aber drängten die Römer zu ihrem Lager und wurden so Zeugen einer erschütternden Tragödie. Denn die Frauen der Kimbern, die in schwarzen Gewändern auf ihren Wagen standen, töteten die Fliehenden, die einen ihren Gatten, andere ihre Brüder, andere ihre Väter; ihre unmündigen Kinder aber erwürgten sie mit den Händen und warfen sie unter die Räder und die Füße der Zugtiere, dann entleibten sie sich selbst. Eine aber — so erzählt man —, die sich an dem obersten Ende ihrer aufgerichteten Wagendeichsel erhängt hatte, hatte ihre kleinen Kinder an ihre eigenen Fußknöchel gebunden und mit Schlingen zu beiden Seiten aufgehängt. Die Männer aber hatten ihre Hälse in Ermangelung von Bäumen an die Hörner ihrer Rinder, andere an die Beine dieser befestigt, die Tiere dann mit der Geißel angetrieben und wären, als die Rinder davonrasten, nachgeschleift und zertreten umgekommen. Doch wurden, obgleich sie auf solche Weise zu Tode kamen, noch über 60000 gefangen, während die Zahl der Gefallenen noch doppelt so groß gewesen sein soll. Ihre wertvolle Habe plünderten die Soldaten des Marius, dagegen wurde,

wie meine Gewährsmänner berichten, die sonstige Beute sowie ihre Feldzeichen und Trompeten in das Lager des Catulus gebracht."

Aus dem Bericht des Florus, der sich auf Livius stützt, ist zur Ergänzung heranzuziehen:

„Sie trafen auf einer weiten Ebene, die man die raudische nennt, zusammen. Dort fielen 65000 weniger 300 (!). Den ganzen Tag über wurden die Barbaren niedergehauen, auch dort hatte der Feldherr Schlauheit und Tapferkeit vereint, indem er Hannibal und seine List von Cannae nachahmte. Einmal erlangte er einen nebligen Tag, so daß er dem Feinde unvermutet entgegentrat; außerdem war es windig, so daß der Staub (dem Gegner) in die Augen und ins Gesicht getrieben wurde; ferner stellte er seine Front nach Osten auf, so daß (wie man später von den Gefangenen erfuhr) vom Glanz der Helme, der durch die Luft widergespiegelt wurde, der Himmel gleichsam zu brennen schien. Übrigens war der Kampf ihrer Frauen ebenso heftig wie mit ihnen selbst, da sie sich, auf allen Seiten durch ihre Wagen verbarrikadiert, oben auf diesen stehend, mit Beilen und Stangen verteidigten. Ihr Tod war ebenso ruhmvoll wie ihr Kampf. Denn da ihre Gesandtschaft an Marius für sie nicht die Zusicherung hatte erlangen können, daß man sie freilassen und zu Priesterinnen machen würde (denn dies wäre aus religiösen Gründen nicht zulässig gewesen), erwürgten und zerschmetterten sie allenthalben ihre Kinder. Dann töteten sie sich entweder gegenseitig, oder machten eine Schlinge aus ihren Haaren und erhängten sich an Bäumen oder an den Deichseln ihrer Wagen. Ihr König Boiorix fand seinen Tod in tapferem Kampf in vorderster Reihe, aber er blieb nicht ungerächt. Die dritte Abteilung die Tiguriner, die gewissermaßen als Reserve die norischen Berge der Alpen besetzt hatten, entrannen nach verschiedenen Richtungen und verschwanden durch unrühmliche Flucht und auf Raubzügen (aus dem Gesichtskreis des römischen Volkes)."

Orosius berichtet: „Nachdem Tag und Stätte zum Kampf vereinbart waren, trafen sie (die römischen Feldherrn) nach dem Vorbilde des Hannibal im Nebel Vorkehrungen für die Schlacht und kämpften bei Sonnenschein, so entstand zuerst Bestürzung unter den Galliern, denn sie merkten eher, daß die römische Front angriff, als daß sie da war. Und wie alsbald ihre Reiter unter Verlusten auf die ihrigen zurückgeworfen wurden und die ganze Masse ihres Fußvolks, das noch ohne Ordnung herankam, in Verwirrung brachten und die Sonne, die mit dem Winde zum Vorschein kam, ihnen gegenüber

durchbrach, da füllte Staub ihre Augen, und die Sonne blendete sie. So kam es, daß eine so gewaltige und so furchtbare Masse von Kriegern unter ganz geringen Verlusten der Römer, aber unter eigener vollständiger Vernichtung niedergemetzelt wurde. 140000 von ihnen sollen damals im Kampf niedergehauen, 60000 gefangen sein... Die Könige Lugius und Boiorix fielen im Kampf; Claodicus und Caesorix wurden gefangen."

Bei Eutropius findet sich die auf Livius zurückgehende Angabe, daß 140000 im Kampf oder auf der Flucht getötet und 60000 gefangen wurden. „Von römischen Soldaten fielen aus beiden Heeren zusammen nur dreihundert (!). Den Kimbern wurden dreiunddreißig Feldzeichen abgenommen; hiervon erbeutete das Heer des Marius zwei, das des Catulus einunddreißig."

Velleius Paterculus gibt an, daß in der Schlacht mehr als 100000 Germanen getötet oder gefangen wurden.

*

Die Stärke des römischen Heeres betrug nach Plutarch 52300 Mann. Diese Angabe ist durchaus glaubhaft, fraglich ist nur, wie stark das Kontingent der Bundesgenossen, die überhaupt nicht erwähnt werden, gewesen ist. Es wäre eigentümlich, wenn die Römer in dieser Schlacht ohne bundesgenössische Hilfstruppen gekämpft haben sollten.

Für die Stärke des germanischen Heeres und seiner keltischen Bundesgenossen sind widersprechende Angaben in den Quellen enthalten. Zunächst ist zu erinnern an die von Plutarch gegebene Gesamtzahl von 300000 streitbaren Männern, die sich in zwei Heere geteilt hätten. Unter der wahrscheinlichen Voraussetzung, daß beide Heere etwa gleich groß gewesen sind, müßten die Kimbern und Tiguriner 150000 Mann gehabt haben. Die Angabe Plutarchs über den großen Keil, den die Kimbern vor Beginn der Schlacht bildeten, ist wertlos. Dreißig Stadien entsprechen einer Frontlänge und Tiefe von mehr als fünf Kilometern. In einem Geviérthaufen mit derartigen Seitenlängen hätte weit mehr als eine Million Mann Platz gefunden. Auch die Angabe, daß 60000 Mann gefangen und die Zahl der Gefallenen doppelt so groß, also 120000 Mann, gewesen sein soll das wären insgesamt 180000 —, ist als hoch übertrieben abzulehnen. Das gleiche gilt von den übrigen Angaben, die sich in den römischen Quellen befinden.

Zur Feststellung der wahrscheinlichen Heeresstärke der Kimbern und ihrer keltischen Bundesgenossen, der Tiguriner, ist auf unsere Ausführungen über die Heeresstärke der Teutonen und Ambronen zu verweisen. Die Annahme, daß die Kimbern und Tiguriner höchstens 60000 Mann stark waren, wird durch die von Plutarch gegebene Schilderung der Schlacht erhärtet. Die Mitteilung, daß die angreifenden — wie wir ergänzen dürfen, von den Flügeln angreifenden — römischen Truppenabteilungen in dem aufgewirbelten Staub an dem germanischen Schlachtkeil vorbeigestürmt und „lange Zeit in der Ebene hin und her marschiert" seien, ehe sie wieder auf den Feind stießen, dürfte zu mindesten soviel Wahrheitsgehalt haben, daß wir berechtigt sind, den Keil der Kimbern für recht klein zu halten. Wir dürfen annehmen, daß die Kimbern höchstens 30000 Mann stark waren und daß sie einen Keil bildeten, der vielleicht dreihundert Mann in der Front hatte und hundert Glieder tief war.

Die erwähnten 15000 Reiter müssen, nach der Schilderung, Kelten gewesen sein, denn die germanischen Reiter trugen keine Rüstungen, wie wir aus anderen und besser beglaubigten römischen Quellen und aus den Gräberfunden dieser Zeit wissen. Mit den höchstfalls 30000 Kimbern kämpften also zunächst einige tausend keltische Reiter zusammen. Die Hauptmasse der keltischen Bundesgenossen, die Tiguriner, nahmen an der Schlacht überhaupt nicht teil. Die keltische Reiterei wurde sehr rasch geworfen und verließ das Schlachtfeld. An der eigentlichen Schlacht waren also nur die Kimbern beteiligt.

Das Verhältnis der beiderseitigen Heeresstärken beträgt also mindestens 52300 auf römischer Seite gegen höchstens 30000 auf germanischer.

Heerführer auf römischer Seite sind Gajus Marius, den wir schon kennen, und Q. Lutatius Catulus. Dieser entstammte einem adligen Geschlecht, das in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts v. Ztr. nach Rom übersiedelte und von den Patriziern als gleichberechtigt anerkannt wurde. Catulus war vor 150 v. Ztr. geboren, zur Zeit der Schlacht von Vercellae, also etwa 50 Jahre alt. Er hatte in Gefolge Scipios vor Numatia 134 v. Ztr. seinen ersten Kriegsdienst getan und war 102 v. Ztr. Konsul gewesen. In seinem Heere war der auch von Plutarch genannte Sulla, der spätere berühmte Diktator Roms, Legat, d. h. Kommandeur einer Legion. Man kann Catulus Kriegserfahrung und Führereigenschaften nicht absprechen.

Oberster Heerführer auf germanischer Seite war zweifellos der als König bezeichnete Boiorix.

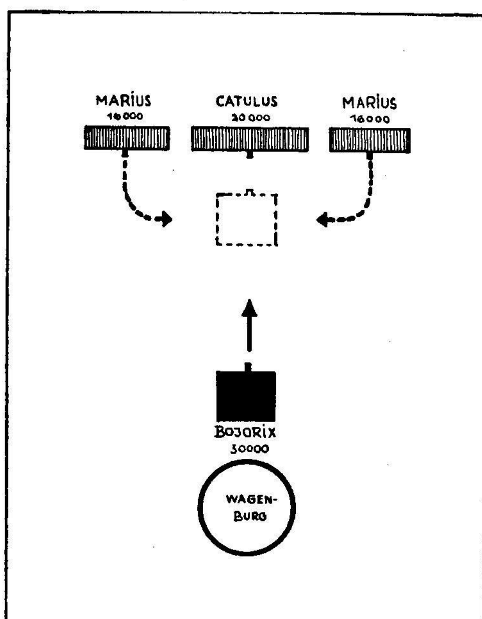
In der Mitte der römischen Schlachtordnung, die nach der Gepflogenheit aus mehreren Treffen bestand, befand sich das Heer des Catulus mit 20300 Mann. Marius hatte seine 32000 Mann geteilt und an beiden Flügeln aufgestellt. Die von Marius eingeführte Kohortentaktik, von der wir noch hören werden, machte das römische Heer besonders in seinen beiden Flügeln beweglich. Der verschiedentlich gegebene Hinweis auf Hannibal und die Schlacht bei Cannae, sowie der Schlachtverlauf selbst, lassen die Annahme als wahrscheinlich zu, daß Marius als Oberfeldherr eine ähnliche Vernichtungsschlacht wie die von Cannae schlagen wollte. Catulus sollte den Stoß des germanischen Heeres auffangen, während die Flügel herumschwenken und den germanischen Keil einschließen sollten. Die diesbezüglichen Befehle waren offenbar schon vor Beginn der Schlacht gegeben worden, so daß sich die an den Flügeln stehenden Kohorten sofort in Bewegung setzten und vorstürmten, als der germanische Keil auf Speerwurfweite gegen das römische Zentrum vorgerückt war. Es kam aber anders, als die römischen Feldherren planten.

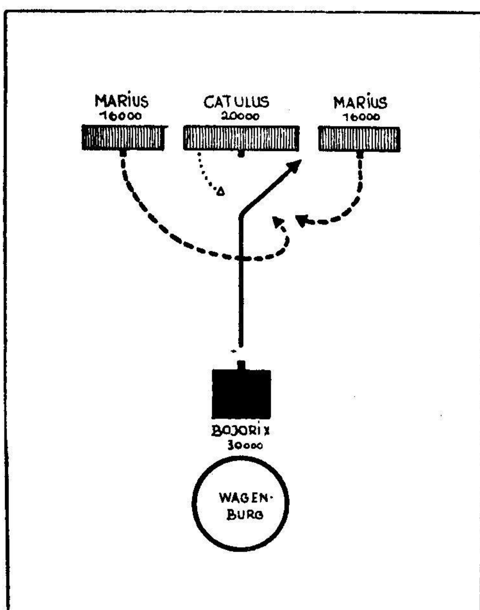
Die Kimbern bildeten nur einen einzigen großen Gevierthaufen. Wenn dies ausdrücklich erwähnt wird, dann darf man daraus entnehmen, daß eine solche Aufstellung den Römern neuartig erschien! Offenbar waren die germanischen Heere in den früheren Schlachten mit den Römern in mehreren Keilen, die nebeneinander operierten, aufgestellt gewesen. Die Einteilung eines größeren germanischen Heeres in mehrere Keile ist, wie wir wissen, mehrfach bezeugt, und darf also als die übliche Aufstellung zur Schlacht angesehen werden. Was die Germanen bewog, diesmal von ihrer Gewohnheit abzuweichen, ist mit rein militärischen Gesichtspunkten kaum zu ergründen. Andere als militärische Gesichtspunkte, die dies Vorgehen der Kimbern erklären könnten, müssen hier außer Betracht bleiben.

Der Angriff der Germanen soll gegen die aufgehende Sonne und gegen Wind erfolgt sein, zwei Elemente, die sich sehr nachteilig bemerkbar machen mußten. Es wäre völlig abwegig, die Kimbern für so unerfahren zu halten, daß sie diese Nachteile nicht erkannt haben sollten. Auch hierfür müßte man eine Erklärung suchen, die nur auf einem anderen als militärischen Gebiet zu finden wäre, nämlich nur auf dem der germanischen Ehrauffassung von der beschworenen Schicksalsgemeinschaft mit den inzwischen vernichteten Teutonen und

Ambronen und der germanischen Auffassung vom Tod auf dem Schlachtfeld. Der germanische Keil griff in voller Ordnung die römische Schlachtfront an. Seine Stoßrichtung zielte zunächst auf das Zentrum der römischen Front, wie Marius und Catulus erwartet hatten. Kurz vor der römischen Schlachtfront aber machte der Keil eine Rechtsschwenkung und stieß im Sturmlauf in die Lücke zwischen dem römischen Zentrum und dem römischen linken Flügel hinein. Durch diesen taktischen Zug, der für die Germanen höchste Manneszucht bezeugt, sollen beide römische Feldherren in Schrecken versetzt worden sein. Weshalb?

Die römische Kampftaktik bestand darin, den angreifenden Gegner





Schematische Skizze der Schlacht von Vercellae 101 v. Ztr.
Oben: Wie sie von Marius geplant war.
Unten: Wie sie verlief.
(Der Reiterkampf ist als unwesentlich weggelassen.)

durch die Salve von Pilen (Wurfspeeren) zu erschüttern, und dann mit dem Schwert zum Gegenangriff überzugehen. Dadurch, daß Boiorix in Speerwurfweite vor der feindlichen Front die Halbrechtsschwenkung befahl, kehrten die Kimbern, indem sie die Schwenkung ausführten, den Römern ihre Schildseite zu. Die Pilensalve verfehlte infolgedessen ihre Wirkung. Schon dieser taktische Zug zeigt, daß Boiorix ein Heerführer von großem Ausmaß gewesen ist.

Der Schreck der römischen Feldherren ist noch mehr deshalb verständlich, weil ihnen ihr ganzer Schlachtplan durch den taktischen Gegenzug des Boiorix zerschlagen wurde. Der Angriff der Kohorten auf den Flügeln des römischen Heeres, der für den Augenblick nach der Pilensalve befohlen war und auch durchgeführt wurde — es wird ausdrücklich gesagt, daß die römischen Heerführer ihre Truppen nicht rasch genug zurückhalten konnten —, konnte nicht mehr die erstrebte Wirkung erzielen. Die am linken römischen Flügel stehenden Kohorten des Marius wurden, weil der Stoß der Germanen neben einen Teil des Zentrums nun auch sie traf, sofort in den Kampf verwickelt und konnten die befohlene Umfassung nicht voll ausführen. Die Kohorten des römischen rechten Flügels aber mußten, wenn sie die befohlene Angriffsrichtung beibehielten, an dem verhältnismäßig kleinen germanischen Keil vorbeistoßen. Wie weit dies tatsächlich geschehen ist, sei dahingestellt. Die geplante Umfassung durch den rechten römischen Flügel wurde jedenfalls mindestens verzögert.

Wir dürfen annehmen, daß Boiorix den Plan seiner Gegner erkannt hat, und daß er die Halbrechtsschwenkung seines Keils nicht nur befahl, um der Pilensalve die Wirkung zu nehmen, sondern in erster Linie, um den Plan des Gegners zu zerschlagen. Daß ihm dies gelungen ist, bezeugt die von Plutarch gegebene Schilderung. Die Feldherrnfähigkeiten, die Boiorix in dieser Schlacht bewiesen hat, stellen ihn also in die gleiche Linie mit anderen bewährten und höchst fähigen germanischen Feldherren.

Das Schicksal der Schlacht war bei der römischen Überlegenheit nicht zu wenden. Den römischen Feldherren gelang zwar ihr Plan der völligen Umfassung nicht, sie mußten vielmehr den zurückweichenden Germanen bis zur Wagenburg folgen und dort noch einen harten Kampf auch gegen die germanischen Frauen bestehen. Die Angabe, daß nur dreihundert römische Soldaten gefallen sein sollen, muß als völlig unwahrscheinlich abgelehnt werden.

*

Es ist an dieser Stelle festzuhalten, daß uns die antiken Quellen durchaus klare und wahrscheinliche Schlachtbilder gegeben haben. Gewiß kann man vieles als Wachstubengeschichten und Adjutantenklatsch bezeichnen, aber auch darin pflegt oft ein Wahrheitskern zu stecken, den zu erkennen und herauszuarbeiten, ja die Aufgabe des Historikers ist. Die Einzelfeststellungen, die wir aus den Berichten entnommen haben, zeigen die germanische Kriegskunst, insbesondere, was die Taktik angeht, auf einer hohen Entwicklungsstufe. Die germanischen Führer haben ihre Heere durchaus in der Hand und erweisen sich als fähig, eine Schlacht planmäßig zu leiten. Die germanischen Heere sind keine ungeordneten Haufen von Kriegern, die nur durch ihren wilden Ansturm gefährlich werden und lediglich durch ihre Überzahl siegen. Sie treten im Gegenteil in Ordnung an, marschieren oder greifen im Gleichschritt an, führen auf Befehl Schwenkungen aus und sind imstande, sich während der Schlacht so vom Feinde zu lösen und abzusetzen, daß sie eine Neuordnung ihrer Verbände in Angriff nehmen können. All dies kann nur dem als unwahrscheinlich oder gar unmöglich erscheinen, der in dem Glauben befangen ist, die Germanen hätten sich bei ihrem Eintritt in die Geschichte noch in einem urtümlichen Zustande befunden.

Sehen wir nun, ob uns die Berichte über den Zug der Kimbern, Teutonen und Ambronen auch einiges über die Strategie der Germanen sagen.

Die Strategie im Kimbernzug

Clausewitz bezeichnet als Strategie die Lehre vom Gebrauch der Gefechte zum Zweck des Krieges. Man wird aber auch über die Gefechte hinaus alle militärischen Operationen, die dem Zweck des Krieges dienen, wie Truppenbewegungen, Anlage von Befestigungen usw., als strategische Maßnahmen zu bezeichnen haben. Um erkennen zu können, ob die einzelnen militärischen Maßnahmen und die Gefechte und Schlachten dem Zwecke des Krieges dienten, ob man also von einer Strategie im Kimbern-, Teutonen- und Ambronenzug reden darf, muß man das Ziel des Krieges bzw. des Zuges, also den operativen Gedanken, kennen. Nur von diesem Ziel her läßt sich beurteilen, ob die Bewegungen und Schlachten der drei germanischen Stämme einen inneren Zusammenhang hatten und bewußt geleitet wurden, oder ob dieser Zug in seinen Einzelheiten, wie man bislang annahm und wie heute vielfach noch geglaubt wird, nur den Gegebenheiten des Augenblickes entsprach.

Als glaubhaften Zweck des Zuges geben die Quellen ziemlich übereinstimmend an, daß die drei Stämme „nach neuen Wohnsitzen in der ganzen bekannten Welt suchten" (Florus). Vor der Schlacht gegen den römischen Feldherrn Silanus im Jahre 109 v. Ztr. sollen die Gesandten, die in das Lager des Silanus kamen und von da an den Senat nach Rom weitergingen, von den Römern gefordert haben, daß sie ihnen „Land als Sold" gäben. Sie sollen weiter versprochen haben, daß dann die Römer nach ihrem Belieben über ihre Arme und Waffen verfügen konnten (Florus). Livius berichtet: „Der Senat gab den Gesandten der Kimbern, die Wohnsitze und Ackerland forderten, wo sie sich niederlassen könnten, eine abschlägige Antwort." Granius Licinianus sagt von Servilius Caepio, daß er vor der Schlacht die Gesandten der Kimbern, die Frieden schließen wollten und um Ackerland und Saatgut baten, „unter schmählichen Drohungen fortjagte". Plutarch schließlich berichtet, daß die Kimbern und Teutonen auf der Wanderung waren „aus Hunger nach Land,

das eine so riesige Masse ernähren sollte, und nach Städten, in denen sie sich niederlassen und leben könnten". Weiter gibt Plutarch an, daß die in Oberitalien eingedrungenen Kimbern Gesandte zu Marius geschickt hätten, die von ihm Land und Städte, in denen sie wohnen könnten, forderten.

Das Ziel des Zuges der Kimbern, Teutonen und Ambronen scheint nach allen diesen Zeugnissen festzustehen. Die Stämme kämpften anscheinend um eine neue Heimat, in der sie sich niederlassen konnten, da sie die alte Heimat in Jütland durch den Einbruch des Meeres zu einem großen Teil verloren hatten.

Der Historiker kann, nur gestützt auf die antiken Berichte, zu keinem anderen Urteil kommen als dem, daß die drei Stämme auf ihrer Suche nach einer neuen Heimat kreuz und quer durch halb Europa gezogen sind, ohne rechten Plan, je nachdem, wie sich ihnen die Gelegenheit bot. Zunächst hätten sie versucht, in das Land der Bojer einzubrechen, seien aber zurückgewiesen worden. Dann wären sie in das Land der Skordisker eingedrungen, aber dort habe es ihnen offenbar nicht behagt, denn sie zogen durch die Alpen, schlugen bei Noreja das Heer des Papirius Carbo, hierauf verschwanden sie für drei Jahre irgendwo in Süddeutschland. Erst im Jahre 110 v. Ztr. gingen sie, wie Velleius Paterculus meldet, über den Rhein, schlugen 109 v. Ztr. den Konsul Silanus in Südgallien, zogen danach mehrere Jahre kreuz und quer durch Gallien, besiegten alle keltischen Stämme, nur die germanischen Belgier leisteten ihnen siegreich Widerstand. 105 v. Ztr. erscheinen sie im Tal der Rhone, schlagen das Heer des Aurelius Scaurus und vernichten danach in der Schlacht bei Arausio die Heere des Mallius und des Caepio. Hierauf verschwinden sie wieder aus dem römischen Bereich und ziehen nach Spanien, wo sie bei den Keltiberern auf so hartnäckigen Widerstand stoßen, daß sie nach Gallien zurückgehen. Im Jahre 102 v. Ztr. treten sie schließlich zu ihrem Zug nach Italien an.

Das ist das Bild des Historikers. Es läßt keinerlei Planung des Zuges erkennen, aber es hat einen inneren Widerspruch, der die Historiker der Kriegskunst mit dazu veranlaßt haben dürfte, den Zug der Germanen nur obenhin zu behandeln oder ganz außer Betracht zu lassen. Es ist für den Historiker nämlich unerklärlich, wieso die Kimbern, Teutonen und Ambronen sich in Gallien nicht niederließen, obwohl sie alle dortigen Stämme, mit Ausnahme der Belgier, besiegt haben sollen.

Da Cäsar davon berichtet, daß die 6000 Mann, die die Germanen als Schutzwache für ihr schweres Gepäck bei Aufbruch des Heeres nach Italien zurückließen, nach verschiedenen Kriegen „schließlich unter allgemeiner Zustimmung Frieden schlossen und die Gegend links der mittleren Maas" für sich zum Wohnsitz wählten, ist die Annahme, daß die Kimbern, Teutonen und Ambronen sich wegen der ständigen Feindseligkeiten der gallischen Stämme nicht in Gallien hätten für die Dauer niederlassen können, unhaltbar. Was 6000 Mann — die späteren Aduatuker — schafften, hätten 60000 oder noch mehr germanische Krieger erst recht schaffen müssen. Der Historiker kann aus diesem Widerspruch keinen Ausweg finden. Er kann bestenfalls annehmen, daß die Gewinnung einer neuen Heimat nicht das eigentliche Ziel der drei Stämme gewesen ist, wird aber über dieses eigentliche Ziel selbst nichts auszusagen imstande sein. Als Begründung dafür kann er u. a. auf die Lückenhaftigkeit der Quellen verweisen.

Der Zug nach Italien

Für den letzten Teil des Zuges wird aber auch der Historiker eine bewußte Planung zugeben, nämlich für den Zug nach Italien. Das Kriegsziel steht hier fest. Die Germanen wollten über die Alpen hinweg nach Italien eindringen. Um dieses Ziel zu erreichen, mußten sie sich mit den römischen Heeren, die die römischen Grenzen verteidigten, schlagen. Für diesen Teil des Krieges kann man durchaus von strategischen Plänen und Maßnahmen der germanischen Heerführer sprechen.

Die erste Maßnahme ist die, daß die drei Stämme in der Nähe der mittleren Maas ihr Gepäck zurückließen und eine Schutzwache von 6000 Mann stellten. Der Bericht Cäsars lautet:

„Die Aduatuker stammten von den Kimbern und Teutonen ab, die auf ihrem Zuge nach unserer Provinz und Italien das Gepäck, das sie nicht mitnehmen konnten, diesseits (westlich) des Rheines niedergelegt und als Schutzwache aus ihrer Mitte 6000 Mann dabei zurückgelassen hatten."

Die Heerführer der drei germanischen Stämme sind sich also darüber klar gewesen, daß sie nur mit leichtem Gepäck und mit leichten Wagen die Alpenstraßen und Pässe überwinden konnten. Sie müssen also diese Straßen und Pässe durch eigene Kundschafter und durch Erkundigung bei den keltischen Bewohnern der Alpengegenden er-

forscht haben. Ein bewußtes und planmäßiges Handeln steht danach außer Zweifel. Wenn die Stämme nur 6000 Mann bei ihrer doch immerhin sehr wertvollen Habe zurückließen, dann läßt das den Schluß zu, daß sie selbst nicht sehr stark gewesen sein können, es wird also unsere Schätzung über die Gesamtstärke von 60000 bis 80000 Mann, ohne die keltischen Bundesgenossen, die sich ihnen anschlossen, durch die Mitteilung Cäsars bestätigt.

Das Heer wurde — eine zweite bewußte strategische Maßnahme — in zwei Teile geteilt, die unter Anrechnung der keltischen Bundesgenossen etwa gleich stark gewesen sein dürften. Schätzungsweise 30000 bis 40000 Teutonen und Ambronen, vereinigt mit 10000 bis 20000 Kelten, darunter Sequanern, zogen unmittelbar nach Süden und brachen in das Tal der Rhone ein. Etwa 30000 Kimbern mit höchstens ebensoviel Helvetiern, von denen die Hauptmasse dem Stamm der Tiguriner angehört hat, wandten sich nach Osten, gingen über den Rhein und marschierten dann durch die norischen Alpen.

Für die Teilung des Heeres lassen sich verschiedene Gründe finden. Zwei Heere in zwei verschiedenen, weit voneinanderentfernten Landschaften können sich die notwendige Zusatzverpflegung aus dem durchzogenen Lande leichter verschaffen als ein einziges großes Heer. Die Straßen in den Alpen waren schmal und es gab keine Parallelstraßen, auf denen man in mehreren Kolonnen marschieren konnte. Die Germanen mußten weiter mit dem Widerstand sowohl der Alpenstämme als auch der Römer rechnen. In den Gebirgspässen und Tälern konnten sie ohnehin nur einen kleinen Teil ihrer Tausendschaften entfalten und zur Überwindung des feindlichen Widerstandes einsetzen. Ein einziges großes Heer kam also nicht schneller vorwärts als ein kleines Heer. Zog sich der Widerstand in den Alpen länger hin, dann war durchaus damit zu rechnen, daß ein großer Teil des gemeinsamen Heeres noch in den Alpen vom Winter überrascht wurde. Wenn erst Schnee und Eis die Wege ungangbar machten, dann bestand für die Zurückgebliebenen die Gefahr, durch Hunger dezimiert oder gar vernichtet zu werden. Bei einer Zweiteilung des Heeres aber bestand diese Gefahr nicht oder sie verringerte sich doch zum mindesten entscheidend. Der von den germanischen Heerführern beschlossene strategische Plan muß also als ausreichend begründet anerkannt werden.

Die Teutonen und Ambronen stießen im Rhonetal an der Mündung der Isère auf Marius, der hinter den Wällen seines festen Lagers wartete. Alle Versuche der Germanen, ihn zu einer Schlacht zu ver-

anlassen, blieben ebenso erfolglos wie verschiedene Angriffe auf das Lager. Die Teutonen und Ambronen konnten eine längere Einschließung des Lagers nicht durchführen, wenn sie nicht auf den Zug durch die Alpen noch vor Einbruch des Winters verzichten wollten. Ihr weiterer Vormarsch entsprach also dem strategischen Plan. Es wäre nicht ausgeschlossen, daß sie in der Absicht, Marius zu einem Überfall zu veranlassen, bewußt sehr langsam an seinem Lager vorbeizogen. Angeblich dauerte dies Vorbeiziehen sechs Tage. Auch die höhnischen Zurufe an die im Lager verschanzten Römer könnten für einen solchen Plan sprechen. Der taktische Fehler, den die beiden Germanenstämme dann machten, war der, daß sie in zwei Abteilungen, die offenbar mindestens einen Tagesmarsch voneinander entfernt waren, in die Alpen eindrangen. Das gab Marius, wie wir gesehen haben, die Möglichkeit, an zwei Kampftagen jede der beiden Abteilungen für sich entscheidend zu schlagen. Nach der Niederlage der Ambronen am ersten Kampftage hätten die Teutonen eine Schlacht vermeiden können, aber sie wären dann zum Abzug gezwungen gewesen und hätten das gesteckte Ziel, die Überwindung der Alpen und den Einbruch in Oberitalien, nicht erreichen können. Daß sie an ihrem einmal vorgenommenen Plan festhielten und die Römer angriffen, ist durchaus germanische Art gewesen.

Die Kimbern und Tiguriner kamen unter Führung von Boiorix bis zu den Alpenpässen. Dort stand Catulus mit über 20000 Mann auf der Wacht. Es muß Boiorix gelungen sein, ohne verlustreichen Angriff auf die Pässe die Römer aus den Hochalpen herauszuoperieren, denn Plutarch berichtet: „Catulus nämlich, der gegen die Kimbern auf der Wacht stand, hatte es aufgegeben, die Alpenpässe zu halten, um nicht gezwungen zu werden, an vielen Stellen seine Streitkräfte zu zersplittern und sich so seiner Widerstandskraft zu berauben; er war daher gleich nach Italien hinuntergestiegen, hatte hinter dem Etschfluß Stellung genommen, sich gegen Übergangsversuche auf beiden Seiten des Flusses durch starke Verhaue verschanzt und eine Brücke geschlagen, um die Möglichkeit zu haben, seinen Truppen auf dem andern Ufer zu Hilfe zu kommen, falls die Barbaren versuchen sollten, trotz seiner Sperrtrupps durch die Talengen mit Gewalt durchzubrechen."

Catulus stand also in der Veroneser Klause, die er noch künstlich durch Verhaue gesperrt hatte. Boiorix ließ sich auf eine Erstürmung der Talenge wiederum nicht ein, sondern überwand sie, indem er

einige seiner Hundertschaften „durch Eis und tiefen Schnee“ die Bergeshöhen ersteigen und auf der Südseite auf ihren Schilden herunterrodeln ließ. Von ihrer nördlichen Heimat her haben die Kimbern sicher das Rodeln gekannt. Die Römer mußten infolgedessen die Talenge räumen.

Catulus versuchte nun die Brücke über die Etsch, die durch ein Kastell gesichert war, zu halten. Wahrscheinlich war Boiorix gewillt, diesmal die römischen Truppen, die auf dem gleichen Ufer wie seine Tausendschaften standen, zu schlagen. Um ihnen den Rückzug abzuschneiden, muß er versucht haben, die Brücke zu zerstören. Er ließ zu diesem Zweck durch eine Art Dammbau den Fluß aufstauen und suchte durch in den Gebirgsstrom gestürzte große Baumstämme die Brückenpfeiler zu zerstören. Die Römer erkannten diesen Plan und wichen schleunigst auf das andere Ufer zurück. Catulus räumte sofort ganz Oberitalien bis zum Po. Die Kimbern hatten ihr strategisches Ziel erreicht.

Im folgenden Jahre 101 v. Ztr. ist es den beiden römischen Feldherren zunächst nicht gelungen, die Kimbern zur Schlacht zu stellen. Plutarch sagt ausdrücklich: „Er (Marius) überschritt den Po und versuchte die Barbaren von dem Innern Italiens fernzuhalten. Diese aber verschoben die Schlacht ...“ Daß er sich von den Römern nicht fassen ließ, ist ein glänzendes Zeugnis für das strategische Können des germanischen Heerführers Boiorix. Erst als er über das Schicksal der Teutonen Gewißheit hatte, suchte auch er die Schlacht. In echt germanischer Weise verabredete er mit Marius Tag und Ort. Es galt jetzt, entweder das Schicksal der gefangenen Teutonen zu wenden und die Römer zu schlagen, oder aber das Los derer zu teilen, mit denen die Kimbern länger als ein Jahrzehnt Schulter an Schulter gekämpft hatten.

Den Ausgang der Schlacht kennen wir bereits. Trotz der Niederlage und Vernichtung aber klingt der Bericht des Plutarch wie ein altgermanisches Heldenlied durch die Jahrtausende zu uns. Die Kimbern, Teutonen und Ambronen haben ihrem germanischen Blut und ihrer germanischen Art Ehre getan und ihren Namen, wie den der Germanen überhaupt, mit ehernem Griffel fest und unverlöschbar in das Buch der Geschichte eingetragen.

Wenn der letzte Teil des Zuges der Kimbern, Teutonen und Ambronen als eine bewußt geplante und den Mitteln und Gegebenheiten entsprechend durchgeführte Operation der Germanen erkannt und anerkannt wird, dann ist man zu der Frage verpflichtet, ob nicht auch den vorangegangenen Abschnitten dieses Zuges eine bewußte Planung zugrunde gelegen haben kann. Der Historiker vermag diese Frage nicht zu entscheiden, da ihm die Grundlagen dazu fehlen. An seine Stelle tritt als einziger, der die Frage beantworten könnte, der Vorgeschichtler.

Wie stellt sich die Lage zur Zeit des Kimbernzuges nach dem Wissen des Vorgeschichtlers dar? Der germanische Stammbund der Irminonen oder Sweben hatte sich während der Eisenzeit von der Ostsee und der unteren Elbe ausgehend, immer weiter nach Süden und von der Mittelelbe aus nach Westen ausgedehnt und Raum gewonnen. Seine östliche Grenze ist die Oder, seine südliche wird durch die Sudeten, den Thüringer Wald, die Rhön, den Vogelsberg und den Taunus, bzw. den Westerwald gebildet. Nach Westen grenzen die Irminonen an den germanischen Stammbund der Istwäonen. Östlich der Oder sind die frühen Ostgermanen, die unter dem Namen Bastarner am Schwarzen Meer auftauchten, abgewandert und haben ihre alte Heimat zwischen Oder und Weichsel den Irminonen überlassen. Swebische Scharen mögen durch das menschenarme Ostgermanien gezogen sein und swebische Posten an der Weichsel gestanden haben. Die allgemeine Vormarschrichtung des Irminonenbundes war nach Südwesten auf den Main und den Oberrhein hin gerichtet, aber hier sperrten die Kelten mit ihren zahlreichen starkbefestigten und zum Teil recht großen Bergsiedlungen den Sweben den Vormarsch. Vom Rhein über Thüringen bis zur Elbe und von dort bis zur Oder bei Breslau stand, gestützt auf ihre starken Festungen, die keltische Front im Kampf mit den germanischen Irminonen. Die Germanen waren an ihrem linken, östlichen Flügel schwach, da das Land zwischen Oder und Weichsel im zweiten Jahrhundert vor der Zeitrechnung zum mindesten menschenarm war. Freilich trugen die Kelten wohl kein Verlangen, in dieses von Wäldern, Flüssen, Sümpfen und weiten Landstrecken durchzogene Land einzudringen.

Den Sweben war an einigen Stellen, so im Sudetenland (Bodenbacher Kultur) der Einbruch in die keltische Front gelungen, aber die

Front war nicht durchbrochen worden, sie stand unerschüttert fest. Da brachte eine Naturkatastrophe, der Einbruch der Nordsee in die Gefilde der Halbinsel Schleswig-Holstein-Jütland die dort lebenden germanischen Stämme, die man zum Bund der Ingwäonen rechnen darf, in Bewegung. Besonders von dieser Naturkatastrophe betroffen wurden die Ambronen, von deren Heimat noch die Insel Amrum zeugt, die Kimbern, deren Name sich in der jütischen Landschaft Himmerland erhalten hat, die Teutonen, von denen der nordjütische Landschaftsname Thyland stammen dürfte, und die Wendeln = Wandalen, von deren Heimat der Landschaftsname Wendsyssel zeugt. Die Naturkatastrophe muß aber auch noch weitere Stämme in Mitleidenschaft gezogen haben, denn aus Norwegen machten sich die Rugier und aus Schweden die Burgunder auf (die Teilnahme der Haruden ist m. E. nicht genügend bezeugt). Es ist möglich, daß diese beiden letztgenannten Stämme erst später ihre Umsiedlung nach Ostdeutschland durchführten. Die Ambronen, Teutonen, Kimbern und Wendeln (Wandalen) sehen sich zur gleichen Zeit gezwungen, mit dem größten Teil ihrer Sippen eine neue Heimat zu suchen. Es lag nichts näher, als die heimatlos Gewordenen in dem menschenarmen Ostgermanien zwischen Oder und Weichsel anzusiedeln. Das geschah, wie wir annehmen dürfen, im Einvernehmen mit den Sweben.

Es war germanischer Grundsatz und Gepflogenheit, entweder mit dem Schwert Land zu gewinnen, oder aber es gegen Heeresfolge zugunsten des rechtmäßigen Besitzers zu erwerben. Beide Formen der Landnahme sind vorgeschichtlich und geschichtlich genügend bezeugt. Die Kimbern und Teutonen hatten ja, nach Mitteilung des Florus, auch ihrerseits den Römern vor der Schlacht gegen Konsul Silanus durch ihre Gesandten den Vorschlag gemacht, ihnen Land als Sold zu geben und dafür nach Belieben über ihre Arme und Waffen zu verfügen. Den gleichen Vorschlag machte ein halbes Jahrhundert später der germanische Heerkönig Ariovist seinem Gegner Cäsar. Er soll nach Cäsars Darstellung gesagt haben: „Wenn du abziehst und mir den Besitz Galliens ungeschmälert läßt, werde ich es dir reichlich vergelten und jeden Krieg, den du wünschest, ohne irgendwelche Mühe und Gefahr für dich führen."

Die Sweben selbst dürften dadurch in den Besitz Ostgermaniens gekommen sein, daß sie den abwandernden Bastarnen Schwerthilfe leisteten. Der zusammen mit den Bastarnen nach Südrußland gezogene Stamm der Skiren wird von einem der maßgebenden schle-

sischen Vorgeschichtsforscher Dr. Ernst Petersen für westgermanisch gehalten. Die Skiren könnten also jene den Bastarnen zur Überlassung ihrer Heimat vom Swebenbund zugeordnete Streitmacht gewesen sein.

Es gibt keinerlei vorgeschichtliche oder geschichtliche Zeugnisse dafür, daß die Wandalen — um diesen eingewurzelten Namen zu gebrauchen — und die Burgunder und Rugier etwa im Kampf gegen die Sweben ihre neue Heimat westlich der Oder gewonnen hätten. Im Gegenteil, die Funde sprechen dafür, daß eine Schar der Wandalen



Die strategische Lage im ersten Abschnitt des Kimbernzuges mit der Kampffront der Irminonen gegen die Kelten.

den Sweben Hilfe leisteten und über die Elbe nach Westen marschierte. Die Annahme, daß auch die Kimbern, Teutonen und Ambronen gegen Überlassung des gesamten ostgermanischen Raumes östlich der Oder an die jütländischen und skandinavischen Germanen, dem Swebenbund, zur Schwerthilfe verpflichtet wurden, liegt also nicht nur im Bereich der Möglichkeit, sondern kann durchaus als wahrscheinlich gelten. Nur bei dieser Annahme gewinnt der Zug der Kimbern, Teutonen und Ambronen einen Sinn. Verwirft man unsere Annahme, dann bleibt der Zug sinnlos. Es ist dann vor allem unerklärlich, warum die Kimbern und ihre Gefährten nicht das gleiche taten wie die Wandalen, nämlich sich im ostgermanischen Raum, der dazu groß genug war, eine neue Heimat schufen.

Der Vorgeschichtsforscher mag diese Fragestellung als für ihn ohne Belang ablehnen. Er ist verpflichtet, immer wieder den Boden zu befragen und darf nur aus den Antworten, die die Funde ihm geben, seine Schlußfolgerungen ziehen. Der Geschichtsschreiber aber ist verpflichtet, nach einem Sinn der Geschehnisse zu suchen und, wenn ihm sich dieser Sinn aus seiner Schau erschließt, ihn aufzuzeigen und ihn zu vertreten.

Da die keltische Front im unmittelbaren Sturm nicht zu nehmen oder zu durchbrechen war, wie die Sweben auf Grund jahrzehntelanger Kämpfe wußten, werden sie den ihnen als Schwerthilfe zur Verfügung gestellten Kimbern, Teutonen und Ambronen die Aufgabe gestellt haben, die keltische Front zu umgehen und entweder von der Flanke her aufzurollen oder durch einen Stoß in den Rücken zum Einsturz zu bringen. Da die Hauptstoßrichtung der Sweben nach Süddeutschland zum Main und zum Rhein hin gerichtet war, mußte der Rückenstoß auch nach Süddeutschland geführt werden.

Der Versuch der drei Stämme, die Front von der Oder her — also aus der Flanke — aufzurollen, wurde offenbar von den Bojern vereitelt. Strabo berichtet, daß die Kimbern gegen die Bojer gezogen, aber von diesen abgeschlagen worden seien.

Der Marsch in den Rücken der keltischen Front, der nach dem mißglückten Versuch der Flankenaufrollung angetreten wurde, gelang. Die Kimbern, Teutonen und Ambronen stießen durch die mährische Pforte nach Süden und drangen bis in das Land der Skordisker, d. h. bis an die Drau vor. Von dort aus zogen sie, die Alpen überwindend und die Römer bei Noreja schlagend, nach Süddeutschland, wo sie drei Jahre verweilten. Sie standen nunmehr im Rücken der keltischen Front nördlich des Main und erzwangen so die Räumung der trotzigen Bergfesten und Städte nördlich des Stromes.

Zwei Ereignisse stützen unsere Annahme über den Sinn und den Verlauf des ersten Abschnittes des Kimbern-, Teutonen- und Ambronenzuges. Das eine dieser Ereignisse ist mit den Mitteln und Methoden der Vorgeschichtsforschung festgestellt worden. Die keltischen Bergsiedlungen und Festen, darunter die große Steinsburg bei Rhömhild, sind um etwa 100 v. Ztr. von den Kelten geräumt worden, obwohl sie nicht erobert worden waren. Auf das Jahrzehnt genau läßt sich die Räumung nicht festlegen. Das zweite Ereignis ist geschichtlich bezeugt, denn kurz nach 110 v. Ztr. geraten die Helvetier in Bewegung und im Jahre 107 v. Ztr. vernichtet ihr König Diviko

ein römisches Heer unter dem Konsul Lucius Cassius an der oberen Garonne.

Das vorgeschichtlich festgestellte Ereignis der Räumung der keltischen Burgen und Siedlungen nördlich vom Main und der geschichtlich feststehende Aufbruch der Helvetier müssen ebenso miteinander wie mit dem Kimbernzug in ursächlichem Zusammenhang gestanden haben. Es berechtigt demnach alles, unsere Annahme über Sinn und Ziel des Germanenzuges in seinem ersten Abschnitt für so ausreichend begründet zu halten, als das nach dem Stande unseres Wissens überhaupt möglich ist.

Es hat demnach auch der erste Abschnitt des Zuges unter dem Zeichen eines strategischen Planes gestanden. Dem bewußten Planen und Handeln im letzten Abschnitt steht ein nicht minder bewußtes Planen und Handeln im ersten Abschnitt gegenüber. Wer danach noch den germanischen Fürsten und Heerführern strategisches Können, und zwar ein Können von hohen Graden, absprechen will, der urteilt, ob er sich darüber klar ist oder nicht, im Banne jenes Barbarenvorurteils, das, wenn auch nicht mehr die Kultur, so doch die Wirtschaft, das Staatswesen und das Heereswesen der Germanen als so wenig entwickelt ansieht, daß derartige strategische Planungen und Handlungen wohl den Mittelmeervölkern, insonderheit den Römern, nicht aber den Germanen zugebilligt werden dürfen.

Der zweite Abschnitt des Zuges

Wenn der Zug der Kimbern, Teutonen und Ambronen in seinem ersten und in seinem dritten — letzten — Abschnitt planvoll und zielbewußt durchgeführt wurde, so muß man erwarten, daß auch der zweite und mittlere Abschnitt nicht ohne Sinn und Ziel war. Aber es ist hier schwerer als für den ersten und dritten Abschnitt, Plan und Ziel zu erkennen. Weder die antiken Überlieferungen noch die Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung bieten auch nur einigermaßen brauchbare Anhaltspunkte. Man muß schon versuchen, aus der Welt der damaligen Anschauungen und Gepflogenheiten und aus der politisch-militärischen Gesamtlage heraus Anhaltspunkte zu gewinnen, Anhaltspunkte freilich, die keineswegs als sicher, sondern nur als möglich gelten können.

Auch zwischen Germanen und Kelten ist das Prinzip des Landerwerbs gegen Heeresfolge gehandhabt worden. Nur so erklärt sich

einerseits die in vielen Fällen friedlich erfolgte Landnahme der Germanen westlich des Rheins — während der Eisenzeit sind Germanen und Kelten mehrfach auf gemeinsamen Gräberfeldern offenbar friedlich nebeneinander bestattet worden —, und andererseits das Auftreten von Germanen tief im keltischen Gebiet, oder Schulter an Schulter mit Kelten bei deren Kriegszügen. Die oretanischen Germanen in Spanien, die germanischen Stämme in den Alpen lange vor dem Kimbernzug, der aus dem dritten Jahrhundert v. Ztr. stammende Helm von Negau mit der germanischen Inschrift „harigasti taiwa" in norditalischen Buchstaben und die gemeinsam mit den Kelten in der Schlacht bei Clastidium 222 v. Ztr. kämpfenden germanischen Gaisaten, sind genügende Hinweise. Es ist also durchaus möglich, daß die keltischen Helvetier sich bereit erklärten, ihre Städte nördlich vom Main und wahrscheinlich auch unmittelbar südlich des Flusses zu räumen und das Land den Sweben zu überlassen unter der Bedingung, daß die Kimbern, Teutonen und Ambronen ihnen halfen, sich gegenüber den gallischen Völkerstämmen durchzusetzen und die Grenzen der ihnen noch verbliebenen Heimat nach Süden und Westen hin zu erweitern. Es mag das auf eine große Neuordnung im keltisch-gallischen Raum herausgelaufen sein, wodurch die weiteren Züge der drei germanischen Stänıme bedingt wurden. Einmal in die gallisch-keltischen Angelegenheiten verstrickt, waren die Germanen gezwungen, sich auch gegen die von Süden her vordringenden Römer zu wenden und sowohl den Konsul Silanus als auch die Schlacht bei Arausio zu schlagen, ehe sie sich wieder eigenen Aufgaben zuwenden konnten.

Eine zweite Aufgabe steht mit der aufgezeichneten ersten nicht im Widerspruch, sondern ließ sich gleichzeitig mit ihr erfüllen. Die Germanen hatten zur Zeit des Kimbernzuges eine sich ständig verstärkende Verbindung mit den Völkern des Mittelmeerkulturkreises, insbesondere mit Italien, und zwar durch einen recht regen Handel, für den zahlreiche Funde Zeugnis ablegen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß dieser Handel auch das Wissen der Germanen über Italien und über die Vorgänge in den nördlichen Mittelmeerländern vermehrte. Insbesondere dürfte das Vordringen der Römer den Fürsten des Swebenbundes nicht unbekannt geblieben sein. Eine bessere Erkundung der Verhältnisse in Gallien und Nordspanien, sowie einer Erprobung der wirklichen Kraft des Römerreiches, liegt als eine den Kimbern, Teutonen und Ambronen von den Swebenfürsten gestellte Aufgabe jedenfalls nicht außerhalb des Möglichen jener Zeit. Diese

zweite Aufgabe ließ sich mit der, den Helvetiern zu helfen, durchaus in Einklang bringen. Ja, der Vorstoß nach Italien, der den letzten Abschnitt des Zuges beherrscht, gewinnt noch einen weiteren und höheren Sinn, wenn man in den drei Stämmen ein germanisches Heer erblicken darf und will, das nach Erfüllung seiner ersten Aufgabe mit dem Auftrag entsandt wurde, die völkischen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse im Keltenlande westlich des Rheins, ebenso wie die Kampfkraft der gallischen Völker und der Römer zu erkunden.

Bleibt noch zu erklären, warum die drei Germanenstämme immer wieder an die Römer die Forderung nach Land gestellt haben. Ich möchte in dieser Forderung nicht nur den Willen nach Landerwerb, sondern auch die germanische Form der Frage nach Frieden oder Krieg sehen. Wer zur Hergabe von Land bereit war, hatte sich nach germanischer Auffassung für den Frieden entschieden. Er konnte und durfte dann Waffenhilfe fordern. Wer die Hergabe von Land ablehnte, wollte den Krieg.

Nebenfragen

Zu der bewußten Planung eines Kriegszuges gehört nicht nur, daß sich die Heerführer über das Ziel einig sind, sie müssen zunächst die Wege kennen, die sie zu ihrem Ziel hinführen. Es ist sicher, daß die germanischen Fürsten sich eine ausreichende Kenntnis über die möglichen Wege verschafften. Sie werden also Kundschafter ausgesandt und bei Händlern oder Landesbewohnern Erkundigungen eingezogen haben. Granius Licinianus teilt sogar mit, daß der in Gefangenschaft geratene Konsular Aurelius Scaurus sich nicht zum Führer der Germanen hergeben wollte.

Ein weiteres Erfordernis für die planmäßige Durchführung eines Zuges ist die Sorge für die Ernährung und Ausrüstung. Hierüber melden die Quellen zwar nichts, es ist aber anzunehmen, daß die Kimbern, Teutonen und Ambronen auf ihren Wagen Ausrüstungsstücke zur Ergänzung sowie Vorräte an Lebensmitteln und selbstverständlich vor allem Vieh mit sich führten. Sie ergänzten und vervollständigten ihre Verpflegung dann aus den Lebensmittelvorräten, die sie in den durchzogenen Ländern aufbrachten. Die Angaben, die Germanen hätten rohes Fleisch gegessen, und sie seien durch den Gebrauch des Brotes, des gekochten Fleisches und des süßen Weines verweichlicht worden, ist falsch, denn Brot und andere pflanzliche

Nahrungsmittel waren ebenso wie das Kochen und Braten schon in der Steinzeit bei den Vorfahren der Germanen bekannt. Nur der Wein dürfte den Kimbern und ihren Weggenossen neu gewesen sein.

Nicht minder wichtig als die Kenntnis der Wege und die Vorsorge für die Ernährung ist auch die Sorge für den Ersatz der Gefallenen und Verstorbenen oder der durch Verwundung kriegsuntauglich gewordenen Männer. Die von uns als möglich vorausgesetzte Stärke von 80000 Kriegern ist das Höchstmaß dessen, was angenommen werden darf. Wenn man die Zahl der germanischen Krieger mit 60000 ansetzt, dürfte das der Wirklichkeit besser entsprechen. In der Schlacht bei Arausio sind sicher nicht mehr als 60000 Germanen und 10—20000 Kelten gegen 80000 Römer und Kelten zum Kampf angetreten. Wenn wir für die Schlachten von Aquae Sextiae 60000 Mann auf germanischer Seite einschließlich der keltischen Bundesgenossen angenommen haben, und für die Schlacht von Vercellae 30000 Kimbern — da die Tiguriner am Kampfe nicht teilnahmen —, dann sind wir bereits denen aufs äußerste entgegengekommen, die höhere Zahlen für wahrscheinlich halten. Die Zahl der keltischen Bundesgenossen mag beim Zug nach Italien stärker gewesen sein als während der vorangegangenen Züge, und zwar deshalb, weil die Kelten wußten, daß in dem reichen Italien eine gute Beute winkte.

Der Ersatz für 60000 Mann während eines etwa zwölfjährigen Feldzuges ist natürlich nicht zu schätzen, da uns alle Angaben über Verlustzahlen (mit Ausnahme der beiden letzten Schlachten) fehlen. Aber selbst dann, wenn man mit 60000 Mann Ersatz rechnen will, ist deren Beschaffung nicht schwer gewesen. Sie konnte ohne weiteres aus den aus der Heimat mitgenommenen Jünglingen und Knaben erfolgen. Knaben, die zu Beginn des Zuges sechs Jahre alt waren, hatten im Jahr 102 v. Ztr. ein Alter von achtzehn Jahren erreicht, waren also voll kampfkräftig. Ein regelmäßiger Ersatz aus der Heimat ist nicht wahrscheinlich.

Man darf sich den Kimbernzug nicht so vorstellen, wie das bisher meist geschehen ist. Es war kein Haufe von landlosen Sippen, die mit Greisen, Frauen und Säuglingen die Heimat verließen. Von den Kimbern ist ja bezeugt, daß sie noch zur Zeit des Kaisers Augustus in ihrer Heimat lebten. Strabo berichtet: „Die Kimbern haben jetzt noch (im Jahre 17) das Land inne, das sie früher bewohnten.“ Die Greise sind also ebenso wie die Säuglinge und gewiß auch ein Teil der Vollebensfähigen in der Heimat geblieben, es zogen nur kampf-

kräftige und wahrscheinlich ausgewählte Krieger aus, die ihre Frauen und Bräute mitnahmen. Dazu werden Knaben, vielleicht bis zu sechs Jahre herunter, und Mädchen bis zum gleichen Alter an dem Zug teilgenommen haben, Kinder also, die sich während des Zuges durchaus nützlich machen konnten. Es ist verständlich, wenn die antiken Quellen hierüber keine Einzelheiten berichten. Die Kinder, die die Frauen der Kimbern z. B. bei Vercellae töteten, waren während des Zuges geboren worden.

Es braucht nicht betont zu werden, daß unsere Auffassung über die Zusammensetzung des Zuges und über den Mannschaftsersatz nur auf Annahme beruht. Trotzdem wird sie die Wirklichkeit treffen. Ein Ersatz aus Kelten ist als unwahrscheinlich abzulehnen, da die Germanen, wie wir wissen, durchaus volkstumsbewußt waren. Das schließt natürlich nicht aus, daß der eine oder der andere keltische Krieger, der sich besonders bewährt hatte, in die germanischen Hundertschaften aufgenommen wurde.

Die keltischen Namen von Heerführern, die in den Quellen genannt werden, sind ohne Bedeutung, da die Römer diese Namen wohl von Kelten erfahren haben, deren Sprache ihnen bekannt war. Die Verständigung zwischen Römern und Germanen ist durch keltische Dolmetscher durchgeführt worden, soweit die Germanen sich nicht selbst der keltischen Sprache bedienten. Auch der Name Boiorix ist keltisch. Germanisch wird er Baugareiks gelautet haben. Jedenfalls ist es durchaus abwegig, aus den keltischen Namen etwa auf Kelten als Heerführer der Kimbern schließen zu wollen. Es handelt sich nur um Keltisierung germanischer Namen.

Die Heeresreform des Marius

Zeigen die antiken Überlieferungen, wie wir gesehen haben, den hohen Stand des germanischen Heereswesens und der Kriegskunst unserer Vorfahren, so ist eine mittelbare Nachprüfung, wenn auch nicht der Einzelheiten, so doch des Gesamtstandes von anderer Seite her möglich. Das Verhalten des führenden römischen Feldherrn Marius läßt nämlich deutlich die Achtung erkennen, die er vor dem militärischen Können der Germanen und ihrer Führer besaß.

Gajus Marius, der Sohn eines Bauern oder Tagelöhners, hatte von der Pike auf gedient. Er war kein genialer Feldherr, wie etwa Cäsar, aber er war ein sehr erfahrener Kriegsmann, der jedenfalls

allen zeitgenössischen Feldherren überlegen war. Marius hat sicherlich während seiner langen Laufbahn als Soldat erkannt, daß das römische Heereswesen reformbedürftig war. Als er zur Macht gelangte, als er vom Jahre 105 v. Ztr. ab alljährlich aufs neue zum Konsul gewählt, also praktisch Diktator wurde, führte er die Heeresreform durch, die nach seinen Erfahrungen notwendig war.

Bis dahin setzte sich eine Legion aus vier verschiedenen Waffengattungen zusammen, die ihrerseits in Fähnlein (Manipel) gegliedert waren. Die vier Waffengattungen, die sich teilweise in der Bewaffnung, darüber hinaus aber auch in den Altersklassen und, wie vielfach angenommen wird, auch nach dem Besitz unterschieden, waren die Leichtbewaffneten, die Hastaten, die Principes und die Triarier. Die Legion gliederte sich gewöhnlich in zehn Manipel Hastaten in einer Gesamtstärke von 1200 Mann, in zehn Manipel Principes, gleichfalls 1200 Mann stark, und in zehn Manipel Triarier, jedoch nur 600 Mann stark. Dazu kamen durchschnittlich 1200 Leichtbewaffnete, die auch als Troßknechte oder Burschen Verwendung fanden. Die Manipel der Hastaten und Principes bestanden aus je zwei Zügen (Centurien) von je 60 Mann. Marius schied die Leichtbewaffneten aus der Legion aus. Er bildete aus ihnen eigene Korps von Bogenschützen und Schleuderern. Die Hastaten, Principes und Triarier verschwanden gleichfalls. Es traten gleichmäßig geartete und bewaffnete Soldaten an ihre Stelle. Der Altersunterschied — die Hastaten waren die jüngsten und die Triarier die ältesten Männer — wurde beseitigt. Soweit soziale Unterschiede nach dem Besitz vorhanden gewesen waren, fanden sie keine Beachtung mehr. Die Legion bestand also aus durchweg gleichgearteten und bewaffneten Hopliten. Die Zahl der Manipel blieb bestehen, aber jede Manipel wurde gleichmäßig 200 Mann stark gemacht. Je drei Manipel wurden zu einer Kohorte zusammengefaßt, die also 600 Mann stark war. Die Legion bestand nun aus zehn Kohorten, also aus 6000 Mann Sollstärke.

War bis dahin das Fähnlein der taktische Körper innerhalb der Legion und kann man infolgedessen von einer Manipulartaktik sprechen, so wurde nun die Kohorte der entscheidende taktische Körper. Wie weit die Legionen größere taktische Körper oder nur Verwaltungseinheiten waren, bleibe dahingestellt. In den Schlachten Cäsars sind sie jedenfalls als taktische Einheiten aufgetreten.

Die alte Einteilung der römischen Schlachtfront in drei Treffen, nämlich in die der Hastaten, Principes und Triarier, war nun hin-

fällig. Man konnte die Kohorten je nach Absicht in einem, zwei oder mehr Treffen — also Schlachtlinien, die mit Abstand hintereinanderstanden — antreten lassen. Man konnte eine oder mehrere Kohorten als Flankenschutz Haken bilden oder auch, wenn es nötig wurde, Rücken gegen Rücken fechten lassen. Der Vorteil der Kohortentaktik war, abgesehen von der einheitlichen Bewaffnung, der, daß die taktische Einheit wesentlich stärker war als früher.

Sehr entscheidend war ferner, daß Marius das Heer nicht mehr in erster Linie aus jeweils eingezogenen Bürgern Roms bildete, sondern daß er an Stelle dieser Bürgerwehr ein Heer von Berufssoldaten setzte. Bekannt ist, daß Marius den Legionen den silbernen Adler verlieh, jenes Feldzeichen, das in der römischen Kriegsgeschichte eine große Rolle gespielt hat.

Zu den römischen Legionen traten je nach Bedarf und Gegebenheiten italische und außeritalische Truppenaufgebote, also Hilfstruppen, die besondere Formationen bildeten. Marius selbst hatte unter seinem Befehl schwere Reiter aus Thrakien, leichte afrikanische Reiter, leichtes Fußvolk der Ligurer neben den gesondert aufgestellten, als Leichtbewaffnete kämpfenden Troßknechte, außerdem balearische Schleuderer.

Diese Heeresneuordnung, auf der die Stärke der römischen Kriegsführung bis in die Kaiserzeit hinein ruhte, nur auf das Konto der Kimbern, Teutonen und Ambronen schreiben zu wollen, wäre falsch. Sie war das Ergebnis der jahrzehntelangen Erfahrung des Soldaten und Feldherrn Marius, erwachsen aus zahlreichen Feldzügen und Hunderten von Gefechten. Wenn Marius sie erst nach 105 v. Ztr. einführte, so geschah das sicher nicht, weil er eine Neuordnung des Heereswesens für notwendig hielt, um die Germanen zu schlagen, sondern weil er als Diktator erst jetzt die Macht dazu hatte, und weil der Kimbernschreck, der die Römer erfaßt hatte, ihm die Durchführung seiner Maßnahmen entscheidend erleichterte. Erprobt aber hat Marius seine Neuordnung zuerst gegen die Germanen.

Kann man also an der Heeresneuordnung selbst nicht ermessen, wie hoch der römische Feldherr die militärischen Fähigkeiten der Germanen und ihrer Führer einschätzte, so lassen doch die Maßnahmen, die er in Gallien traf, ebenso wie sein Verhalten vor der Schlacht bei Aquae Sextiae erkennen, daß er eine hohe Meinung von dem Heereswesen und der Kriegskunst unserer Vorfahren gehabt haben muß.

Marius hielt es, wie schon erwähnt, für notwendig, ein großes befestigtes Lager an der Mündung der Isere in die Rhone zu errichten und reichlich mit Lebensmitteln zu versehen, um vom Proviantnachschub unabhängig zu sein. Er hatte ferner am Unterlauf der Rhone einen Kanal bauen lassen, um von den Tücken des Stromes bei dem Transport der Lebensmittel unabhängig zu sein. Die Aufgaben, die er seinen Legionären gab, vor allem das Gepäck, das er ihnen aufbürdete, soll dazu geführt haben, daß die Legionäre sich als „marianische Maulesel" bezeichneten.

Es kann als sicher angenommen werden, daß Marius über die Stärke der gegen ihn heranziehenden Teutonen und Ambronen durch Kundschafter und Spione genau unterrichtet war. Als die Germanen seinem Lager gegenüberstanden und es bestürmten, konnte er außerdem die Angaben seiner Späher nachprüfen. Wenn er trotzdem keine offene Feldschlacht gegen das vereinigte Heer seiner Gegner wagte, dann ist das ein sicheres Zeichen dafür, wie hoch er die Kampfkraft der Germanen und die Feldherrnfähigkeit der feindlichen Heerführer einschätzte. Nach der Schlacht von Arausio hatte er ja auch jeden Grund dazu! Die Erzählung, er habe durch sein Verhalten nur die Moral seiner Truppen heben und ihren Unwillen erregen wollen, hat gewiß einen Wahrheitskern. Derartige Erzählungen über das Verhalten römischer Feldherren finden sich aber vielfach in der antiken Literatur. Sie haben also wohl kaum mehr zu bedeuten, als daß die Schriftsteller die Besonnenheit und die psychologischen Fähigkeiten ihres Helden dadurch nachzuweisen und zu erhärten wünschten.

Als die Germanen angeblich sechs Tage lang an seinem Lager vorbeizogen, griff Marius gleichfalls nicht an. Möglich, daß er eine Kriegslist fürchtete. Er war jedenfalls entschlossen, nicht gegen die vereinte Masse des Gegners zu schlagen. Nach dem Abzug folgte er den Teutonen und Ambronen im gemessenen Abstand, indem er sich stets durch befestigte Lager sicherte. Erst als er sicher war, daß die Teutonen und Ambronen in zwei getrennten Heerhaufen marschierten, überholte er sie und hielt es auch da noch für notwendig, auf beherrschendem Gelände eine feste Stellung auszubauen. Es ist kaum möglich, noch deutlicher als durch dieses Verhalten zu zeigen, welch hohe Meinung Marius von seinen Gegnern hatte.

Wenn Marius im Jahre 101 v. Ztr. nicht mehr derartig vorsichtig operierte, so braucht das nicht an einer etwaigen Lücke im Bericht des Plutarch zu liegen — Plutarch kann auf eine diesbezügliche

Schilderung des Verhaltens der römischen Feldherrn bewußt verzichtet haben —, es genügt zur Erklärung, sich daran zu erinnern, daß die Heere des Marius und Catulus bei Vercellae etwa doppelt so stark waren wie das Heer der Kimbern, während Marius vor der Schlacht bei Aquae Sextiae dem Gesamtheer der Germanen wahrscheinlich nur um ein Drittel überlegen war. Außerdem war Marius bei Vercellae seiner Heeresneuordnung bereits sicher, denn sie hatte sich bei Aquae Sextiae bewährt. Und nicht zuletzt galt er bei seinen Leuten bereits als der Sieger über die Teutonen und Ambronen.

Das Verhalten des Marius rundet also das Bild ab, das uns die Berichte über den Zug der Kimbern, Teutonen und Ambronen geben. Wenn noch irgendein Zweifel an der Höhe des germanischen Heereswesens und der von den germanischen Heerführern geübten Kriegskunst bleiben könnte, dann wird dieser Zweifel durch die Berichte über Ariovist behoben.

Ariovist

Cäsar als Quelle

Cäsar ist als unmittelbarer Beobachter und überragender Feldherr für uns eine Quelle ersten Grades. Daran ändert auch nichts, daß ihm mehrfach Irrtümer nachgewiesen sind, die seiner Darstellung unterliefen. Aber Cäsar war nicht nur Feldherr, sondern auch Staatsmann, und er schrieb seinen „gallischen Krieg“ mit politischen Absichten. Im Falle Ariovist hatte er sich zudem politisch zu rechtfertigen, denn er brach den Krieg mit dem Germanenkönig ohne ausreichenden tagespolitischen Grund vom Zaun.

Als Staatsmann hatte Cäsar erkannt, daß Gallien entweder germanisch oder römisch werden mußte, und er war entschlossen, es römisch zu machen. Das konnte er nur, wenn er den schon in Gallien stehenden germanischen Heerführer, eben Ariovist, schlug und über den Rhein zurückwarf. Er führte dabei keinen Präventivkrieg, denn Ariovist bedrohte die römischen Provinzen in Gallien nicht. Und doch hatte Cäsar, historisch gesehen, ein Recht, den Kampf mit Ariovist herbeizuführen, weil ein Zusammenstoß mit den Germanen und eine Entscheidung über die Herrschaft in Gallien unausbleiblich gewesen wäre. Die Geschichte rechtfertigt hier eine Politik und ein militärisches Unternehmen, die beide, wie man heute sagen würde, völkerrechtswidrig waren, und die selbst den damaligen Anschauungen zuwiderliefen.

Seinen Römern gegenüber hielt Cäsar es jedenfalls für notwendig, sein Vorgehen zu rechtfertigen, und er tat dies, indem er die drohende Germanengefahr, die sich sowohl gegen ganz Gallien wie gegen die Römer richtete, entsprechend ausmalte. Man wird auch die Angaben Cäsars über die Stärke der Germanen unter Ariovist hierzu rechnen dürfen. Der große römische Feldherr hat sicher ganz genau gewußt, wie stark das germanische Heer war. Wenn er Angaben, die ihm nach seiner Darstellung von dem Häduer Divitiacus gemacht wurden, ohne Korrektur übernahm, dann eben, um die drohende Ge-

fahr zu erweisen. Divitiacus soll ihm erklärt haben, daß zur Zeit in Gallien etwa 120000 Germanen standen und daß vor wenigen Monaten 24000 Haruden zu Ariovist gestoßen seien. Die Darstellung Cäsars läßt wohl absichtlich keine Klarheit darüber, ob mit diesen 120000 bzw. 144000 Germanen nur Krieger gemeint sind, oder ob sich diese Zahlen auf die Kopfstärke, also auch auf Frauen und Kinder, beziehen. Eine dritte Deutungsmöglichkeit wäre, wenn man überhaupt an diesen Zahlen festhalten will, die, daß der gallische Sprecher Cäsar mitgeteilt habe, Ariovist hätte von den Galliern Land für 120000 bzw. 144000 Menschen gefordert. Das würde dann über die tatsächliche Heeresstärke der Germanen ebensowenig wie über ihre tatsächliche Kopfstärke etwas besagen, da man für diesen Fall annehmen darf, daß Ariovist vorausschauend sich so viel Land abtreten ließ, wie er für seine Leute und deren erwarteten Familienzuwachs in den nächsten Jahren brauchte. Welche Deutung die wahrscheinlichere ist, bleibe dahingestellt. Wir werden aber sehen, daß das germanische Heer weder 120000 noch 144000 Mann stark gewesen sein kann.

Als zuverlässig kann die Angabe gelten, daß Ariovist mit 15000 Mann über den Rhein gegangen sei. Ein solches Heer war das mindeste, das der Germanenherzog zur Verfügung haben mußte, wenn er in Gallien etwas ausrichten wollte, begann doch Cäsar seinen Feldzug in Gallien mit nicht weniger als sechs Legionen.

Die Stärke der römischen Legionen unter Cäsar in Gallien ist nicht sicher überliefert. Die Annahmen schwanken zwischen 3600 und 6000 Mann. Wir haben Grund, eine Iststärke von 3600 Mann anzunehmen. Im übrigen bleibt die im folgenden gegebene Darstellung insofern von den verschiedenen Annahmen über die römische Heeresstärke unberührt, als bei einer höheren Iststärke der Legion die römische Überlegenheit entweder noch stärker war oder als es jedem überlassen bleiben kann, eine prozentual höhere Iststärke der sieben Keile des Ariovist anzunehmen. Wenn man, wie hier geschehen, von 15000 Mann als dem Kern des ursprünglichen germanischen Heeres ausgeht, und wenn man unseren diesbezüglichen Darlegungen folgt, wird man freilich auch die Iststärken der Legionen mit 3600 Mann einzusetzen haben.

Die Schlacht

Cäsar gibt über die Schlacht gegen Ariovist folgenden Bericht:

„Am folgenden Tag ließ Cäsar zum Schutz beider Lager eine ausreichende Besatzung zurück und stellte alle Hilfstruppen angesichts der Feinde vor dem kleineren Lager auf. Die Zahl seiner Legionäre war nämlich geringer als die der Feinde; er wollte daher die Hilfstruppen gebrauchen, um eine größere Truppenstärke vorzutäuschen. Er selbst stellte sein Heer in drei Treffen auf und rückte bis an das Lager der Feinde heran. Da erst führten die Germanen notgedrungen ihre Truppen aus dem Lager heraus und stellten sie nach Stämmen geordnet in gleichen Abständen auf: die Haruden, Markomannen, Triboker, Vangionen, Nemeter, Sedusier und Sueben. Ihre ganze Schlachtlinie umgaben sie mit Reisewagen und Karren, um jede Hoffnung auf Flucht abzuschneiden. Hierauf setzten sie ihre Frauen, die ihre in die Schlacht ziehenden Männer mit ausgebreiteten Armen unter Tränen anflehten, sie nicht in die Knechtschaft der Römer fallen zu lassen.

Cäsar gab jeder Legion einen Legaten und (der sechsten) den Quästor als Kommandeur, damit diese jeder einzelne Mann als Zeugen seiner Tapferkeit hätte. Er selbst eröffnete auf dem rechten Flügel die Schlacht. Er hatte nämlich gemerkt, daß dieser Teil der feindlichen Front der schwächste sei. Auf das gegebene Zeichen machten unsere Truppen auf die Feinde mit solcher Heftigkeit einen Angriff, stürzten auch die Feinde so plötzlich und rasch vor, daß keine Zeit blieb, die Pilen auf die Gegner zu schleudern. Man warf daher die Pilen fort und kämpfte Mann gegen Mann mit dem Schwert. Doch die Germanen bildeten nach ihrer Gewohnheit rasch eine Phalanx und fingen so den Schwertangriff auf. Da gab es manche unter unseren Soldaten, die auf die Phalanx lossprangen, die Schilde der Feinde mit den Händen herunterrissen und den Gegner von oben her verwundeten. Während die Linie der Feinde auf dem linken Flügel geschlagen und in die Flucht gejagt wurde, bedrängten sie auf dem rechten infolge ihrer Übermacht unsere Front schwer. Als dies der junge P. Crassus, der die Reiterei befehligte, bemerkte, sandte er — denn er war weniger in Anspruch genommen als die Offiziere, die in der Front standen — die dritte Schlachtreihe unseren bedrängten Truppen zu Hilfe. So kam der Kampf wieder zum Stehen, und die ganze feindliche Linie machte kehrt, und nicht eher hörten sie auf zu fliehen, als bis sie zum Rheinstrom, etwa fünf Meilen vom Schlacht-

felde, gelangten. Dort suchten nur wenige im Vertrauen auf ihre Kräfte hinüberzuschwimmen, die andern retteten sich auf Kähnen, die sie vorfanden. Unter ihnen war Ariovist, der einen Nachen am Ufer fand und darauf flüchtete. Alle übrigen holten unsere Reiter ein und hieben sie nieder."

Zu Cäsars Bericht über die Schlacht liegen verschiedene Ergänzungen vor. Plutarch erzählt: „Indem Cäsar Angriffe auf ihre Wagenburg und die Hügel machte, auf denen sie lagerten, reizte er sie zur Wut, so daß sie herunterkamen und den Kampf annahmen."

Cassius Dio, gestützt auf das verlorengegangene Werk des Livius, läßt Cäsar in seiner Ansprache an seine Offiziere vor dem Kampf mit Ariovist sagen: „Denn um von den andern Gründen unserer Überlegenheit zu schweigen, der Stärke unserer Truppen, dem Alter der Erfahrung und den Leistungen unsererseits — das wenigstens weiß doch jeder, daß wir am ganzen Körper in gleicher Weise durch unsere Panzerung geschützt sind, während jene größtenteils nackt sind, und daß wir nach den Regeln der Kriegskunst und in fester Schlachtordnung kämpfen, während jene auf alles in blinder Kampfeswut und in ungeordneten Haufen losstürzen."

Dio teilt weiter folgendes mit: „Unter dem Eindruck dieses Erfolges (eines glücklichen Angriffs auf die römischen Verschanzungen am Abend vorher) kümmerte er (Ariovist) sich kaum noch um die Weissagungen der Frauen, und als sich am folgenden Tage die Römer in der Schlachtfront aufgestellt hatten, was sie fast täglich taten, führte er sein Heer gegen sie heraus. Da blieben die Römer, wie sie die Feinde aus ihrem Lager hervorkommen sahen, nicht auf ihrem Platze stehen, sondern stürmten vor und ließen ihnen keine Zeit, sich ordentlich in Schlachtreihe aufzustellen. So kamen sie dadurch, daß sie im Lauf unter Kampfgeschrei auf die Germanen losstürzten, ihrem Speerwurf zuvor, auf den sich die Zuversicht jener ganz besonders gründete, und trafen so schnell mit ihnen zusammen, daß die Germanen weder ihre Lanzen, noch ihre langen Schwerter gebrauchen konnten. Die Germanen suchten daher die Römer zurückzudrängen und kämpften mehr mit ihren Leibern als mit ihren Waffen. Sie boten alle Kräfte auf, um den Angreifer zu Fall zu bringen und den Gegner zu Boden zu werfen. Und viele von ihnen, die auch das kürzere Schwert nicht verwenden konnten, kämpften statt dessen mit Fäusten und Zähnen, suchten ihre Gegner niederzuzerren, bissen und zerfleischten sie, zumal sie durch die Größe ihrer Leiber sie weit überragten. Aber trotzdem

taten sie den Römern hierdurch keinen erheblichen Schaden, denn diese zeigten sich im Handgemenge dem Gegner durch ihre Bewaffnung und ihre Kriegskunst gewachsen und schließlich behielten die Römer, indem sie so lange als möglich eine solche Kampfesweise befolgten, spät am Abend die Oberhand. Denn ihre Schwerter, die kürzer als die keltischen waren, und die Härtungen ihrer Schneiden aus Stahl hatten, erwiesen sich ihnen als äußerst nützlich, und sie selber hielten, durch dieselbe Kampfesarbeit auf längere Zeit gebunden, besser als die Barbaren aus, da deren Ausdauer nicht der Wucht ihres Ansturmes entsprach. Daher unterlagen diese, aber kehrt machten sie nicht, nicht etwa weil sie nicht fliehen wollten, sondern weil sie es nicht konnten aus Ratlosigkeit und Erschöpfung. Daher hielten sie zu 300 oder mehr oder weniger zusammengedrängt, ihre Schilde nach allen Seiten vor sich und wurden aufrecht dastehend durch ihr festes Aneinanderschließen unangreifbar. Aber sie konnten sich infolge ihrer dichten Zusammenballung nur schwer bewegen, daher taten und erlitten sie nichts. Die Römer nun hatten, da die Barbaren weder gegen sie anrückten, noch die Flucht ergriffen, sondern auf derselben Stelle ausharrend wie auf Türmen dastanden, ebenfalls ihre Speere gleich zu Anfang weggeworfen, weil diese hier keinerlei Nutzen für sie hatten. Mit ihren Schwertern aber hatten sie weder die Möglichkeit, im Handgemenge gegen sie zu kämpfen, noch vermochten sie die Köpfe der Gegner — deren einzige verwundbare Stelle, da sie ja barhäuptig kämpften — zu treffen. Sie warfen daher ihre Schilde fort, stürzten auf die Barbaren, teils im Anlauf, teils aus der Nähe los, sprangen sozusagen mitten in diese hinein und hieben auf sie ein. Infolgedessen fielen manche der Germanen sofort um, da ein Hieb genügte, sie zu Fall zu bringen. Viele aber starben sogar, bevor sie zu Boden stürzten. Denn infolge der dichten Zusammenballung ihrer Masse wurden sie selbst als Leichen in aufrechter Stellung gehalten."

Diese sehr dramatische Schlachtschilderung hat für uns nur insofern Wert, als darin mitgeteilt wird, daß die Germanen sich, nachdem die Römer die Oberhand während der Schlacht gewonnen hatten, in Gruppen zu etwa 300 Mann zu Karrees ordneten, um dem Ansturm der Römer von allen Seiten widerstehen zu können.

Die Heeresstärken

Die Heeresstärke der Römer wird in keinem der Berichte genau angegeben. Es ist aber sicher, daß Cäsar sechs Legionen und mehrere

tausend Reiter bei sich hatte. Sein Heer ohne die gallischen Hilfstruppen darf also auf wenigstens 25000 Mann angesetzt werden, wenn man für die Legion eine Iststärke von 3600 Mann annimmt. Die Stärke der Hilfsvölker ist gleichfalls unbekannt. Im voraufgegangenen Helvetierfeldzug dürfte sie etwa 10000 Mann betragen haben. Am Schluß des gallischen Krieges standen beim römischen Heere etwa 30000 Gallier. Da gegen Ariovist zu kämpfen, nach Cäsars Schilderung, jedenfalls der Wunsch aller nahewohnenden gallischen Stämme gewesen ist, wird man annehmen dürfen, daß die Zahl der den Römern zur Verfügung gestellten Hilfsvölker wesentlich höher war als im Feldzug gegen die Helvetier, schätzungsweise 15—20000 Mann. Cäsar hatte also wenigstens 40000 Mann, wahrscheinlich 45000, unter seinem Befehl.

Für die Stärke des germanischen Heeres finden sich, wie hier wiederholt werden muß, verschiedene Angaben. Zunächst erzählt Cäsar, daß Ariovist mit 15000 Mann über den Rhein gegangen sei. Dann seien weitere herübergekommen, so daß zur Zeit des Krieges in Gallien etwa 120000 gestanden hätten. Dazu seien 24000 Haruden gekommen. Schließlich teilt Cäsar noch mit, daß sich die Mannschaft von hundert Gauen der Sweben am Ufer des Rheines niedergelassen hätte und Anstalten mache, den Strom zu überschreiten. Nach diesen Angaben müßte Ariovist ein Heer von wenigstens 150000 Mann gehabt haben, da die Sweben im Schlachtbericht Cäsars besonders genannt werden, also wenigstens mit einem Teil ihres Aufgebots an der Schlacht teilnahmen.

Mit diesen Zahlenangaben ist, wie schon ausgeführt, nicht viel anzufangen. Man kann nur von den 15000 Mann ausgehen, mit denen Ariovist im Jahre 72 v. Ztr. den Rhein überschritt. Als später hinzugekommen werden nur die Haruden und die Sweben genannt. Beim Rheinübergang bildeten so, wie man annehmen darf, schon die Aufgebote der Markomannen, Triboker, Wangionen, Nemeter und Sedusier das Heer des Ariovist. Es war offenbar ein zur Landnahme ausgezogenes germanisches Heer des Stammbundes der Irminonen. Die dazu gestellten Aufgebote der genannten fünf Stämme dürften annähernd gleich groß, also je 3000 Mann stark gewesen sein. Dies ist eine Masse, die sich ohne weiteres zu einem geschlossenen Keil ordnen läßt und Schlachtkeile von dieser Größe — sie reichten ja nicht einmal an die Kopfstärke einer Legion heran — werden sehr beweglich und auch durch Zuruf während der Schlacht leicht zu führen gewesen sein.

Diese 15000 Mann, deren Verluste unschwer aus der benachbarten Heimat jenseits des Rheins ersetzt werden konnten, holten nach den über die Gallier errungen Siegen ihre Familienangehörigen nach und dadurch stieg die Zahl der in Gallien stehenden Germanen, wenn auch vielleicht nicht auf 120000 Köpfe, so doch stark an. Es ist zu beachten, daß 120000 das Achtfache von 15000 ist.

Von den 24000 Haruden wird durch Cäsar berichtet, daß Ariovist für sie Boden und Wohnsitze gefordert habe. Es handelt sich hier also zweifellos nicht um die Zahl der Krieger, sondern um die Kopfzahl der anzusiedelnden Haruden. Wir können annehmen, daß die Zahl der Harudenkrieger 3000 betrug. 24000 ist das Achtfache von 3000. Hat uns Cäsar mit diesen Zahlen vielleicht unbewußt die Durchschnittskopfstärke einer germanischen Familie angegeben, die acht Mitglieder betrug? Hat Ariovist vielleicht dieser Durchschnittskopfstärke entsprechend Land von den Galliern gefordert?

Bleiben wir zunächst bei der Annahme, daß jeder der sieben Stämme, die als Teilnehmer an der Schlacht von Cäsar genannt werden, je 3000 Mann Stärke hatten, dann ergibt das für das Heer des Ariovist eine Stärke von 21000 Mann. Dazu kamen noch die von Cäsar ausdrücklich hervorgehobenen 6000 germanischen Reiter. Die Gesamtstärke des von Ariovist geführten Heeres würde demnach 27000 Mann betragen haben.

Prüfen wir diese Rechnung nun an den sonstigen allgemeinen Angaben sowohl Cäsars wie auch des Cassius Dio. Als Cäsar vor der eigentlichen Schlacht, wie wir in dem Abschnitt „Die Strategie des Ariovist" sehen werden, gezwungen war, ein zweites kleines Lager anzulegen, ließ er ein Drittel seines Heeres schanzen und deckte die Schanzarbeiten mit zwei Dritteln seines Heeres. Er behielt also 27000 bis 30000 Mann unter Waffen und ließ den Rest von 13000 bis 15000 an der Errichtung des Lagers arbeiten. Ariovist entsandte nach Cäsars Angaben 16000 Mann und die ganze Reiterei, um die Römer zu beunruhigen und an den Schanzarbeiten zu hindern. Nach Cäsar hätte Ariovist zu diesem Zweck also rund 22000 Mann abgeordnet. Wenn sein Heer stärker als das der Römer gewesen wäre, dann hätte er sicher eine Streitmacht entsandt, die der römischen, soweit sie unter Waffen stand, gleichkam oder sie übertraf. Cäsars Angabe läßt hier klar erkennen, daß das Heer des Ariovist an Zahl der Krieger erheblich unterlegen war. Wir werden annehmen dürfen, daß Ariovist nicht 22000 sondern wohl nur rund 18000 entsandte, und zwar,

ebenso wie der Römer, zwei Drittel seines Heeres. Will man aber der Zahlenangabe Cäsars Glauben schenken und annehmen, daß diese 22000 Mann zwei Drittel des germanischen Heeres ausmachten, so kommt man auf eine germanische Höchststärke von 33000 Mann.

Die Angabe Cäsars: „Die Zahl seiner Legionäre war nämlich geringer als die der Feinde, er wollte daher die Hilfstruppen gebrauchen, um eine größere Truppenstärke vorzutäuschen", entspricht durchaus unserer Annahme. Mit 25000 Mann waren die Legionare an Zahl geringer als die 27000 oder 33000 Germanen, mit den gallischen Hilfstruppen aber war Cäsars Heer um ein Drittel stärker. Cassius Dio bestätigt denn auch in der vorhin zitierten Rede Cäsars, daß das römische Heer der Stärke nach den Germanen überlegen war.

Die Heerführer auf beiden Seiten sind bekannt. Die Römer wurden von Cäsar, die Germanen von Ariovist geführt.

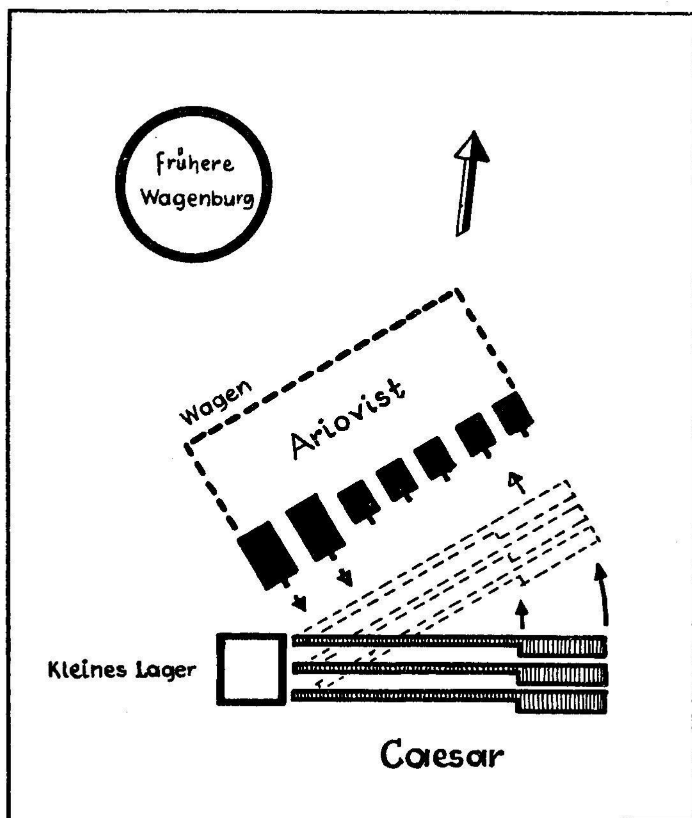
Der Verlauf der Schlacht

Über den Verlauf der Schlacht gibt Cäsar ein brauchbares Bild. Da Ariovist die Schlacht zu vermeiden trachtete, mußte Cäsar wohl oder übel angreifen. Der große römische Feldherr lehnte seinen linken Flügel an das kleinere Lager an und schützte dadurch seine Schlachtfront gegen eine Umfassung dieses Flügels. Am Lager wurden die gallischen Hilfstruppen aufgestellt. Die Legionen marschierten in drei Treffen auf. Während der linke Flügel an das Lager angelehnt stehen blieb, marschierten Zentrum und rechter Flügel gegen die germanische Wagenburg vor. Dadurch wurde Ariovist gezwungen, nun auch seinerseits zum Kampf anzutreten. Er bildete seine Schlachtfront, indem er seine Stämme in sieben Keilen in gleichen Abständen aufstellte. Aus den gleichen Abständen geht hervor, daß die Keile etwa gleich stark gewesen sein müssen. Es entsprach ja der germanischen Taktik, die einzelnen Hundertschaften, sobald die Keile nicht mehr weiter vordringen konnten, nach beiden Seiten herausstürmen und eine geschlossene phalanxartige Front bilden zu lassen. Die Abstände mußten also in ihrer Breite der Zahl der aus jedem Keil ausschwenkenden Hundertschaften entsprechen.

Um eine Umflügelung und einen Rückenangriff zu vermeiden, umgab Ariovist seine Schlachtlinie mit Wagen. Diese werden so geordnet gewesen sein, daß sie die Flanken und den Rücken deckten.

Auffallend ist, daß die Reiter während der Schlacht auf beiden Seiten nicht eingesetzt werden konnten. Entweder war das Gelände

für einen Reiterkampf ungeeignet oder aber die Maßnahmen beider Gegner verhinderten den Einsatz der Reiterei. Die diesbezügliche Maßnahme des Ariovist dürfte die eigenartige Anordnung der Wagen auf den Flanken und im Rücken gewesen sein. Dagegen war die rechte



Schematische Skizze der Schlacht am Rhein 58 v. Ztr.

Flanke Cäsars für einen germanischen Reiterangriff offen, wenigstens sagt Cäsar nichts darüber, wie er diese Flanke gegen einen solchen Angriff gesichert hatte. Wahrscheinlich ist, daß Ariovist, weil er an Zahl seiner Fußtruppen sehr stark unterlegen war und die Schlacht auf den Angriff der Schlachtkeile abstellte, seine Reiter absitzen und in die Front eintreten ließ.

Aus Cäsars Angabe, er habe gemerkt, daß der linke Flügel der

Germanen der schwächere gewesen sei, ist zu entnehmen, daß Ariovist seine abgesessenen Reiter nicht gleichmäßig auf alle Schlachtkeile verteilt hat, sondern mit ihnen seinen rechten Flügel verstärkte. Das war eine durchaus angemessene Maßnahme, denn dieser Flügel mußte nicht nur das in drei Treffen aufmarschierte Fußvolk der Römer und Gallier überwinden, sondern auch noch das die Flanke sichernde Lager des Gegners erstürmen, falls die Schlacht gewonnen werden sollte. Cäsar hat seinerseits diese Lage ausgenutzt und seinen rechten Flügel erheblich verstärkt, um die schwache linke Flanke des Gegners zu schlagen. Beide Schlachtlinien sind also jeweils am rechten Flügel stärker gewesen. Beiliegende Skizze mag das veranschaulichen.

Die Verstärkung der rechten Flanke sowohl der Römer als auch der Germanen dürfte insofern den Absichten beider Feldherrn entsprochen haben, als die Schlacht mit großer Wahrscheinlichkeit in halbverkehrter Front geschlagen wurde. Ariovist und Cäsar standen einander so gegenüber, daß Cäsar zunächst mit der Front nach Norden aufmarschierte. Alle Angaben Cäsars zeigen jedenfalls, daß der Heerkönig nicht mit dem Rücken zum Rhein focht. Um Ariovist zum Kampf zu zwingen, mußte der Römer mit seinem rechten Flügel vorrücken. Seine Front drehte sich also, und zwar so, daß sie nach Nordwesten zeigte. Gelang ihm ein entscheidender Erfolg auf seinem rechten Flügel, dann hatte er Aussicht, Ariovist vom Rhein abzudrängen und ihm damit den Rückzugsweg abzuschneiden. Dieselbe Aussicht aber bot sich auch dem Ariovist. War sein rechter Flügel siegreich, so konnte er dem Römer den Rückzug nach Gallien abschneiden und ihn gegen den Rhein werfen.

Die beiden Heere begegneten sich im Angriff. Die verstärkten Flügel drangen in die Schlachtfront des Gegners ein, dann kam der Kampf zum Stehen. Die germanischen Schlachtkeile öffneten sich, die herausstürmenden Hundertschaften schlossen die Lücken, so daß die germanische Schlachtfront nun, wie Cäsar sagt, eine Phalanx bildete. Der kritische Augenblick der Schlacht war gekommen! Das erkannte Crassus, der Befehlshaber der römischen Reiterei, die offenbar hinter der römischen Schlachtfront stand. Er setzte die dritte Schlachtreihe rechtzeitig ein, jenes Drittel des römisch-gallischen Heeres, um das Cäsar den Germanen überlegen war. Nun wurden die Germanen allenthalben zurückgedrängt. Da lösten sie ihre Schlachtfront auf und bildeten aus durchschnittlich drei Hundertschaften die von Dio ge-

nannten kleinen Karrees, d. h. igelartige Haufen, die sich durch ihre Schilde nach allen Seiten schützten.

Die Schlacht muß bis gegen Abend angedauert haben. Es gelang Cäsar nicht, die Germanen vom Rhein abzudrängen, im Gegenteil, ein beträchtlicher Teil des germanischen Heeres erreichte den etwa sieben bis acht Kilometer entfernten Strom und konnte den Rückzug über den Fluß antreten. Gegen den Rest setzte Cäsar dann seine Reiter ein. Daß es der Mehrzahl der Germanen gelungen ist, zurückzugehen, geht aus der Angabe Cäsars hervor, die Ubier, die dicht am Rhein wohnten, hätten die Verfolgung der versprengten Massen aufgenommen und eine große Anzahl von ihnen getötet. Diese Angabe Cäsars ist, was die Ubier anbetrifft, unwahrscheinlich, denn dieser germanische Stamm wohnte sehr viel weiter nördlich am Rhein. Als Wahrheitskern darf man aber aus Cäsars Angabe entnehmen, daß es großen Teilen des germanischen Heeres gelungen ist, über den Rhein zu kommen.

*

Entscheidend für die Beurteilung der Höhe der Kriegskunst der Germanen jener Zeit ist vor allem die von Cäsar bezeugte und auch nicht anzuzweifelnde Selbständigkeit und Initiative des germanischen Heerführers in der Planung und Entwicklung der Schlacht. Cäsar zwingt zwar Ariovist zum Kampf, dieser aber trifft durchaus eigene Maßnahmen, sowohl was die Verstärkung seines rechten Flügels als auch, was die Sicherung gegen eine Überflügelung und einen Rückenangriff angeht. Er leitet also die Schlacht bewußt nach einem überlegten Plan ein, und zwar so, daß Cäsar diesem Plan Rechnung trägt. Die Entscheidung wird mehr durch die zahlenmäßige Überlegenheit des römisch-gallischen Heeres als durch die überlegene Feldherrnfähigkeit Cäsars herbeigeführt. Den rechten Augenblick zum Einsatz der Reserve erkennt und nutzt ein römischer Unterführer. Ariovist konnte keine Reserve aussparen, dazu war sein Heer zu schwach. Er mußte alles auf die Angriffskraft seiner Schlachtkeile aufbauen, darum trat er zugleich mit dem römischen Heer zum Sturm an und ließ seine Keile so rasch vorgehen, daß die Römer ihre Pilen nicht mehr zur Wirkung bringen konnten.

Die Planmäßigkeit und Selbständigkeit der Kriegführung, die Ariovist als Feldherrn vor und während der Schlacht auszeichnete, kommt auch in allen seinen militärischen Maßnahmen vom Beginn des Konfliktes an überzeugend zum Ausdruck.

Die Mitteilungen Cäsars über den Feldzug gegen Ariovist sind völlig ausreichend, um die Strategie des germanischen Heerkönigs beurteilen zu können. Cäsar berichtet, daß er auf Grund beunruhigender Nachrichten in Eilmärschen gegen Ariovist aufgebrochen sei. Als er drei Tagemärsche vorgerückt war, habe er die Meldung erhalten, daß Ariovist mit allen seinen Truppen unterwegs sei, um Vesontio (Besançon), die Hauptstadt der Sequaner, zu besetzen, und schon drei Tagemärsche von seinem Gebiet vorgerückt sei. Er, Cäsar, sei daraufhin in Gewaltmärschen Tag und Nacht vorgestoßen und habe sich der Stadt bemächtigt. Als Hauptgrund gibt Cäsar an, daß er gefürchtet habe, der Besitz der Stadt würde Ariovist die Möglichkeit geben, „den Krieg in die Länge zu ziehen"! Nach einigen Tagen habe er sein Heer durch offenes Gelände auf einem Umweg von 50 römischen Meilen, also rund 75 km, gegen Ariovist vorgeführt. Am siebenten Tage dieses Marsches habe er die Nachricht erhalten, daß die Truppen des Ariovist nur noch 24 römische Meilen, d. h. rund 35 km entfernt seien. Cäsar berichtet dann von der Unterredung, die zwischen ihm und dem germanischen Heerkönig stattfand und die ergebnislos verlief. Zwei Tage darauf habe Ariovist eine Fortführung der Unterredung gefordert, was Cäsar verweigert habe. Daraufhin sei Ariovist seinerseits vorgerückt und habe sechs Meilen (9 km) vom römischen Lager am Fuße eines Berges halt gemacht. Wörtlich heißt es bei Cäsar:

„An demselben Tage rückte er vor und machte sechs Meilen vom Lager Cäsars entfernt, am Fuße eines Berges, halt. Am folgenden Tage führte er seine Truppen an Cäsars Lager vorbei und schlug zwei Meilen hinter ihm sein Lager auf, in der Absicht, Cäsar die Getreidezufuhr, die aus dem Gebiet der Sequaner und Häduer zu erwarten war, abzuschneiden. Seit diesem Tage führte Cäsar fünf Tage hintereinander seine Truppen vor das Lager und ließ sie in Schlachtlinie stehen, damit Ariovist, falls er schlagen wollte, Gelegenheit dazu hätte. Ariovist aber hielt an all diesen Tagen sein Heer im Lager; doch lieferte er täglich Reitergefechte.

Als Cäsar sah, daß sich Ariovist im Lager hielt, wählte er, um nicht länger von der Zufuhr abgeschnitten zu werden, jenseits des Punktes, wo die Germanen halt gemacht hatten, und zwar etwa 600 Schritt von ihnen einen Platz für ein Lager aus und rückte nach Aufstellung seines Heeres in drei Treffen nach diesem Punkte vor. Er gab Befehl,

daß die ersten beiden Schlachtenreihen unter Waffen stehenblieben und die dritte unterdessen ein festes Lager aufschlüge. Dieser Punkt war vom Feinde, wie gesagt, etwa 600 Schritt entfernt. Dorthin schickte Ariovist etwa 16000 Mann gefechtsbereit und dazu die ganze Reiterei. Diese Truppen sollten die unsrigen in Angst versetzen und an der Verschanzung hindern. Trotzdem ließ Cäsar, wie er vorher beschlossen hatte, mit zwei Schlachtlinien den Feind im Schach halten, während die dritte die Schanzarbeit vollendete. Als das Lager fertig war, ließ er dort zwei Legionen und einen Teil der Hilfstruppen zurück, während er die anderen vier Legionen in das größere Lager zurückführte.

Am nächsten Tage führte Cäsar nach seiner Gewohnheit aus beiden Lagern seine Truppen heraus und stellte sie, nachdem er etwas von dem größeren Lager vorgerückt war, in Schlachtreihe auf, um so den Feinden die Möglichkeit zum Kampfe zu geben. Als er merkte, daß sie nicht einmal jetzt anrückten, führte er das Heer gegen Mittag in das Lager zurück. Nun erst schickte Ariovist einen Teil seiner Truppen, um das kleinere Lager zu bestürmen. Auf beiden Seiten wurde bis zum Abend erbittert gekämpft. Bei Sonnenuntergang führte Ariovist seine Truppen nach vielen Verlusten auf beiden Seiten in das Lager zurück. Als Cäsar die Gefangenen fragte, warum Ariovist eine Entscheidungsschlacht miede, erfuhr er als Grund hierfür das folgende: Bei den Germanen sei es Sitte, daß ihre Familienmütter auf Grund von Losorakeln und Wahrsagen verkündeten, ob es zweckmäßig sei, eine Schlacht zu liefern oder nicht. Diese erklärten, es sei den Germanen nicht beschieden zu siegen, wenn sie vor Neumond kämpften."

Es folgt dann bei Cäsar die Schilderung der Schlacht. Als Ergänzung zu Cäsars Bericht über die Vorgänge vor der Schlacht ist aus Dio noch heranzuziehen: „Ariovist suchte einen Punkt oberhalb des römischen Lagers zu besetzen. Dies glückte ihm auch; als aber auch jene (die Römer) als Gegenmaßregel einen anderen Punkt besetzten, rückte er, Ariovist, nicht zur Schlacht aus, obgleich Cäsar bis zum Mittag sein Heer in Schlachtordnung aufgestellt hielt. Als dieser aber gegen Abend in das Lager zurückging, griff er die Römer plötzlich an und hätte sogar ums Haar ihre Verschanzungen genommen."

Der erste Teil des Feldzuges hat, nach der Schilderung Cäsars, darin bestanden, die Stadt Vesontio, die das Sequanerland beherrschte zu besetzen. Cäsar kam Ariovist zuvor, denn Cäsar hatte den Vorteil, über ein marschbereites Heer von Berufssoldaten, das auf rasche Be-

wegungen hin gedrillt war, zu verfügen. Es ist anzunehmen, daß Ariovist seine Hundertschaften und Tausendschaften über das ganze von ihm beherrschte, gewiß nicht kleine gallische Gebiet verteilt hatte, soweit die Germanen nicht inzwischen bereits auf den ihnen zugewiesenen Höfen saßen. Die Sammlung aller seiner Truppen an einem Orte war schwierig und gewiß nicht so rasch durchzuführen, daß Ariovist mit ausreichender Macht vor Cäsar die Hauptstadt der Sequaner erreichen konnte. Vesontio dürfte von dem Germanenkönig nicht zum Sammelpunkt seiner Scharen gewählt worden sein, vielmehr hat es den Anschein, als ob Ariovist seinen Tausendschaften befohlen hatte, sich in der Nähe des Rheins in der Gegend von Kolmar zu versammeln. Er wird wohl nur mit den ihm gerade zur Verfügung stehenden Truppen versucht haben, Vesontio vor den Römern zu erreichen. Daß der eigentliche Sammelort in der Nähe des Rheins gelegen haben muß, geht aus Cäsars Angaben hervor. Nach wenigen Tagen Aufenthalt in Vesontio und sieben Marschtagen will er ja erst die Nachricht erhalten haben, daß Ariovist nur noch 35 km entfernt stehe. Die Schlacht findet dann auch einige Tage später am Rhein statt.

Aus den Angaben Cäsars läßt sich nicht schließen, wo die Schlacht stattgefunden hat. Die durchschnittliche Marschleistung des römischen Heeres unter Cäsar kann man mit 20—25 km annehmen. In sieben Tagen konnte er also 150 km von Vesontio vorgerückt sein. Dabei hat er nach seinen Angaben einen Umweg von 50 römischen Meilen, also rund 75 km gemacht. Die Entfernung von Besançon bis Mühlhausen beträgt in der Luftlinie rund 120 km. Viel weiter dürfte Cäsar nicht vormarschiert sein. Wenn Ariovist dann noch rund 35 km entfernt, d. h. nördlich, stand, dann entspricht das etwa der Gegend von Kolmar. Wir werden jedenfalls den Sammelort der germanischen Tausendschaften zwischen Schlettstadt und Kolmar anzunehmen haben.

Die Marschleistung des germanischen Heeres war nicht geringer als die des römischen. Berichtet uns Cäsar doch, daß Ariovist an einem Tage 15 römische Meilen vorgedrückt sei, d. h. zwischen 20 und 25 km.

Auch allgemeine Erwägungen sprechen dafür, daß der Sammelort der germanischen Truppen in der Gegend von Kolmar, nahe am Rhein, gelegen hat. Ariovist erwartete Zuzug aus den Swebengauen jenseits des Rheins. Es ist wahrscheinlich, daß er diesen herannahenden Aufgeboten soweit als möglich entgegenkommen wollte. Die Basis seiner Operationen mußte am Rhein liegen, denn jenseits des

Stromes lag das germanische Gebiet, von dem er zur Landnahme ausgezogen war. Er mußte vor allem aber in jedem Fall verhindern, vom Rhein abgedrängt zu werden. Das konnte am einfachsten und sichersten dadurch geschehen, daß er den Sammelort in die Nähe des Rheins verlegte. Er zwang damit gleichzeitig Cäsar, sich von seiner Basis, der römischen Provinz und der Rhone, zu entfernen. Die Gefahren, die dies mit sich brachte, hat Cäsar auch sehr bald erkennen müssen. Wir werden jedenfalls festhalten dürfen, daß der germanische Heerkönig sich seinen Aufmarsch- und Operationsraum bewußt und klug am Rhein wählte.

Als das römische Heer nur 35 km von dem germanischen entfernt steht, sucht Ariovist durch die Einleitung von Verhandlungen Zeit zu gewinnen. Cäsar aber opfert dafür nur drei Tage.

Die Frage der Zeitgewinnung spielt offenbar in den strategischen Überlegungen beider Führer eine entscheidende Rolle. Das zeigt schon die Bemerkung Cäsars, daß er gefürchtet habe, Ariovist könnte den Krieg in die Länge ziehen. Für Ariovist waren mehrere Gründe maßgebend, eine Verzögerungsstrategie durchzuführen. Einmal erwartete er ja Zuzug aus der Heimat. Es mußte ihm also daran liegen, die Schlacht so lange zu verzögern, bis die erwarteten swebischen Verbände heran waren. Dann aber kannte Ariovist aus eigener Erfahrung die Unzuverlässigkeit der Gallier. Er konnte hoffen, daß ein beträchtlicher Teil der gallischen Hilfstruppen Cäsars sich verlaufen würden, wenn die Entscheidungsschlacht länger auf sich warten ließ. Der Römer war ihm ja nur dann überlegen, wenn er seine gallischen Hilfstruppen voll einsetzen konnte. Schließlich mußten die Verpflegungsschwierigkeiten Cäsars mit der Zeit zunehmen. Die von Ariovist durchgeführte Verzögerungsstrategie war also genügend begründet.

Cäsar mußte aus den gleichen Gründen die Entscheidung möglichst rasch herbeiführen. Sein Verhalten zeigt deutlich, daß er sich in Zeitnot befand. Nachdem er fünf Tage lang vergeblich die Schlacht angeboten hatte, sah er sich schließlich gezwungen, den Gegner durch einen Angriff auf die Wagenburg zu bedrohen, um ihn zur Schlacht zu veranlassen.

Ariovist hatte die Lage seines Gegners dadurch entscheidend verschlechtert, daß er, an dem Römerlager vorbeimarschierend, zwei römische Meilen, also 3 km entfernt, ein Lager aufgeschlagen und dadurch Cäsar von seiner Verbindungs- und Nachschubstraße abgeschnitten hatte. Da der Germane seine Verbindung zum Rhein

nicht gefährden durfte, werden wir annehmen dürfen, daß sein erstes Lager 9 km von dem römischen nördlich unmittelbar am Rhein gelegen haben wird, und daß sich der Nachschubweg von Westen nach Osten erstreckte. Durch seinen Marsch entfernte sich Ariovist allerdings um einige Kilometer vom Rhein, aber wohl nicht um rund 7 km, wie Cäsar bei seinem Bericht über die Schlacht angibt, denn die Flucht der Germanen dürfte nicht unmittelbar nach Osten zum Strom, sondern nach Nordosten erfolgt sein. Die Flüchtenden werden also den Strom etwa an der Stelle erreicht haben, an der ihr früheres Lager stand.

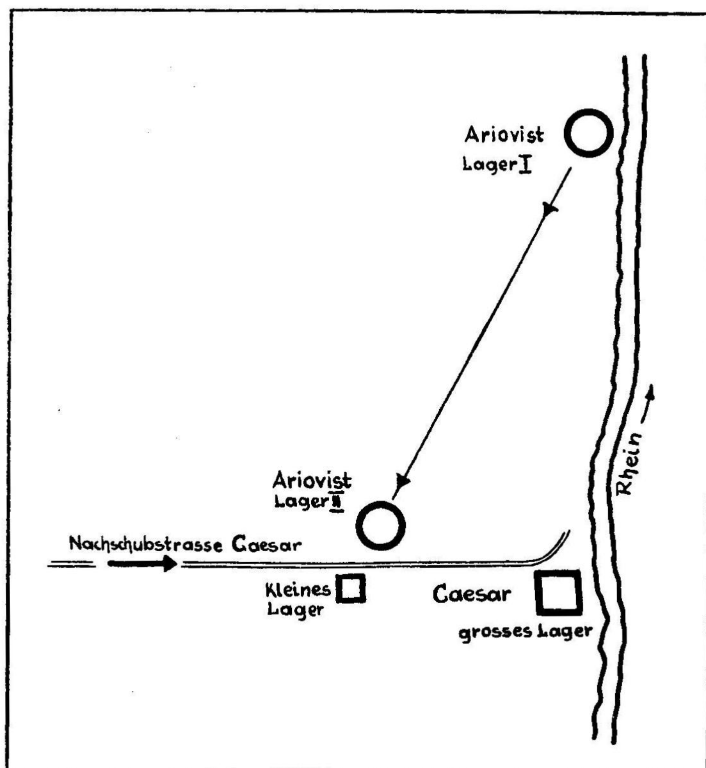
Es ist nicht ersichtlich, warum Cäsar den Marsch der Germanen nicht verhindert oder sie auf dem Marsch nicht angegriffen hat. Da wir den Ort der Schlacht nicht kennen, ist dieses Verhalten Cäsars nicht aus etwaigen Geländeschwierigkeiten, die einen Angriff auf die marschierenden Germanen erschwerten, zu erklären. Möglich, daß der Marsch zum Teil durch Wald gedeckt war. Es ist aber auch möglich, daß Ariovist seinen Marsch durch seine starke Reiterei verschleiern ließ, so daß Cäsar die strategische Maßnahme seines Gegners nicht sofort durchschauen konnte. Jedenfalls wurde Cäsar durch diesen strategischen Zug des Ariovist derart bedroht, daß er sich gezwungen sah, ein zweites kleineres Lager 600 Schritt von dem germanischen Lager entfernt zu errichten. Die Entfernung der beiden römischen Lager voneinander dürfte mehr als 3 km betragen haben. Diese Entfernung zwang Cäsar dazu, auf das größere Lager als Stützpunkt für die Schlacht zu verzichten und sich an das kleinere Lager mit seinem linken Flügel anzulehnen.

Die Bestürmung des kleineren Lagers, von der sowohl Cäsar wie Cassius Dio berichten, beweist, daß Ariovist seinen strategischen Plan folgerichtig weiterentwickelte. Wäre ihm die Eroberung des Lagers geglückt, dann hätte er den Römer wohl endgültig von seiner Verpflegungsbasis abgeschnitten gehabt.

Eine schematische Skizze mag die Lage verdeutlichen.

In der von Cäsar mitgeteilten Weissagung der germanischen Frauen dürfte insofern ein Wahrheitskern liegen, als darin der Wille des germanischen Heerführers zur Verzögerung der Schlacht sichtbar und bestätigt wird. Es ist kaum wahrscheinlich, daß Ariovist seine Pläne und Entscheidungen von der Weissagung germanischer Frauen abhängig gemacht haben sollte. Er handelt ja schließlich auch gegen die Weissagung. Hätte er die Schlacht aus dem von Cäsar angegebenen

Grunde wirklich vermeiden wollen, dann hätte er anstatt den Römern entgegenzurücken, nur nach Norden abzumarschieren und die Legionen hinter sich her zu ziehen brauchen. Man wird einwenden können, daß ein solcher Marsch auch das sicherste Mittel gewesen wäre, um eine Schlacht bis zum Eintreffen der erwarteten swebischen Auf-



Germanischer Anmarsch und Lager vor der Schlacht zwischen Cäsar und Ariovist.

gebote hinzuziehen. Wir müssen aber annehmen, daß diese Aufgebote zu einer in der Nähe des Schlachtortes gelegenen Übergangsstelle über den Rhein beordert waren, und daß der Übergang an einer anderen Stelle mit sehr viel größeren Schwierigkeiten verbunden war. Cäsar berichtet, daß Ariovist und mit ihm ein Teil seines geschlagenen Heeres sich auf Kähnen über den Rhein retten konnten. Diese Kähne lagen gewiß nicht zufällig da. Der Rhein ist damals

sicher ein schwer zu überwindender Strom gewesen, über den es nur wenige weit voneinander entfernte Übergangsstellen gegeben haben dürfte. Eine einmal vorbereitete und erprobte Übergangsstelle mußte also beibehalten und militärisch gedeckt werden.

Seine Verzögerungsstrategie unterstützt Ariovist durch Beunruhigungs- und Störungsmanöver. Während Cäsar fünf Tage hintereinander seine Truppen vor das Lager führte und sie in Schlachtlinie stehen ließ, beunruhigte und beeinträchtigte Ariovist die Legionen durch tägliche Reitergefechte. Auch die Errichtung des zweiten kleineren römischen Lagers nahm er nicht ruhig hin, vermied aber die Schlacht.

Alle diese von Cäsar mitgeteilten Einzelheiten lassen ein planmäßiges und bewußtes Handeln des germanischen Heerführers erkennen. Der Sammelort seiner Tausendschaften wird von Ariovist strategisch richtig, möglichst weit von der feindlichen Basis entfernt, aber zugleich so gewählt, daß er einen der wenigen Rheinübergänge deckt. Die Verzögerung der Entscheidungsschlacht wird folgerichtig und zäh bis zu dem Augenblick durchgeführt, wo der Gegner erkennen läßt, daß er das germanische Lager unmittelbar anzugreifen gewillt ist. Ein Rückzug vor dem drohenden Angriff wäre einer Niederlage gleichgekommen oder hätte sich zu einer solchen entwickelt, da die Germanen durch ihre Wagen an einem schnellen Abmarsch verhindert waren.

Der kühne Marsch wenige Kilometer vom Lager Cäsars entfernt zeigt, daß Ariovist rasch zu handeln verstand. Der Verlauf der Schlacht beweist das gleiche. Ariovist hatte jedenfalls zunächst das Gesetz des Handelns an sich gerissen, denn Cäsar hat nicht aus freien Stücken, sondern aus dem Zwang der Lage heraus die Errichtung eines zweiten Lagers vornehmen müssen. Die ständigen Beunruhigungen der Römer und Gallier trugen dazu bei, die Lage der Römer zu verschlimmern.

Es sind dies lauter eigene strategische Maßnahmen, die Ariovist als einen fähigen Feldherrn kennzeichnen. Alles was Cäsar über den germanischen Heerkönig geschrieben hat, läßt ja auch erkennen, daß er ihn für einen gefährlichen und gleichwertigen Gegner hielt. Die Worte, die er ihn bei der Unterredung auf einem Hügel zwischen beiden Lagern sprechen läßt, mögen vielfach von innerpolitischen Absichten Cäsars bedingt sein, sie zeigen aber doch, daß Ariovist über die allgemeine Lage wie auch über die Eigenmächtigkeiten Cäsars und über das „Kriegsrecht“ unterrichtet war.

Das was Cäsar über die früheren Feldzüge des Heerkönigs in Gallien berichtet, entspricht dem Verhalten des Germanen, als er

es mit den Römern zu tun hatte. In seiner Rede an seine Unterführer in der Stadt Vesontio äußerte Cäsar danach zu dem früheren Sieg des Ariovist über die Gallier: „Wer genauer zusieht, wird finden, daß Ariovist, nachdem er sich viele Monate lang im Lager im sumpfigen Gelände gehalten und keine Angriffsfläche geboten hatte, die Gallier, die durch die Länge des Krieges zermürbt waren und bereits am Kampf verzweifelten und auseinanderliefen, plötzlich angegriffen und mehr durch kluge Berechnung und Überlegung als durch Tapferkeit besiegt hat." Ariovist hat also schon einmal, und zwar mit Erfolg, eine Verzögerungsstrategie betrieben, indem er die Unzuverlässigkeit der Gallier und ihre mangelnde Ausdauer in Rechnung setzte. Kluge Berechnung und Überlegung gehören zu den Eigenschaften, über die ein guter Feldherr verfügen muß. Bei Ariovist paarten sich diese Eigenschaften mit einer kühnen und raschen Entschlußkraft, die er gegenüber Cäsar zweimal bewährte, das erstemal, als er am römischen Lager vorbeiziehend die Nachschublinie seines Gegners bedrohte, das zweitemal, als er angesichts des drohenden Angriffs auf sein Lager sein Heer in einer durchaus durchdachten Schlachtordnung aufmarschieren und zum Angriff vorgehen ließ.

In dem Verhalten des Ariovist und seiner Tausendschaften ist jedenfalls nichts von einem planlosen ungestümen, nur auf Angriff bedachten Verhalten der Germanen zu finden. Die Worte, die Dio Cäsar sagen läßt: „Daß wir (die Römer) nach den Regeln der Kriegskunst und in fester Schlachtordnung kämpfen, während jene auf alles in wilder Kampfeswut und in ungeordneten Haufen losstürzen", finden in den von Cäsar mitgeteilten, sicher dem Tatsächlichen entsprechenden Einzelheiten nicht die geringste Stütze.

Das Bild, das uns Cäsar zeichnet, ist das eines hochentwickelten germanischen Heereswesens und einer ebensolchen Kriegskunst. Die Scharen des Ariovist zeigen eine ausgezeichnete Manneszucht. Sie gehorchen den Befehlen ihres Heerkönigs und seiner Unterführer. Sie verstehen es, durch Plänkeln den Feind zu beunruhigen und ihm zu schaden. Sie lösen sich während des Gefechtes auf Befehl vom Feinde (beim Kampf um das kleinere Lager). Sie treten in fester Schlachtordnung an, bilden, als ihr Angriff zum Stehen kommt, aus den Keilen eine Phalanx und lösen diese vor dem übermächtigen Vordringen der Römer befehlsgemäß in kleine je dreihundert Mann starke, nach allen Seiten bewehrte Haufen auf. Auch ihr Rückzug ist offen-

sichtlich nicht in wilder, planloser Flucht erfolgt, was daraus hervorgeht, daß sie die für die zur Hilfe heranrückenden swebischen Tausendschaften vorbereitete Übergangsstelle erreichen konnten und nicht vom Rhein abgedrängt wurden, wie Cäsar das offenbar geplant hatte.

Dieses Bild paßt vollständig zu dem, das wir aus dem Zug der Kimbern, Teutonen und Ambronen gewonnen haben. Das Urteil das Eugen von Frauenholz fällt: „Es gelang nicht, den staatlichen Willen bändigend über die ungestüme Angriffslust der Krieger zu stellen, die ein Hauptmerkmal der germanischen Kampfführung geblieben ist, sooft sie auch an der festgefügten Ordnung der disziplinierten Legionen zerschellt war", erweist sich also auf Grund unserer Untersuchung als völlig falsch und abwegig.

Die Überlegenheit der germanischen Reiterei

Die weiteren Kämpfe zwischen Cäsar und germanischen Truppen geben über das Heereswesen und die Kriegskunst unserer Vorfahren nur in bezug auf die Reiterei einigen Aufschluß. Im Jahre 55 v. Ztr. griff Cäsar gegen alles Völkerrecht die über den Rhein gegangenen Usipeter und Tenkterer an. Es dürfte sich hier um ein Landnehmerheer des Istwäonenbundes gehandelt haben, bei dem die Usipeter und Tenkterer nur die führenden Stämme waren. Cäsar warf dieses Heer über den Haufen, indem er es während eines mit den Germanen abgeschlossenen Waffenstillstandes und nach Verhaftung ihrer in das römische Lager zu Unterhandlungen gekommenen Führer, also unter Bruch aller auch damals geltenden Regeln des Völkerrechtes, angriff. Dieser Völkerrechtsbruch war so kraß, daß der römische Senator Cato, nach den Mitteilungen des Plutarch, im Senat den Antrag stellte, „Cäsar den Barbaren auszuliefern, um so die Schuld des Vertragsbruches von der Stadt (Rom) abzuwenden und den Fluch auf die Schuldigen abzulenken". Es ist verständlich, daß Cäsar, um sein Verfahren einigermaßen zu rechtfertigen, die angebliche Gefahr, die seinem Heer und Rom von den Usipetern und Tenkterern drohte, entsprechend dargestellt hat. Hierzu dürfte seine Angabe gehören, diese germanischen Stämme wären mit einer Kopfzahl von 430000 über den Rhein gegangen. Diese Zahl ist selbstverständlich hoch übertrieben. Die Zahl der Usipeter und Tenkterer hat sicher sehr viel weniger als ein Zehntel der von Cäsar angegebenen Stärke betragen. Wesentlich ist nun, daß Cäsar über ein dabei vorgekommenes Treffen der germanischen Reiterei mit der gallisch-römischen folgendes berichtet:

„Die Zahl unserer Reiter betrug 5000, während die Feinde nicht mehr als 800 hatten, denn ihre Kameraden, die wegen der Getreidebeschaffung die Maas überschritten hatten, waren noch nicht zurückgekehrt ... Als aber die Reiter der Feinde die Unsrigen erblickten, machten sie plötzlich einen Angriff auf sie und brachten sie in Verwirrung. Als diese aufs neue Widerstand leisteten, sprangen jene nach ihrer Gewohnheit zur Erde, durchbohrten die Pferde unserer Reiter von unten, brachten so mehrere von ihnen zu Fall und jagten die übrigen in die Flucht, ja sie trieben sie so verängstigt vor sich her, daß sie erst dann ihre Flucht einstellten, als sie unsern Heereszug erblickten."

Achthundert germanische Reiter warfen also in der Attacke 5000 gallisch-römische Reiter über den Haufen. Als diese sich zu einem Widerstand ermannten, sprang offenbar ein Teil der germanischen Reiter von den Pferden und kämpfte, von den andern gedeckt, als Fußvolk. Durch diese Taktik wurde die gallisch-römische Reiterei aufs neue verwirrt und in die Flucht gejagt.

Die beiden Rheinübergänge Cäsars in den Jahren 55 und 53 v. Ztr. waren nur militärpolitische Demonstrationen. Zu Gefechten ist es nicht gekommen. Von Belang ist nur die Mitteilung Cäsars, daß er im Jahre 55 bei seinem Vorstoß ins Gebiet der Sigambrer die Häuser und Dörfer in Brand stecken und das Getreide abmähen ließ. Diese Mitteilung zeigt, daß es den Römern möglich war, in Germanien eine zusätzliche Verpflegung zu gewinnen.

Nach dem zweiten Übergang über den Rhein unternahmen 2000 Reiter der Sigambrer im Jahre 53 v. Ztr. einen kühnen Vorstoß gegen das Lager Cäsars bei Aduatuca zu einer Zeit, als das römische Heer fern vom Lager war. Die Besatzung des Lagers dürfte, Kranke und Verwundete eingerechnet, kaum unter 5000 Mann betragen haben. Von diesen hatte der Lagerkommandant Cicero rund 3000 Mann zum Getreideholen entsandt. Den germanischen Reitern gelang es, das Lager überraschend anzugreifen. Der Einbruch in das Hintertor des Lagers wurde jedoch von der Wache haltenden Kohorte noch im letzten Augenblick verhindert. Es ist nun für die Manövrierfähigkeit der germanischen Reiterei bezeichnend, daß sie sich nicht lange mit der Bestürmung dieses Tores aufhielt, sondern das Lager umritt und sofort die andern Tore angriff. Nur der Geistesgegenwart und dem tapferen Einsatz einiger älterer kriegserfahrener Offiziere war es zu verdanken, daß das Lager von den Germanen nicht genommen

wurde. Im Augenblick der höchsten Not kehrten die zum Fouragieren entsandten Kohorten und Reiterfähnlein zum Lager zurück. Die Germanen erfaßten sofort die Lage, wandten sich vom Lager ab und griffen diese Truppenabteilungen an, wobei ein zweifellos nicht geringer Teil umzingelt und niedergehauen wurde.

Dieser kühne Handstreich von 2000 Reitern der Sigambrer beweist die außerordentliche Manövrierfähigkeit der germanischen Reiterei und die Schnelligkeit, mit der die germanischen Geschwaderführer ihre Entschlüsse fassen und in die Tat umsetzen konnten. Cäsar hat die Überlegenheit der germanischen Reiterei über seine eigenen Berittene und die der Gallier im übrigen auch dadurch anerkannt, daß er germanische Reiter in seinen Dienst nahm.

Die Römer im Angriff

Römische Feldzüge zwischen Rhein und Elbe

Die militärischen Vorgänge, die sich in der Zeit nach Cäsars Rheinübergang bis zur Schlacht im Teutoburger Walde in der Auseinandersetzung zwischen Germanen und Römern abspielten, sind sehr undurchsichtig und für eine Untersuchung in bezug auf die Kriegskunst der Germanen recht unergiebig. Das liegt an den außerordentlichen Lücken in der Überlieferung. Insbesondere müssen wir bedauern, daß die vier letzten Bücher der römischen Geschichte des Livius, in denen die Feldzüge des römischen Feldherrn Drusus dargestellt waren, verlorengegangen sind. Aus den erhaltenen Bruchstücken der Überlieferung können wir nur den ungefähren Ablauf der Ereignisse feststellen. Es ergibt sich daraus etwa folgendes Bild:

Die germanischen Stammbünde der Irminonen (Sweben) und Istwäonen hatten, trotz der Rheinübergänge Cäsars und seiner Siege über Ariovist und über die Usipeter und Tenkterer, ihr Ziel, die Landnahme westlich vom Rhein, nicht aufgegeben. Deshalb entschließt sich der römische Feldherr Agrippa im Jahre 38 v. Ztr. über den Rhein zu gehen und die Stämme des Istwäonenbundes anzugreifen. Aber er muß dem germanischen Willen zur Landnahme nachgeben und dem Stamm der Ubier Wohnsitze westlich des Rheins anweisen.

Der Friede am Rhein blieb etwa ein Jahrzehnt erhalten, dann drängten die Sweben zur neuen Landnahme westlich des Stromes. Sie gingen im Jahre 29 v. Ztr. über den Rhein, wurden aber von den Römern unter C. Carrina wieder zurückgeworfen.

Wieder ein Jahrzehnt später versuchte der Istwäonenbund, neues Siedlungsland westlich des Rheins zu gewinnen. Der führende Stamm dieser Eidgenossenschaft, die Sigambrer, überschritten im Jahre 16 v. Ztr. den Strom und griffen die fünfte Legion an, die unter dem Befehl des Legaten M. Lollius stand. Hierzu sagt Sueton: „Schwere und schimpfliche Niederlagen hat der Kaiser (Augustus) überhaupt nur zwei und nirgend anders als in Germanien erlitten,

die des Lollius und die des Varus, aber die des Lollius war mehr schmachvoll als verlustreich." Velleius Paterculus teilt dazu mit, daß in der Schlacht der Adler der fünften Legion verlorengegangen sei, was den Kaiser aus der Hauptstadt nach Gallien gerufen habe. Nach Dio hätten nicht nur die Sigambrer, sondern auch die Usipeter und Tenkterer an diesem Feldzug teilgenommen. Er teilt mit, daß ein Aufgebot dieser Stämme den Rhein überschritten hätte und das römische Germanien und Gallien gebrandschatzt habe: „Und wie die Reiterei der Römer herankam, lauerten sie (die Germanen) ihr in einem Hinterhalt auf, verfolgten sie, als sie die Flucht ergriff, und als sie hierbei unvermutet auf Lollius, ihren Obersten, stießen, schlugen sie auch diesen."

Es hat sich also offenbar um ein stärkeres germanisches Reiterheer gehandelt, das unter dem Befehl des Sigambrerfürsten Maelo stand — dieser Name wird an anderer Stelle aber so genannt, daß wir in Maelo den Führer des Reiterheeres erblicken dürfen —. In scharfer Attacke wurde die aus Reitern bestehende Vorhut der fünften Legion geworfen und dann die im Marsch befindliche Truppe über den Haufen geritten. Zweifellos eine glänzende Waffentat und ein weiterer Beweis für die außerordentliche Überlegenheit der germanischen Reiterei! Daneben ist dieser Sieg ein Zeichen, daß der germanische Heerführer einen raschen Blick für die Gunst der Lage gehabt hat, und daß er kühn und entschlossen genug war, sie auszunutzen.

Die Niederlage des Lollius veranlaßte den Kaiser Augustus, den bis dahin wohl nur je nach Gelegenheit geführten Kampf gegen die Germanen nun gründlich zu organisieren und unter Einsatz seiner besten Feldherren und Truppen planmäßig zu führen. Er beauftragt zunächst den Prinzen Drusus mit der Unterwerfung der germanischen Stämme am Rhein. Drusus hat mindestens sechs Legionen befehligt. Es könnten wenigstens zeitweise acht Legionen gewesen sein. Da die Legion zur Zeit des Augustus mit Auxiliarkohorten auf 10000 Mann geschätzt wird, wozu noch die üblichen Hilfsvölker kamen, so hat Drusus ein Heer von wenigstens 60000 Mann geführt. Sein Kampf galt in erster Linie den Stämmen des Istwäonenbundes.

Unter den erhaltenen Berichten ist der des Dio der brauchbarste. Danach hat im Jahre 12 v. Ztr. Drusus die Sigambrer und ihre Bundesgenossen, d. h. die Stämme des Istwäonenbundes, die ein Heer über den Rhein geschickt hatten, zunächst zurückgeworfen. Dann fiel er in das Land der Usipeter, nördlich der Lippe, ein, wandte sich

nach Süden gegen die Sigambrer und verheerte deren Gaue schwer. Danach ging er über den Rhein zurück und fuhr mit seiner Flotte „rheinabwärts in den Ozean“. Mit den Friesen schloß er einen Freundschaftsvertrag. Als er dann in das Land der Chauken „über See fahrend“ einfiel, „geriet er in eine gefährliche Lage, da seine Schiffe, infolge der Ebbe des Ozeans, auf dem Trocknen sitzen blieben. Damals wurde er von den Friesen, die zu Lande mit ihm zum Streite gezogen waren, gerettet und kehrte zurück“. Die Chauken wurden später durch einen Vertrag, den Tiberius im Jahre 5 mit ihnen schloß, Bundesgenossen der Römer. Durch die Gewinnung der Friesen hatte Drusus sich für seine weiteren Feldzüge gegen den Istwäonenbund seine Nordflanke gesichert und, was noch wesentlicher war, seiner Flotte eine sichere Operationsbasis für die Nordsee verschafft.

Im Jahre 11 v. Ztr. griff Drusus den Istwäonenbund aufs neue an. Wieder fiel er zunächst in das Land der Usipeter ein, dann schlug er eine Brücke über die Lippe und griff die Sigambrer an. Danach drang er in das Gebiet der Cherusker vor und erreichte die Weser. Ein Übergang über diesen Fluß erschien ihm aber nicht mehr ratsam. Wahrscheinlich hatte er die Nachricht erhalten, daß sich die Aufgebote der Stämme des Istwäonenbundes in seinem Rücken zwischen Rhein und Weser sammelten. Er marschierte also schleunigst zurück, und zwar wie es ausdrücklich heißt, „in befreundetes Gebiet“, also wohl in Richtung auf das Land der Friesen. Trotzdem geriet er, wie Dio berichtet, „in furchtbare Gefahr, denn die Feinde taten ihm nicht nur durch Hinterhalte manchen Schaden, einmal hätten sie ihm, als sie ihn in einem engen Talkessel eingeschlossen hatten, ums Haar den Untergang bereitet und ihn mit seiner ganzen Streitmacht vernichtet, wenn sie nicht, aus Verachtung des Gegners, den sie schon gefangen und auf den ersten Hieb fallen wähnten, mit den Römern in ungeordneten Haufen das Handgemenge begonnen hätten. So aber wurden sie geschlagen und hatten seitdem nicht mehr den gleichen Kampfesmut, sondern suchten ihnen nur noch aus der Ferne Abbruch zu tun.“

Die Folge dieser offenbar recht bösen Erfahrung, die Drusus machen mußte, war, wie Dio berichtet, die Sicherung der Lippestraße durch Errichtung des Kastells Aliso.

Im Jahre 10 v. Ztr. führte Drusus nur einen kurzen Feldzug gegen die zum Istwäonenbund gehörigen Chatten, in deren Lande er ein Kastell hatte errichten lassen.

Im Jahre 9 v. Ztr. wurde der Feldzug gegen die Chatten wiederholt. Es soll sich von dort ein Feldzug des Drusus gegen die Sweben angeschlossen haben. Es kann sich jedenfalls nur um die zum Swebenbund gehörenden Hermunduren, die östlichen Nachbarn der Chatten, handeln. Danach wurden die Cherusker angegriffen, die Weser überschritten und in raschem Vormarsch die Elbe erreicht. Auf dem Rückweg stürzte Drusus mit seinem Roß und brach sich die Oberschenkel so schwer, daß er daran verstarb. Seine Leiche wurde von seinem Bruder Tiberius, der auf die Nachricht von seiner Erkrankung schleunigst herbeigeeilt war und ihn noch lebend antraf, „unter Waffenruhe auf beiden Seiten" (Seneca) zum Rhein geleitet.

Von Florus wissen wir, daß Drusus zur Sicherung der Grenze am Rhein „mehr als fünfzig Kastelle" errichtete.

Die Fortführung des Krieges, dessen Ziel offenbar nun die Unterwerfung der Germanen bis zur Elbe und damit die Verlegung der Grenze des römischen Reiches vom Rhein zur Elbe war, wurde nun dem fähigsten Feldherrn jener Zeit, Tiberius, übertragen.

Im Jahre 8 v. Ztr. überschritt Tiberius den Rhein und griff die Stämme des Istwäonenbundes erneut an. Die Folge war ein Friedensangebot dieser Eidgenossenschaft. Der Kaiser Augustus lehnte dieses Angebot aber ab, und zwar unter dem Hinweis, daß der führende Stamm der Eidgenossenschaft, die Sigambrer, keine Gesandten geschickt hätten. Dio sagt dazu: „Es hatten nämlich auch diese Gesandte geschickt, aber anstatt irgend etwas zu erreichen, fanden sie sämtlich, eine große Anzahl angesehener Männer, den Tod. Augustus ließ sie nämlich festnehmen und in gewisse Städte in Gewahrsam bringen. Sie aber — denn Gefangenschaft war ihnen unerträglich — legten Hand an sich selbst." Aus dieser Mitteilung wird ersichtlich, daß Augustus nicht mit der Eidgenossenschaft der Istwäonen als staatspolitischer Einheit Frieden schließen wollte, sondern nach dem römischen Grundsatz „divide et impera" mit jedem Stamm gesondert. Infolgedessen ließ er die Gesandten der Sigambrer festnehmen und verweigerte unter dem falschen Hinweis, daß die Sigambrer keine Gesandten geschickt hätten, dem Istwäonenbund als Ganzen den Frieden.

Sein Feldherr Tiberius hat dann aber den Sigambrern einen Sonderfrieden gewährt, bei dem das germanische Ziel, die Landnahme westlich des Rheins, erreicht wurde, denn Sueton berichtet, daß Tiberius 40000 Germanen „nahe dem Rheinufer" Land gewährt hatte. Da die Istwäonen hierdurch einen Brückenkopf westlich des

Rheins gewannen, kann ihre Niederlage nicht entscheidend gewesen sein. Die Ansiedlung von ungefähr 40000 Germanen unmittelbar westlich des Rheins war damals eine Gefahr für die Römer. Hätten sie wirklich den Sieg errungen gehabt, dann hätten sie die Unterworfenen, wenn überhaupt, dann tief in Gallien fern vom Rhein angesiedelt.

Über das Jahr 7 v. Ztr. berichtet Dio trocken: „In Germanien war nichts Nennenswertes passiert."

Es ist offenbar zunächst eine Periode des Friedens gefolgt. Der römische Feldherr L. Domitius Ahenobarbus konnte im friedlichen Einvernehmen mit den swebischen Hermunduren, denen er das nördlich der Donau gelegene von den swebischen Markomannen verlassene Land übergab, als zweiter Römer die Elbe erreichen. Wie Dio mitteilt, ist es aber dabei nicht zu Kämpfen gekommen.

Erst vom Jahr 4 ab nimmt Tiberius den Kampf wieder auf. Der erste Feldzug richtet sich gegen die Kanninefaten, Chattuarier und Brukterer. Die Cherusker wurden unter römischen Schutz genommen, d. h. man schloß ein Freundschaftsbündnis mit ihnen und die Weser wurde überschritten. Als dritter Römer erreichte Tiberius, offenbar ohne Kampf, die Elbe, in die auch die römische Flotte, gestützt auf das Freundschaftsbündnis mit den Ingwäonenstämmen, eingefahren war. Nach dem Bericht des Velleius Paterculus ist es auf diesem Feldzug nur ein einziges Mal zum Kampf gekommen. Tiberius faßte nun die Unterwerfung des Markomannenkönigs Marbod, des letzten noch gefährlichen Gegners, ins Auge.

Die germanische Landesverteidigung versagt

Bevor wir jedoch auf diesen Feldzug eingehen, ist es notwendig, ein Urteil über das germanische Heereswesen und sein offenbares Versagen gegenüber den Römern zu gewinnen, denn so lückenhaft die Quellen auch sind, sie lassen keinen Zweifel daran, daß der Istwäonenbund damals politisch und militärisch versagt hat.

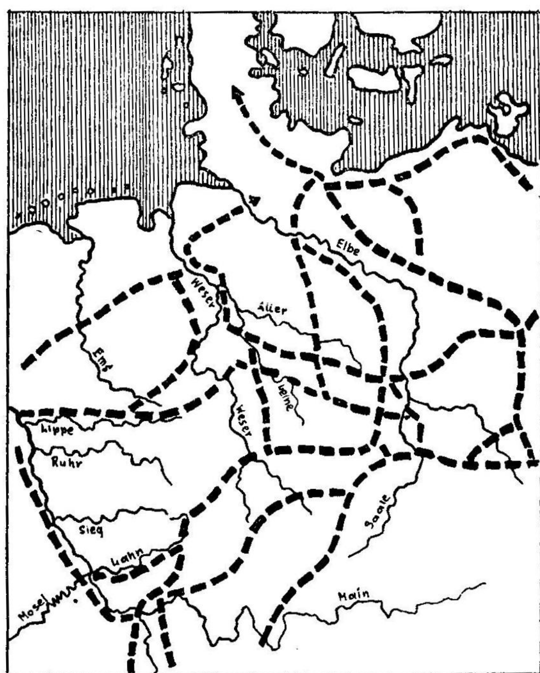
Der entscheidende Grund für dieses Versagen war der, daß die Germanen zum erstenmal seit Jahrhunderten einem Gegner gegenüberstanden, der ihnen politisch wie militärisch zunächst überlegen war. In den Kämpfen mit den Kelten hatte sich die militärische Überlegenheit der Germanen immer stärker herausgebildet. Die Kelten sind spätestens von etwa 500 v. Ztr. an in die Verteidigung gedrängt worden. Es mag in seltenen Fällen auch zu keltischen Einfällen in die

germanischen Grenzgaue gekommen sein, aber wenn solche Einfälle stattfanden — die vorgeschichtlichen Funde haben bisher keine sicheren Anhaltspunkte dafür gegeben, mit Ausnahme eines Keltenvorstoßes, der etwa 600 v. Ztr. von Thüringen her bis zum Harz und zur unteren Saale führte —, so waren sie sicher nur aus der Verteidigung heraus geführte Gegenstöße, die nicht über die Grenzgaue hinausgingen. Die Germanen als Angreifer hatten also jahrhundertelang keinen Anlaß und keine Gelegenheit gehabt, ihre Heimatgaue gegen einen starken, ja überlegenen Feind zu verteidigen.

Nun aber marschierten Jahr für Jahr römische Legionen über den Rhein und drangen tief nach Germanien hinein vor. Mit Heeren junger, ausgewählter Krieger, wie sie zur Landnahme unter einheitlichem Oberbefehl entsandt wurden, konnte die Landesverteidigung nicht geführt werden. Solche Heere, die, wie wir sahen, zwischen 15000 und 30000 Mann stark waren und sich aus der Jungmannschaft mehrerer Stämme zusammensetzten, als stehendes Heer im eigenen Lande ständig unter Waffen zu halten, widersprach der Gepflogenheit und, was schwerwiegender war, dem bäuerlichen Denken unserer Vorfahren. Die jungen Burschen hatten auf dem väterlichen Hof auf Acker und Weide genug bäuerliche Arbeit zu verrichten. Sie waren dem Vieh und der Ernte als rechte Bauernsöhne zuerst verpflichtet. Nur dann, wenn es galt, für zweite und dritte Bauernsöhne Neuland zu gewinnen, wenn also die Pflicht zur Landnahme überwog, war es Recht und Sitte, ein Landnehmerheer zu rüsten und zu entsenden. Die Verteidigung der Heimat gegen einen Angreifer lag dem Aufgebot aller waffenfähigen Männer ob. Die alte Organisation der Landesverteidigung, die sich den keltischen Einfällen gegenüber als zweckmäßig und ausreichend erwiesen hatte, versagte jetzt den Legionen gegenüber.

Es ist den Römern gewiß nicht schwer gefallen, die Orte zu erkunden, an denen sich die waffenfähigen Männer der Gaue sammelten, wenn der Feind die Heimat bedrohte. Von diesen Gausammelorten werden die germanischen Hundertschaften, sobald sie vollzählig waren, zu einem oder mehreren Sammelorten, die für den ganzen Stamm bestimmt waren, marschiert sein. Erst wenn das Aufgebot des Stammes beieinander war, konnte es sich mit dem der Nachbarstämme zu einem Heer vereinigen, das dem römischen Heer gewachsen war. Sammlung und Aufmarsch der Germanen brauchte sicher, bei aller Beschleunigung, mehrere Tage.

Die Römer werden sich dies zunutze gemacht haben. Die Legionen bildeten ein stehendes Heer von Berufssoldaten, das jederzeit zum Marsch antreten konnte. Es genügte, einige der bedeutenderen Gausammelorte desjenigen Stammes, der angegriffen werden sollte, zu bedrohen oder gar zu besetzen, um Sammlung und Aufmarsch der Germanen zu zerschlagen. Die Römer müßten sehr schlechte Feld-



Die Handelswege der jüngeren Bronzezeit. (Nach E. Sprockhoff.)

herren gehabt haben, wenn sie das nicht erkannt und getan haben sollten. Den römischen Heeren drohte also erst dann Gefahr, wenn sie tief ins Innere des Landes vorgedrungen waren und damit den Stämmen am Rhein die Gelegenheit gegeben hatten, sich im Rücken der Legionen zu sammeln. Tatsächlich ist ja auch im Jahre 11 v. Ztr. das Heer des Drusus beim Rückmarsch von der Weser in einem engen Talkessel offenbar von der gesammelten Macht mehrerer Stämme des Istwäonenbundes eingeschlossen und angegriffen worden. Die Erfahrung veranlaßte den römischen Feldherrn, die Hauptetappenstraße

vom Rhein zur Weser, die an der Lippe entlang führte, durch das Kastell Aliso und durch weitere Befestigungen, deren Reste und Spuren ausgegraben werden konnten, zu sichern.

Der Kampf fand damals um Straßen und Straßensysteme statt. Ohne Marschstraßen konnten die Römer keinen Feldzug in Germanien führen. Aber auch die germanischen Aufgebote mußten auf den vorhandenen Wegen marschieren. Die Vorstellung, daß große germanische Aufgebote, die wenigstens einige 10000 Mann stark waren, durch wegloses Gelände, durch Wälder oder gar Sümpfe marschiert seien, ist abenteuerlich. Wir können mit Sicherheit annehmen, daß die Sammelorte für die Gaumannschaften wie für das Aufgebot des Stammes an Wegen und Wegkreuzungen lagen. Die Basis der Römer war das von ihnen noch durch Ausbau vervollkommnete Straßennetz am Rhein. Ein ähnliches Straßennetz, das in der Allgemeinrichtung gleichfalls von Norden nach Süden verlief, folgte der Weser. Zwischen beiden Straßensystemen gab es nur wenige brauchbare Wege, die, von Westen nach Osten verlaufend, Rhein und Weser verbanden.

Schon eine Karte der Handelswege der jüngeren Bronzezeit, die durch Aufnahme der Fundorte von Handelsgut, insbesondere der Verwahrfunde, festgelegt werden konnte, zeigt, daß an der Weser ein Straßennetz in der allgemeinen Richtung von Norden nach Süden vorhanden war, von dem es zu den Rheinstraßen hin nur wenige Verbindungswege gegeben hat, deren wichtigste der Lippe folgend, über den Teutoburger Wald führte.

Das Ziel des Drusus ist sicherlich die Gewinnung des Straßennetzes an der Weser gewesen. Um dies zu erreichen, mußte er die am Rhein wohnenden Stämme des Istwäonenbundes, vor allem aber die Sigambrer, den führenden Stamm, militärisch und politisch unterwerfen. Das tat er in den Feldzügen der Jahre 11 und 10 v. Ztr. Im Jahre 9 wählte er, durch das Land der Chatten vorstoßend, entweder die Lahnstraße oder wahrscheinlicher den vom Main zur Fulda führenden Weg. Dabei drang er in das Gebiet der swebischen Hermunduren ein und wandte sich erst, nachdem er diesen Stamm niedergerungen hatte, nach Norden gegen die Cherusker, überschritt die Weser und zog bis zur Elbe. Man darf annehmen, daß die Stämme des Istwäonenbundes, soweit sie dazu noch fähig waren, ihre Aufgebote im Rücken der Römer wiederum gesammelt hatten. Die Krankheit und der Tod des römischen Feldherrn aber ließen es zu keinem Entscheidungskampf kommen. Die Germanen ehrten den toten Drusus,

indem sie auf das römische Angebot einer Waffenruhe für dieses Jahr eingingen.

Die Römer werden sicherlich noch in anderer Weise Nutzen aus dem Bauerntum der Germanen gezogen haben. Zu den beiden für ein Bauernvolk besonders wichtigen, ja entscheidenden Zeiten, zur Zeit der Ackerbestellung und zur Zeit der Ernte, ist es besonders schwer gewesen, die Aufgebote rasch zu sammeln und zu vereinigen. Die römischen Berufssoldaten waren von diesen Zeiten und den Pflichten, die sie den Bauern auferlegten, unabhängig. Sie marschierten, sobald der Feldherr es befahl.

Die römische Überlegenheit lag also in der Verwendung eines Heeres von Berufssoldaten. Die Annahme, daß die germanische Kampfesweise, die Gliederung der germanischen Heere oder ihr Einsatz in der Schlacht versagt hätten, muß als unbegründet abgewiesen werden. Nur die gewohnte Art der Aufbringung und Sammlung der Tausendschaften, also die Organisation der Landesverteidigung, erwies sich den Römern gegenüber als unzulänglich. Wir wissen, daß die germanischen Fürsten und Heerführer das erkannt und auf Abhilfe gesonnen haben. Damals nämlich erbauten die Germanen ihre ersten Burgen zwischen Elbe und Rhein. Sie schufen nicht, wie man früher annahm, Fluchtburgen, um sich mit Weib, Kind, Vieh und Habe vor den Römern zurückzuziehen, die von ihnen errichteten Befestigungen wurden vielmehr nach strategischen Überlegungen als Sperrfesten zur Sicherung der Straßen und Wege erbaut. Sie sollten die Sammelorte und den Aufmarsch sichern, aber ehe das Netz von Festungen fertiggestellt war — manche der Burgen sind gar nicht vollendet worden, wie z. B. die auf dem Petersberg im Siebengebirge —, hatten die Römer die Widerstandskraft der am Rhein lebenden Istwäonenstämme, insbesondere der Sigambrer, so zermürbt, daß diese Stämme Frieden schließen mußten.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Römer ihre Feldzüge auch politisch unterbauten. Sie wußten, daß die Stämme Neuland brauchten und boten dieses Neuland dem einen oder anderen Stamm jeweils an, um ihn zur Waffenruhe zu veranlassen, und um die militärische ebenso wie politische Einheit der Eidgenossenschaft zu zerschlagen. Im Jahre 11 v. Ztr. hatte Drusus so die Chatten ausgeschaltet, die allerdings im Jahre 10 das Gebiet, „das sie von den Römern zur Ansiedlung empfangen hatten", wieder aufgaben und auf die Seite der Sigambrer traten, d. h. in den Istwäonenbund sich wieder eingliederten.

Tiberius vollendete die Unterwerfung der Stämme bis zur Weser, wobei er aber, wie wir gesehen haben, dem Drängen nach Neuland durch die Ansiedlung von 40000 Sigambrern nahe am Rheinufer nachgab. Der Istwäonenbund konnte, bereits im Jahre 7 v. Ztr., als im wesentlichen befriedet angesehen werden. Domitius Ahenobarbus fügte dem die Befriedung der swebischen Hermunduren zu, indem er ihnen das Land zwischen Main und Donau, das die Markomannen verlassen hatten, übergab. Infolgedessen konnte er ohne Kampf bis zur Elbe marschieren, wo er mit den anwohnenden Stämmen Freundschaftsverträge abgeschlossen haben soll. Damit schien das Ziel, das der Kaiser Augustus seinen Feldherrn gesteckt hatte, die Einfügung Germaniens bis zur Elbe in das römische Reich, im wesentlichen erreicht zu sein. Nur im Jahre 4 mußte Tiberius, wie schon erwähnt, noch einmal einen Feldzug gegen die Canninefaten, Chattuarier und Brukterer unternehmen. Wenn auch er die Weser überschritt, so wohl in erster Linie um den zwischen Weser und Elbe wohnenden Stämmen die Macht der römischen Waffen noch einmal vor Augen zu führen. Die Überwinterung der Legionen an den Quellen der Lippe ist ein sicheres Zeichen dafür, wie sehr sich die Römer der Unterwerfung des Istwäonenbundes bewußt und gewiß waren.

Bevor wir uns der Untersuchung der weiteren Ereignisse zuwenden, muß noch auf die Befestigung der Rheingrenze durch Drusus hingewiesen werden. Die Errichtung von mehr als fünfzig Kastellen am Rhein, von der Florus spricht, ist ein mittelbarer Beweis dafür, daß die Römer die Kampfkraft der Germanen trotz der Überlegenheit ihres stehenden Heeres aus Berufssoldaten über den bäuerlichen Aufgeboten sehr hoch eingeschätzt haben müssen. Anders läßt sich die Anlage der Kastelle am Rhein und an der Lippe nicht erklären. Diese germanische Kampfkraft aber muß Drusus auf seinen Feldzügen klar genug erkannt und erfahren haben. Er hat seine Kastelle gewiß nicht deshalb erbaut, weil vor ihm der Sigambrer Maelo das Heer des Lollius geschlagen hatte, und weil germanische Reiterheere einige Male vor seiner Zeit über den Strom gegangen waren. Die Annahme, daß die Kastelle nur zur besseren Unterbringung der Legionen errichtet wurden, ist nicht stichhaltig, denn Drusus hätte sich ebenso wie Cäsar mit den üblichen Winterlagern begnügen können. Es ist also anzunehmen, daß die Befestigungen am Rhein unter dem unmittelbaren Eindruck der militärischen Kraft und Fähigkeit der Germanen erfolgte. Die römischen Wälle und Mauern zeugen also für eine hochent-

wickelte germanische Kriegskunst, selbst zu einer Zeit, zu der die Überlegenheit der Legionen feststand, während bei den Germanen die übliche Art der Landesverteidigung durch jeweils aufgebotene Tausendschaften versagte.

Marbod

Während die Stämme des Istwäonenbundes im Kampf mit den Legionen des Drusus standen, wurde der Irminonenbund von einem Manne geführt, der an politischem Weitblick die Führer der Istwäonen überragte. Es ist Marbod, Fürst der Markomannen. Von ihm berichtet Velleius Paterculus:

„Es gab nichts mehr in Germanien, was hätte besiegt werden können, außer dem Volk der Markomannen, das, aus seiner Heimat aufgescheucht, unter Führung des Marbod in das Landesinnere geflüchtet und nun die vom herkynischen Wald umgebenen Gefilde bewohnte. Keine Eile (des Schriftstellers) kann die Erwähnung dieses Mannes mit Stillschweigen übergehen. Marbod, ein Mann von vornehmer Herkunft, kräftigem Körper und kriegerischem Geist, mehr seinem Volkstum als seinem Verstande nach ein Barbar, gewann unter seinen Landesleuten die Herrschaft nicht etwa durch einen Handstreich oder die Gunst des Zufalls, auch nicht eine solche, die schwankte und vom Willen seiner Untertanen abhing, vielmehr beschloß er, nachdem er sein Reich fest gegründet und sich der königlichen Gewalt bemächtigt und dann sein Volk weit aus dem Bereich der römischen Macht fortgeführt hatte, dorthin vorzudringen, wo er, vor stärkeren Waffen gewichen, seine eigenen zur höchsten Macht bringen konnte. Er nahm daher die genannten Gegenden (Böhmen und Mähren) in Besitz und unterwarf all seine Nachbarn durch Krieg oder machte sie durch Verträge von sich abhängig. Die Masse derer, die sein Reich schützten, die durch beständige Übung beinahe das feste Gefüge römischer Manneszucht gewonnen hatten, brachte er in kurzer Zeit auf eine hervorragende und auch für unser Reich besorgniserregende Höhe. Er benahm sich aber so gegen die Römer, daß er uns nicht zum Kriege reizte und für den Fall, daß er selbst gereizt werden sollte, zu verstehen gab, daß ihm Macht und Willen zum Widerstand reichlich zur Verfügung standen. Die Gesandten, die er zu dem Cäsar schickte, empfahlen ihn zuweilen wie einen Schutzflehenden, zuweilen führten sie für ihn wie für einen Gleichgestellten das Wort. Volksstämme wie einzelne Männer, die von uns abtrünnig wurden, fanden bei ihm eine

Zuflucht, und überhaupt spielte er schlecht verhüllt den Nebenbuhler. Er rüstete sein Heer, das er auf 70000 Mann Fußvolk und 4000 Reiter gebracht hatte, indem er es durch beständige Kriege gegen die Nachbarn übte, für ein größeres Ziel als das, was er bereits erreicht hatte. Er war auch deshalb gefährlich, weil er, der Germanien zur Linken und in der Front, Pannonien zur Rechten und die Noriker im Rücken seines Gebietes hatte, von ihnen allen gefürchtet wurde, als ob er stets im Begriff stände, alle anzugreifen. Das Wachsen seiner Macht ließ auch Italien nicht ohne Sorge, denn von den höchsten Kämmen der Alpen, die die Grenze Italiens bildeten, war der Anfang seines Gebietes nicht viel mehr als 200 Meilen entfernt.

Diesen Mann und dieses Land beschloß Tiberius Cäsar im nächsten Jahr von verschiedenen Seiten aus anzugreifen. Sentius Saturninus erhielt die Weisung, durch das Gebiet der Chatten nach Fällung der mit dem herkynischen zusammenhängenden Wälder die Legionen nach Boiohaemum — so heißt das Land, das Marbod bewohnte — zu führen. Er selbst begann von Carnuntum aus, einem Ort des norischen Königreiches, der jenem Lande zunächst lag, das Heer, das in Illyricum stand, gegen die Markomannen in Bewegung zu setzen.

Die menschlichen Absichten macht das Schicksal manchmal zunichte, manchmal hemmt es sie. Der Cäsar hatte schon das Winterlager an der Donau instand setzen lassen und war nach Vorrücken des Heeres nicht mehr als fünf Tagemärsche von den feindlichen Vorposten entfernt, und die Legionen, die Saturninus heranführen sollte, die beinahe ebenso weit vom Feinde entfernt standen, sollten sich binnen weniger Tage an dem genannten Punkt mit Cäsar vereinigen. Da griff ganz Pannonien, übermütig geworden durch die Segnungen eines langen Friedens und in seiner Kraft erstarkt, nachdem es Dalmatien und alle Volksstämme dieses Himmelsstriches bewogen hatte, mit ihm gemeinsame Sache zu machen, zu den Waffen. Da gingen die notwendigen Pflichten den nur ruhmbringenden Unternehmungen vor, denn es schien bedenklich, das Heer im Landesinnern verschwinden zu lassen und dadurch Italien einem so nahen Feinde schutzlos preiszugeben."

Als Ergänzung muß hier aus den Annalen des Tacitus, und zwar aus der Schilderung der Schlacht zwischen Marbod und Arminius, auf die wir später eingehen werden, die Mitteilung herangezogen werden, daß „aus dem Reiche des Marbod swebische Völker, wie die Semnonen und Langobarden", im Jahre 17 auf die Seite des Ar-

minius getreten seien. Aus der Rede, die Tacitus den Marbod vor der Schlacht gegen Arminius halten läßt, ist der Satz wesentlich: „Er (Marbod) dagegen, den Tiberius an der Spitze von zwölf Legionen angegriffen hätte, habe den Ruhm der Germanen ungeschmälert behauptet. Dann sei man aber unter gleichen Bedingungen auseinandergegangen, und er bereue es nicht, daß es in ihrer eigenen Hand stehe, einen neuen Krieg gegen die Römer oder einen Frieden ohne Blutopfer zu wählen." Schließlich verdient in diesem Zusammenhang noch die Mitteilung des Tacitus, daß beim Heere des Marbod Goten standen, von denen ein Führer namens Catualda (Katwald) genannt wird, besondere Beachtung.

In Marbod haben wir nach dem Zeugnis des Tacitus den führenden Fürsten des Swebenbundes zu sehen. Wir dürfen annehmen, daß er diese Führung bereits besaß, als er im Jahre 9 v. Ztr. Böhmen und Mähren eroberte und den keltischen Großstamm der Bojer unterwarf. Sein Heer kann schon damals nicht nur aus Markomannen bestanden haben, sondern aus den Aufgeboten, die alle swebischen Stämme Marbod für die Landnahme in Böhmen und Mähren zur Verfügung stellten.

Die Eroberung des Landes zwischen Donau, den Sudeten, dem Erzgebirge und dem Bayrischen Wald war von entscheidender politischer Tragweite. Als Marbod seinen Feldzug gegen die Bojer unternahm, die als einer der tapfersten und kampftüchtigsten Stämme der Kelten bekannt sind, standen die Römer bereits an der Donau. Sie konnten von dort die Elbe, die zur neuen Grenzlinie des römischen Reiches erkoren war, schneller und leichter erreichen als vom Rhein her. Fielen die Legionen in Böhmen ein, bevor das Land in germanischer Hand war, dann konnten die Feldherren Roms die germanischen Stämme zwischen Rhein und Elbe von Süden her in Flanke und Rücken fassen und damit die Unterwerfung vollständig machen und für immer sichern. Diese Gefahr erkannt zu haben und ihr zuvorgekommen zu sein, ist das große Verdienst des Markomannen Marbod. Wie die Römer diese Tat des Germanenfürsten beurteilten, geht aus den Angaben des Tacitus über eine Rede des Kaisers Tiberius hervor, die dieser im Senat gehalten hat. Tacitus sagt: „Übrigens äußerte der Kaiser im Senat, daß weder Philipp für Athen, noch Pyrrhus oder Antiochus für Rom so gefährlich gewesen seien (wie Marbod). Es ist noch die Rede vorhanden, in der Tiberius die Bedeutung des Mannes, die Wildheit der ihm untertanen Völker und

die bedrohliche Nähe dieses Feindes für Italien sowie seine Pläne, den Mann zu stürzen, dargelegt hat."

Der Kampf mit den Bojern, denen es bis dahin gelungen war, allen germanischen Angriffen, auch dem der Kimbern, zu trotzen, wird nicht leicht gewesen sein. Sein Ausgang zeigt, daß das germanische Heereswesen, soweit es eine neue Landnahme und damit einen Kampf in Feindesland galt, noch durchaus auf der Höhe war, wie in den Feldzügen der Kimbern, Teutonen und Ambronen oder unter Ariovist. Obwohl uns über die Eroberung keine Einzelheiten vorliegen, dürfen wir annehmen, daß Marbod sich als tüchtiger Feldherr bewährt hat, andernfalls hätten ihm die Stämme des Swebenbundes nicht die Führung belassen.

Marbods Verhalten nach der Eroberung Böhmens und Mährens ist sehr bezeichnend. Er entließ die Aufgebote der swebischen Stämme nicht, sondern behielt sie unter seiner Fahne und schulte sie durch beständige Züge, die er wohl gegen die von den Römern und auch von den Germanen noch nicht unterworfenen, teils keltischen, teils sarmatischen Volksstämme in der heutigen Slowakei, in den Karpathen und im nordwestlichen Teil des heutigen Ungarn führte. Die von Velleius angegebene Zahl von 70000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern kann durchaus als zutreffend angenommen werden. Das Entscheidende war, daß Marbod sich ein starkes stehendes Heer geschaffen hatte, das größtenteils aus Berufssoldaten bestand. In diesem Heer befanden sich auch Goten, die als die ausbedungene Schwerthilfe anzusehen sind, die der Stamm der Goten dem Swebenbund für die Überlassung des Landes an der Weichselmündung leistete. Dieses stehende Heer machte Marbod zu einem gefährlicheren Gegner als irgendeinen anderen germanischen Fürsten. Wir sahen ja, daß der Istwäonenbund politisch und militärisch den Römern unterlag, weil er an der alten Gepflogenheit, den einfallenden Feind nur mit jeweils aufgerufenen Aufgeboten zu bekämpfen, festhielt und sich nicht entschloß, ein stehendes Heer unter der einheitlichen Führung eines Mannes den Legionen entgegenzustellen. Die Errichtung eines stehenden Heeres durch Marbod wird man als eine bewußte Tat dieses Mannes ansehen dürfen, die er im Hinblick auf die Römer und deren stehendes Heer durchführte.

Zu der Zeit, als Tiberius den Oberbefehl an der Donau führte, d. i. im Jahre 6, unterstanden ihm dort sechs Legionen, weitere sechs Legionen standen unter dem Oberbefehl des Sentius Saturninus

am Rhein. Diese zwölf Legionen hielt Tiberius für notwendig, um seinen geplanten Feldzug gegen Marbod mit Aussicht auf Erfolg durchführen zu können. Er setzte also rund 120000 Mann gegen den Markomannen ein, der sein Heer sicherlich durch neue Aufgebote der Swebenstämme wesentlich verstärken konnte.

Der Feldzugsplan des Tiberius sah eine Bedrohung Böhmens von zwei Seiten, von Süden und von Westen her, vor. Der Befehl an die rheinischen Legionen durch das Gebiet der Chatten (und das der Hermunduren, die Velleius nicht erwähnt), gegen Böhmen vorzustoßen, zeigt, wie sicher sich die Römer bereits der von ihnen unterworfenen oder durch Verträge verbundenen (Hermunduren) germanischen Stämme damals fühlten. Marbod hatte gegenüber diesem Feldzugsplan den Vorteil der inneren Linie. Er hätte die Gebirgspässe leicht sperren und damit die Legionen des Sentius festhalten können, mit der Hauptmacht seines Heeres wäre es ihm jedenfalls möglich gewesen, den sechs Donaulegionen des Tiberius mit guter Siegesaussicht entgegenzutreten. Es kam jedoch nicht zum Kampf, da die Stämme Pannoniens aufstanden und Tiberius zwangen, seinen Feldzug aufzugeben. Wir dürfen annehmen, daß Marbod diesen Aufstand geschürt und herbeigeführt hat. Er war offenbar mehr Politiker als Soldat, wie seine Haltung nach der Schlacht im Teutoburger Walde beweist. Wenn er in den antiken Berichten als ein eigenwilliger und eigensüchtiger, auf seinen Ruhm und seine Machtstellung bedachter Mann geschildert wird, so dürfen wir das als wahr unterstellen und darin die Erklärung sehen, warum er nach dem Siege des Arminius über Varus nicht auf die Seite der Cherusker trat, sondern seine zwiespältige Politik weiterführte.

Arminius

Die Vernichtungsschlacht im Teutoburger Wald

Die Vorgänge des Jahres 9 haben die Geschichtschreiber, deren Berichte uns erhalten sind, mit Geschichten umsponnen und mit oft anekdotenhaften Einzelheiten ausgestattet, die es schwer machen, das eigentliche Geschehen festzulegen.

Man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, als ob die römischen Geschichtschreiber die Katastrophe des Varus absichtlich in den Nebel erfundener Erzählungen oder in den Lagergassen und Offiziersquartieren umlaufender Gerüchte hüllen wollten. Es ist sogar wahrscheinlich, daß vom Kaiserhof eine den Tatsachen widersprechende, aber der Ehre der römischen Waffen und dem Glauben an die Unbesiegbarkeit römischer Legionen dienende Erklärung für diese Niederlage amtlich bekanntgegeben wurde, und daß diese Erklärung dem Bericht des Dio — dem Hauptbericht über die Schlacht im Teutoburger Walde, der uns erhalten blieb — zugrunde liegt. Wir wissen, daß Dio amtliche Akten des Kaiserhofes benutzt hat. Jedenfalls ist die Mitteilung des Zonaras sehr bezeichnend, wonach in der Schlacht gefangengenommene Römer, die in den späteren Kämpfen befreit wurden, oder die von ihren Angehörigen losgekauft waren, nicht die Genehmigung erhielten, den Boden Italiens zu betreten. Dies kann den Zweck gehabt haben, zu verhindern, daß die amtliche römische Darstellung durch die Berichte von Teilnehmern an der Schlacht Lügen gestraft wurden.

Nach dem Bericht des Dio sollen die Germanen den Varus vom „Rhein fort in das Land der Cherusker und zur Weser" gelockt haben. Weiter sollen sie ihn veranlaßt haben, von den drei Legionen zahlreiche Mannschaften „zur Sicherung gewisser Punkte oder zur Ergreifung von Räubern und zum Geleit von Zufuhren" abzuordnen und damit seine Macht zu schwächen. Schließlich sollen sie ihn durch eine verabredete Empörung einiger „entfernt wohnender Stämme"

veranlaßt haben, aus dem Lager aufzubrechen und gegen die Empörer zu ziehen. Es heißt dann bei Dio:

„Sie begleiteten ihn, wie er aufbrach; dann verließen sie ihn unter dem Vorgeben, das bundesgenössische Aufgebot heranholen und ihm schleunigste Hilfe bringen zu wollen, übernahmen ihre Streitkräfte, die irgendwo schon bereit standen, ließen jeder die in seinem Gau stationierten römischen Soldaten, die sie früher von Varus erbeten hatten, niedermachen und zogen nun gegen ihn selbst, der mittlerweile in schwer passierbaren Wäldern angelangt war. Da zeigten sie sich auf einmal als Feinde statt als Untertanen und richteten unermeßliches Unheil an, denn das Gebirge war reich an Schluchten und ungleichmäßig gestaltet, die Bäume dicht und übergroß, so daß die Römer, schon ehe die Feinde über sie herfielen, durch Fällen der Bäume, Bahnen von Wegen und Anlage von Brücken, wo es das Gelände erforderte, in arge Bedrängnis gerieten. Sie führten auch viele Wagen und Saumtiere mit sich. Auch zahlreiche Burschen und Weiber und der übrige riesige Troß folgte ihnen. Auch dieser Umstand veranlaßte sie, den Marsch in aufgelöster Ordnung zu machen. Dabei brach ein heftiger Regen und Sturm los und zersprengte die Kolonnen noch mehr; der Erdboden wurde an den Wurzeln und den unteren Stammenden der Bäume schlüpfrig, so daß sie fast bei jedem Schritt ausglitten. Baumkronen stürzten vom Sturme zerschmettert hernieder und brachten sie in Verwirrung. Während die Römer in dieser verzweifelten Lage waren, umzingelten sie die Barbaren von allen Seiten, indem sie gerade aus dem dichtesten Gebüsch — kannten sie doch Weg und Steg — hervorbrachen. Anfangs schleuderten sie nur aus der Ferne ihre Geschosse, dann aber, wie sich keiner mehr wehrte und viele Römer verwundet wurden, begannen sie das Handgemenge. Denn da die Römer weder in einer bestimmten Ordnung, vielmehr mit den Wagen und dem unbewaffneten Troß bunt durcheinander marschierten, noch sich ohne Schwierigkeit dicht aneinanderschließen konnten, und da ihre einzelnen Trupps schwächer als ihre jeweiligen Angreifer waren, so hatten sie viele Verluste, während sie selbst dem Feinde keinen Schaden zufügten. Dort nun schlugen sie ein Lager auf, nachdem sie einen geeigneten Platz — soweit davon in dem bewaldeten Gebirge die Rede sein konnte — besetzt hatten. Darauf brachen sie am anderen Morgen, nachdem sie die Mehrzahl der Wagen und alles übrige, was sie nicht unbedingt brauchten, verbrannt oder zurückgelassen hatten, immerhin in etwas besserer Ord-

nung auf, so daß sie bis zu einer unbewaldeten Stelle vorrücken konnten. Aber ihr Abzug war nicht ohne blutige Verluste gewesen. Als sie von dort aufgebrochen waren, gelangten sie aufs neue in Wälder. Dabei wehrten sie sich zwar gegen ihre Angreifer, doch hatten sie gerade hierbei bedeutende Verluste. Denn wenn sie sich auf engem Raum dicht aneinanderschlossen, damit Reiter und Legionare den Feind vereint angriffen, dann kamen sie oft im Gedränge miteinander, oft auch über die Baumwurzeln zu Fall.

So brach der vierte Tag des Marsches an, da überfiel sie aufs neue ein Sturzregen und ein furchtbarer Sturm, so daß sie weder vorwärts marschieren noch festen Fuß fassen konnten, ja das Wetter machte ihnen sogar den Gebrauch ihrer Waffen unmöglich, denn sie konnten weder ihre Pfeile noch ihre Wurfspieße oder auch nur ihre Schilde, die völlig durchnäßt waren, ordentlich gebrauchen. Den Feinden dagegen, die größtenteils leicht bewaffnet waren und ohne Gefahr die Möglichkeit zum Angriff und zum Zurückweichen hatten, war dies weniger hinderlich. Außerdem waren diese weit in der Überzahl — denn es waren auch viele von den übrigen, die vorher Aufklärerdienste geleistet hatten, von anderen Gründen abgesehen, vor allem zum Beutemachen zusammengeströmt —, während die Zahl der Römer bereits zusammenschmolz, denn viele von ihnen waren in den vorhergehenden Gefechten gefallen. Daher umzingelten sie mit geringer Mühe die Römer und hieben sie nieder. Da entschloß sich Varus und die übrigen Offiziere aus Angst, gefangen oder gar von ihren erbitterten Feinden getötet zu werden, zumal sie bereits verwundet waren, zu einer schrecklichen, aber unvermeidlichen Tat: sie stürzten sich in ihr eigenes Schwert. Als dies bekannt wurde, da gab auch jeder andere, selbst wenn er noch im Vollbesitz seiner Kräfte war, die Gegenwehr auf: die einen ahmten das Beispiel ihres Feldherrn nach, die anderen warfen sogar die Waffen fort und ließen sich von dem ersten besten niedermachen, denn an Fliehen war nicht zu denken, selbst wenn sie noch so gern gewollt hätten. So wurde denn von den Barbaren ohne Scheu alles niedergemetzelt, Mann und Roß ..."

Aus diesem Bericht des Dio läßt sich folgendes entnehmen:

1. Varus marschierte aus seinem Lager mit dem gesamten riesigen Troß und allem Anhang der Legionare, mit den Burschen und Weibern, die sich beim Lager eingefunden hatten, wie das bei römischen Standlagern zu geschehen pflegte, ab, offenbar in der An-

nahme, daß er sich mit den Germanen im Frieden befände. Der von Dio geschilderte Aufbruch läßt erkennen, daß seine vorangegangene Behauptung, Varus sei ausgezogen, um eine Empörung zu unterdrücken, falsch ist, denn bei einem solchen Zuge hätte Varus seinen Troß mit Weibern und Burschen unter Bedeckung im Lager zurückgelassen.

2. Der Marsch ging auf einer Straße vor sich. Es ist vollkommen unwahrscheinlich, daß die Legionen Wagen und Troß mit sich geführt hätten, wenn sie ohne Straße hätten marschieren müssen.

3. Die marschierenden Römer finden sehr bald die Straße versperrt. Sie müssen also die Straßenhindernisse beseitigen, Umgehungswege schaffen und Brücken bauen. Hieraus geht hervor, daß Arminius den Weg, den die Römer marschieren mußten, gekannt und im Voraus mit Hindernissen gesperrt und durch Zerstörungen schwer gangbar gemacht haben muß. Man kann auch annehmen, daß diese Marschbehinderung der Römer ihm einen Zeitgewinn zur Sammlung seiner Truppen schaffen sollte.

4. Vom Tage des Aufbruchs aus dem Lager bis zum Tage der Vernichtung sind vier Tage vergangen. Der erste Tag verlief offenbar ohne Kampf. Am zweiten Tage wurde das marschierende Heer ständig angegriffen, wobei Fernkampf und Nahkampf sich aus der jeweiligen Lage ergaben. In der Nacht zum dritten Tage ließ Varus die Mehrzahl der Wagen und alles das, was die Legionen nicht dringend brauchten, verbrennen und marschierte jetzt in Gefechtsordnung weiter. Da nicht alle Wagen verbrannt worden sind, muß der Marsch auch am dritten Tage noch auf einer Straße vor sich gegangen sein. Am vierten Tage endete der Marsch mit einer Umzingelung der arg zusammengeschmolzenen Legionen. Varus erkannte die für ihn aussichtslose Lage und gab sich selbst den Tod.

Dio gibt zwar an, daß Varus mit seinen drei Legionen im Lande der Cherusker an der Weser gestanden hat, sagt aber nicht, wohin der Marsch des römischen Heeres ging und wo die Vernichtung stattfand. Er spricht nur von einem bewaldeten Gebirge, das reich an Schluchten und ungleichmäßig gestaltet war. Den Teutoburger Wald als das Gebirge, in dem die Katastrophe sich vollzog, nennt uns Tacitus. Und zwar bei seiner Schilderung der Feldzüge des Germanicus in den Jahren 14—16. Es heißt da bei der Darstellung der Operationen des Jahres 15:

„Von dort (der Ems) ging der Zug bis ans Ende des Brukterer-

landes. Das Gebiet zwischen Ems und Lippe wurde verwüstet, unweit des Teutoburger Waldes, in dem die Gebeine des Varus und seiner Legionen unbestattet vermodern sollten. Daher erwachte in dem Cäsar der Wunsch, den Truppen und ihrem Feldherrn die letzten Ehren zu erweisen. Cäcina (der Unterfeldherr des Germanicus) wurde vorausgesandt, um verborgene Stellen der Bergwälder zu durchforschen und Brücken und Dämme in dem moorigen Gelände und an tückischen Landstrichen anzulegen. Dann betraten sie die traurigen Stätten, deren Anblick und Erinnerung peinliche Gefühle in ihnen erweckte. Das erste Lager des Varus ließ durch seinen mächtigen Umfang und die Ausmaße der Hauptplätze die Schanzarbeiten von drei Legionen erkennen. Dann konnte man an dem halb zerstörten Wall und dem flachen Graben (des zweiten Lagers) sehen, daß sich hier die stark geschwächten Reste des Heeres gelagert hatten. Auf der Mitte der Wahlstatt sah man die bleichenden Gebeine der Kameraden je nachdem, wie sie geflohen waren oder Widerstand geleistet hatten, zerstreut oder aufgehäuft. Daneben lagen Trümmer von Waffen und Pferdegerippe, an den Stämmen der Bäume waren Menschenschädel angenagelt. In den benachbarten Waldlichtungen fanden sich Altäre der Barbaren, an denen sie die Tribunen und Centurionen des ersten Grades geopfert hatten. Dabei erzählten Kameraden, die jenes Blutbad überlebt hatten, da sie der Schlacht oder der Gefangenschaft entronnen waren, hier seien die Legaten gefallen, dort die Adler geraubt. Sie zeigten den Ort, wo Varus die erste Wunde empfangen, wo er sich mit der unseligen Rechten in sein eigenes Schwert gestürzt hatte, und die Bodenerhöhung, von der Arminius zu seinen Kriegern gesprochen hatte ..."

Das erste Lager ist jenes gewesen, das die Legionen des Varus am Abend des ersten Kampftages, also am zweiten Marschtage, errichtet hatten und in dem der überflüssige Troß verbrannt wurde. Die Kampfkraft der drei Legionen muß an diesem Abend noch unerschüttert gewesen sein, wie die ordnungsgemäße Anlage des Lagers bezeugt.

Am Abend des zweiten Kampftages — des dritten Marschtages — waren die Verluste der Legionen schon so stark, daß das Lager nicht mehr ordnungsgemäß errichtet werden konnte. Ob die dritte und letzte Phase des Kampfes um dieses Lager ging oder auf einem Schlachtfelde entfernt vom Lager stattfand, macht Tacitus leider nicht genügend deutlich. Man darf aber aus seiner Darstellung schließen,

daß er mit der Wahlstatt, an der sich die Vernichtung der römischen Truppen vollzog, nicht das Lager des zweiten Kampftages meint. Die Schilderung läßt die Annahme zu, daß es sich bei dem Schlachtfeld des dritten Kampftages um eine mit vereinzelten Baumgruppen bestandene große Lichtung handelt, denn Tacitus spricht von benachbarten Waldlichtungen und von einem Hügel, von dem herab Arminius nach der Schlacht zu seinen Kriegern gesprochen haben soll.

Wichtig ist, daß Tacitus durch seine Schilderung die Angaben des Dio über einen dreitägigen Kampf bestätigt und ergänzt.

Velleius Paterculus, der Zeitgenosse der Schlacht im Teutoburger Walde, macht uns zunächst eine zuverlässige Angabe über die Stärke des von Varus geführten Heeres. Er spricht von der „Niedermetzelung dreier Legionen und ebensovieler Reitergeschwader, sowie von sechs Kohorten".

Die römische Legion zur Zeit des Kaisers Augustus bestand aus einer Kerntruppe von zehn Kohorten römischer Berufssoldaten zu je 600 Mann, also 6000 Mann. Dazu kamen gewöhnlich rund 4000 Mann an technischen Truppen und Bundesgenossen, die die sogenannten Auxiliarkohorten bildeten. Von diesen Auxiliarkohorten scheinen allerdings nur sechs an der Schlacht beteiligt gewesen zu sein. Dies muß man jedenfalls aus der Angabe des Velleius, der sechs Kohorten besonders nennt, entnehmen. Danach waren nur die Kerntruppen der drei Legionen, also 18000 Mann Sollstärke, im Kampf. Sie wurden verstärkt von sechs Auxiliarkohorten, also 3600 Mann Sollstärke, und von drei Reitergeschwadern zu je 400 Mann, also 1200 Mann Sollstärke. Die Gesamtstärke des römischen Heeres betrug demnach 22800 Mann Sollstärke. Man kann danach mit einer Iststärke von 20000 Mann rechnen.

Wir dürfen annehmen, daß die Legionen an sich mit den üblichen Auxiliarkohorten versehen gewesen sind, daß diese jedoch mit Ausnahme der angegebenen sechs Kohorten zur Besetzung von Etappenlagern und zur Sicherung der Kastelle abkommandiert waren.

Nach Angaben über Varus teilt Velleius weiter mit, daß Varus mitten in Germanien eingedrungen sei und dort die Zeit „für den Sommerfeldzug mit Rechtsprechungen und förmlichen Verhandlungen als Gerichtsherr" verloren habe. Varus ist also nicht, wie Dio behauptet, von den Germanen zur Weser gelockt worden. Er hatte vielmehr dort sein Sommerlager aufgeschlagen, wo er, anstatt Krieg

zu führen, durch Rechtsprechungen die Germanen gefügig zu machen versuchte.

Es folgen bei Velleius weitere Angaben über das Verhalten der Germanen, die den Römer nicht ernst nahmen, sondern ihm erfundene Rechtshändel zur Entscheidung vorlegten. Dann geht Velleius auf die Persönlichkeit des Arminius ein und auf seine Bemühung, einen Freiheitskampf herbeizuführen. Dies habe Segestes dem Varus verraten, der aber den Angaben des Segestes keinen Glauben geschenkt habe. Leider teilt uns Velleius nur sehr wenig über die Schlacht selbst mit. Sein Bericht hat folgenden Wortlaut:

„Die Geschichte der furchtbaren Katastrophe, der schwersten, die Rom nach dem Falle des Crassus bei den Parthern im fremden Lande erlitten hat, werde ich, wie schon andere vor mir, in einem besonderen Werke versuchen darzustellen, wie sie es verdient, hier kann ich nur die Hauptsache mit Wehmut berichten. Das beste Heer von allen, das an Manneszucht, Tapferkeit und Kriegserfahrung unter den römischen Truppen das erste war, geriet durch die Stumpfheit seines Führers, die Tücke des Feindes und die Mißgunst des Schicksals in die Falle. Und da den Truppen nicht einmal ungehindert Gelegenheit gegeben wurde, zu kämpfen oder vorzurücken, falls sie es wollten, ja sogar einzelne schwer bestraft wurden, weil sie römische Waffen gebraucht und römischen Mut gezeigt hatten, ward es eingeschlossen durch Wälder, Sümpfe und Hinterhalt, bis zur Vernichtung von dem Feinde niedergehauen, den es stets wie das Vieh mit so unbeschränkter Gewalt niedergemetzelt hatte, daß über dessen Leben oder Tod bald der Zorn, bald die Gnade entschied. Der Feldherr hatte mehr Mut zum Sterben als zum Kämpfen, denn nach dem Vorbilde seines Vaters und Großvaters stürzte er sich selbst in das Schwert. Während aber von den beiden Lagerkommandanten L. Eggius ein leuchtendes Beispiel gab, gab Ceionius ein ebenso schmähliches: als der größte Teil des Heeres gefallen war, zog er es vor, zu kapitulieren und statt in der Schlacht zu fallen, sich hinrichten zu lassen. Ebenso gab Vala Numonius, der Legat des Varus, ein sonst ruhiger und rechtschaffener Mann, ein abscheuliches Beispiel: er ließ das Fußvolk im Stich, so daß es ohne den Beistand der Reiterei war, und trat mit den Geschwadern die Flucht zum Rhein an. Doch die Rache des Schicksals traf ihn für diese Tat, denn er sollte die von ihm im Stich Gelassenen nicht überleben: den Verräter ereilte unterwegs der Tod. Die Leiche des Varus, die halb verbrannt war, hatte die Roheit des

Feindes zerfleischt. Sein Kopf wurde abgehauen und dem Marbod überbracht, von diesem jedoch an den Kaiser gesandt. Er wurde trotzdem durch Beisetzung in dem Grabhügel seines Geschlechtes geehrt.“

Dieser Bericht ergänzt den des Dio nicht nur, sondern er berichtigt ihn auch. Der Offizier Velleius gibt die Schuld an der Katastrophe weder dem schlechten Wetter noch dem ungünstigen Gelände, sondern der „Stumpfheit“ des römischen Heerführers. Der Reiteroberst hat sich offenbar um die in dem Bericht des Dio wahrscheinlich enthaltene gefärbte amtliche Darstellung der Schlacht nicht gekümmert. Er weiß, daß ein Heer in jedem Wetter und in jedem Gelände mit Aussicht auf Erfolg kämpfen kann, wenn die Führung die richtigen Maßnahmen trifft und die richtigen Befehle gibt.

Gestützt auf Velleius können wir feststellen, daß die Schlacht am dritten Kampftage eine offene Feldschlacht war, denn nur in einer offenen Feldschlacht hätten die römischen Truppen vorrücken, also angreifen können, falls sie es wollten. Auch die Feststellung, daß das Heer durch Wälder, Sümpfe und Hinterhalt eingeschlossen war, läßt den Schluß zu, daß der Kampf selbst auf freiem Gelände stattfand. Die Legionen müssen den Kampf noch in einer irgendwie gearteten Schlachtordnung geführt haben, da sonst der Lagerkommandant Ceionius nicht hätte mit dem Rest des Heeres kapitulieren können.

Vergleicht man diesen Bericht des Velleius mit den vorhin wiedergegebenen Mitteilungen des Tacitus über die Besichtigung der Schlachtfelder durch Germanicus im Jahre 15, dann ergibt sich aus Tacitus eine weitere Bestätigung dafür, daß die Schlacht am letzten Kampftage als offene Feldschlacht stattfand. Selbst wenn man die von Tacitus wiedergegebenen Erzählungen der aus der Gefangenschaft oder aus der Schlacht entronnenen Römer als schriftstellerische Ausschmückung seines Berichtes ansehen will, wird man darin doch einen Wahrheitskern annehmen dürfen. Wenn diese Römer angeblich zeigen konnten, wo die Legaten gefallen, die Adler geraubt worden seien und wo Varus sich in sein Schwert stürzte, dann darf man als Wahrheitskern dieser Erzählung annehmen, daß die Schlacht auf freiem Felde vor sich ging, nicht aber im Waldgelände, denn dort wären derartige Beobachtungen unmöglich gewesen und Tacitus hätte es demgemäß nicht wagen können, seinen Bericht mit solchen Erzählungen auszuschmücken. Es sind sicherlich auch zu seiner Zeit, d. h. etwa 100 Jahre nach der Schlacht, noch genügend Überlieferungen und schriftliche Zeugnisse — wie z. B. die Angaben des Velleius —

in Rom erhalten gewesen, die er seiner Darstellung zugrunde legen konnte und die er zum mindesten beachten mußte.

Die beiden von Velleius genannten Lagerkommandanten waren nicht die Kommandanten eines von Varus während der Schlacht errichteten Lagers. Velleius gibt ihnen den Titel wohl deshalb, weil Eggius und Ceionius ihm, dem Offizier des Tiberius, als die Kommandanten von zwei Standlagern am Rhein bekannt waren. Wenn der Reiteroberst Velleius das Verhalten des Vala Numonius, der mit der Reiterei die Flucht zum Rhein versuchte, anstatt dem Fußvolk in der Schlacht zu helfen, besonders tadelt, dann geht daraus hervor, daß ein Einsatz der Reiterei während der Schlacht am dritten Kampftage möglich gewesen wäre, daß also die Schlacht auf offenem, vielleicht nur von einigen Baumgruppen bestandenem Gelände stattfand.

Velleius übermittelt uns in seinem Bericht weiter eine äußerst wichtige Tatsache, nämlich die, daß zur Zeit der Schlacht im Teutoburger Walde noch ein zweites römisches Heer in Stärke von zwei Legionen unter dem Kommando des L. Asprenas in Germanien stand. Velleius sagt von diesem General, daß er „unter dem tätigen und mannhaften Beistand der Legionen, die er befehligte, sein Heer unberührt von solchem Unheil rettete und dadurch, daß er rechtzeitig in die Winterquartiere Niedergermaniens rückte, die selbst diesseits des Rheins in ihrer Treue wankenden Stämme in ihrer Ergebenheit gegen Rom bestärkte". Es ist anzunehmen, daß Asprenas die beiden Legionen führte, deren Standlager sich am Oberrhein in Koblenz und Mainz befanden, und daß er sein Sommerlager im Lande der Chatten aufgeschlagen hatte, während die drei niederrheinischen Legionen, die XVII., XVIII. und XIX., im Cheruskerlande an der Weser standen.

Der Vollständigkeit halber soll hier noch der Bericht des Florus, soweit er sich auf den Kampf bezieht, wiedergegeben werden:

„Währenddessen wiegte sich Varus so sehr im Vertrauen auf ihre friedliche Gesinnung, daß nicht einmal der Verrat ihrer Verschwörung durch Segestes, einen ihrer Fürsten, auf ihn Eindruck machte! Daher griffen sie ihn, der unbesorgt war und nichts Derartiges ahnte, unversehens an, und als er sie — o Sorglosigkeit! — vor seinen Richterstuhl lud, brachen sie von allen Seiten herein: Das Lager wurde geplündert, drei Legionen vernichtet. Varus hatte nach dem Verlust des Lagers dasselbe Gefühl und Schicksal wie Paulus nach dem Tage von Cannae. Nichts blutiger als jenes Gemetzel in Sümpfen und

Wäldern, nichts unerträglicher als der Hohn der Barbaren, besonders gegen die Advokaten! Dem einen stachen sie die Augen aus, dem andern hieben sie die Hände ab. Einem wurde der Mund zugenäht, nachdem man ihm vorher die Zunge abgeschnitten hatte. Mit ihr in der Hand rief ihm der Barbar zu: ‚Endlich hast du aufgehört zu zischen, du Schlange!' Auch die Leiche des Konsuls selbst, die die Pietät der Soldaten in der Erde verborgen hatte, wurde ausgegraben. Bis heute haben die Barbaren die erbeuteten Feldzeichen und zwei Adler im Besitz. Den dritten riß der Bannerträger, ehe er in die Hand der Feinde fiel, aus der Erde, barg ihn unter seinem Wehrgehänge, tauchte mit ihm in dem blutigen Sumpfe unter und versank.

Diese Niederlage hatte zur Folge, daß das Reich, das am Gestade des Ozeans nicht haltgemacht hatte, am Ufer des Rheinstroms zum Stehen kam."

Es braucht nicht sonderlich auf den Widerspruch der Angaben des Florus zu denen des Velleius, Tacitus und Dio hingewiesen zu werden. Ein Angriff auf das Sommerlager hat nicht stattgefunden. Der Bericht des Florus ist nichts anders als haltlose Phantasterei. Lediglich was die Beurteilung der Auswirkung der Niederlage des Varus angeht, wird man Florus folgen können.

Die Schlacht mit verkehrter Front

Nach den uns überkommenen Berichten lassen sich die Geschehnisse zu folgendem kurz zusammenfassen:

Im Jahre 9 hatten zwei römische Heere ihre Sommerlager im Innern Germaniens aufgeschlagen. Drei Legionen unter dem Oberbefehlshaber Varus standen im Lande der Cherusker an der Weser. Zwei Legionen unter dem Unterfeldherrn Asprenas standen wahrscheinlich im Lande der Chatten. Im Herbst traten beide Heere den Rückmarsch zum Rhein an, um ihre Winterquartiere in den ausgebauten Standlagern zu beziehen. Der Marsch der drei Legionen des Varus ging auf einer den Römern bekannten Straße durch den Teutoburger Wald.

Arminius hatte den Freiheitskampf vorbereitet und dazu nicht nur die Cherusker, sondern auch die benachbarten Stämme gewonnen. Er verlegte den Römern den Weg zum Rhein, indem er den Teutoburger Wald besetzte; außerdem erschwerte er den Marsch der Legionen durch Straßensperren und Brückenzerstörungen.

Am ersten Marschtag blieben die Römer unbehelligt. Am zweiten Tage wurden die marschierenden Legionen mehrfach angegriffen. Es kam zu Fern- und Nahkämpfen, d. h. zu einem von germanischer Seite bewußt geleiteten Kampf. Trotzdem konnten die Römer noch ein gut ausgebautes Nachtlager errichten. Am dritten Marschtage waren die Kämpfe so heftig und für die Römer so verlustreich, daß die abgekämpften und arg zusammengeschmolzenen Legionen nicht mehr imstande waren, ihr Nachtlager ordnungsgemäß auszubauen.

Am vierten Marschtage hatten die Römer offenes Gelände erreicht. Es kam zu einer Feldschlacht, bei der die Legionen noch einigermaßen in der ihnen gewohnten Schlachtordnung kämpften. Die Schlacht ging aber durch Versagen des römischen Oberbefehlshabers verloren. Varus überließ es seinen Legaten, selbständig zu handeln. Es fehlte jedenfalls jede geordnete Leitung der Schlacht. Ceionius zog es vor, mit den von ihm befehligten Truppen zu kapitulieren. Der Reiterführer Vala Numonius ließ noch vor Abschluß des Kampfes das Heer im Stich und versuchte seine Reiterei aus der Katastrophe zu retten, anstatt sie zum letzten Einsatz in die Schlacht zu werfen. Die Flucht der römischen Reiterei gelang jedoch nicht, offenbar weil Arminus auch für diesen Fall Vorsorge getroffen hatte.

Obwohl die römischen Berichte keine Einzelheiten darüber enthalten, wie Arminius die Schlacht geführt hat, ist doch so viel sicher, daß die Germanen planmäßig handelten und auch ihrerseits in Schlachtordnung gekämpft haben. Arminius hat die Führung seiner Tausendschaften und Schlachtkeile offensichtlich fest in der Hand gehabt. Die Schlacht war von ihm als Vernichtungsschlacht planmäßig angelegt worden, und es ist kein Zweifel, daß er sie seinem Plan nach durchführte. Er drängte nicht hinter den aus dem Sommerlager abziehenden Römern her und versuchte nicht, sie durch Angriffe auf die Nachhut zur Schlacht zu stellen, sondern er hatte sich zwischen die Römer und ihrer Basis, der Etappenstraße an der Lippe, gelegt. Er schlug also bewußt eine Schlacht mit verkehrter Front. Seine Tausendschaften kämpften mit dem Gesicht nach Osten.

Solche Schlachten mit verkehrter Front sind in der Kriegsgeschichte sehr selten. Sie führen, wenn der Eindringling von dem Landesverteidiger besiegt wird, zur Vernichtung des Eindringlings. Auf die Vernichtung der drei Legionen ist es aber Arminius angekommen, nicht nur auf einen Sieg über die Römer.

Arminius kannte die Stärke des römischen Reiches aus eigener

Anschauung, da er jahrelang unter Tiberius ein germanisches Hilfskorps geführt hatte. Er wußte also, daß die Römer eine Niederlage nicht einfach hinnehmen würden, sondern daß sie versuchen würden, die erlittene Schmach zu tilgen. Es war ihm bekannt, daß der Kaiser über zahlreiche Legionen und über hervorragende Heerführer verfügte, daß Rom also den Krieg weiterführen konnte und weiterführen würde. In Arminius vereinigte sich schon damals der überragende Feldherr mit dem überragenden Staatsmann. Wenn er den von ihm begonnenen Freiheitskampf bestehen wollte, wenn er vor allem den Germanen das Vertrauen auf einen siegreichen Ausgang fest einprägen wollte, dann durfte er — das hatte Arminius gewiß erkannt — das römische Heer nicht etwa nur schlagen, er mußte es vollkommen vernichten. Seine strategischen Maßnahmen, die auf eine Schlacht mit verkehrter Front abzielten, gingen ebenso wie seine taktischen Maßnahmen während der Schlacht, die wir freilich nur vermuten können, sicher auf Vernichtung des Gegners aus. Und sie führten zum Ziel, zu dem militärischen wie zu dem politischen.

Die Kühnheit der Strategie des Arminius wird klar, wenn man sich daran erinnert, daß das zweite römische Heer unter Asprenas im Lande der Chatten, vielleicht im Kasseler Becken, wahrscheinlich nur wenige Tagemärsche vom Sommerlager des Varus entfernt stand. Arminius wird auch Vorsorge gegen eine Vereinigung der beiden römischen Heere getroffen haben. Noch wesentlicher ist, daß Arminius mit dem Rücken gegen die römische Etappenstraße an der Lippe kämpfte. Diese Etappenstraße war weitgehend ausgebaut worden. Das Kastell Aliso ist nur eines, wenn auch das bedeutendste der Etappenlager an der Lippe gewesen. Durch Ausgrabungen wurden römische Lager bei Haltern und bei Oberaden festgestellt. Das Lager von Haltern spricht man als das Kastell Aliso an. Sicher ist diese Annahme aber nicht.

Haltern liegt nur etwa 40 km vom Rhein entfernt, Oberaden etwa 70 km. Von dort bis zum Teutoburger Wald sind noch rund 100 km. Es ist nicht anzunehmen, daß die Römer nur die ersten 70 km ihrer Etappenstraße durch Lager geschützt haben sollten, um so weniger als ihr Bestreben dahingehen mußte, den Weg bis zu dem strategischen Weserdreieck, in dem das Sommerlager des Varus lag, soweit wie irgendmöglich zu sichern. Von diesem Weserdreieck, dem die folgenden Untersuchungen gelten werden, konnten die Römer Germanien bis zur Elbe beherrschen. Ein wichtiger Straßenknoten-

punkt lag bei Paderborn. Deshalb ist die Annahme berechtigt, daß mehrere römische Etappenlager die von den Römern ausgebaute Nachschubstraße bis Paderborn hin sicherten. Zonaras bestätigt diese Annahme durch die Mitteilung, daß die Germanen nach der Schlacht im Teutoburger Walde „sämtliche Kastelle außer einem erstürmten". Gemeint können nur die Kastelle östlich des Rheins, vornehmlich die an der Lippe sein.

Die Etappenlager waren selbstverständlich mit Besatzungen versehen. Von Aliso wissen wir, daß seine Besatzung stark genug war, um dem germanischen Angriff längere Zeit zu trotzen. Es ist das Kastell, das nach Zonaras und Velleius als einziges den Germanen standhielt. Die kleineren Lager mögen nur mit der nötigsten Mannschaft besetzt gewesen sein. Das am weitesten vorgeschobene Lager, etwa bei Paderborn, mußte jedoch eine stärkere Besatzung haben, wenn es die im Weserdreieck stehenden Legionen des Varus im Rücken sichern sollte. Es ist durchaus möglich, daß Varus in seiner Vertrauensseligkeit und „Stumpfheit" die Etappenlager weitgehend von Mannschaften entblößt hatte. Immerhin aber mußte Arminius strategisch mit diesen Lagern rechnen, und es ist anzunehmen, daß er auch Sicherungstruppen gegen die Lippestraße vorgeschoben hatte.

Eine weitere Feststellung erscheint wesentlich, die nämlich, daß sich aus den römischen Berichten keine Anhaltspunkte für eine Anwendung römischer Kriegsregeln durch Arminius ergeben. Die drei für uns in Frage kommenden Berichterstatter Velleius, Tacitus und Dio hätten es gewiß nicht verabsäumt, festzustellen, daß Arminius seinen Feldzugsplan und seine Schlacht nach römischer Weise angelegt habe, oder daß er seine Truppen in römischer Weise geschult und eingesetzt habe, wenn dies der Fall gewesen wäre. Tacitus sagt ja bei der Schilderung des Kampfes zwischen Arminius und Marbod, daß die beiden germanischen Feldherren von den Römern gelernt hatten, mit Reserven zu kämpfen. Er hätte eine solche Feststellung gewiß nicht unterlassen, wenn Arminius die Schlacht im Teutoburger Walde nach den Regeln der römischen Kriegskunst geschlagen hätte.

Die Vernichtung der drei Legionen des Varus ist also ein Ergebnis der germanischen Strategie und Taktik gewesen. Sie ist ein Zeugnis für die hochentwickelte Kriegskunst unserer Vorfahren und für die Genialität des germanischen Führers.

Es ist vielfach der Versuch gemacht worden, die Orte der Schlacht im Teutoburger Walde näher zu bestimmen. Die von Delbrück ver-

tretene These hat die besten Gründe für sich. Danach hat Varus den ersten Durchbruch in der Dörenschlucht versucht, wo die Reste eines römischen Lagers durch Ausgrabung festgestellt werden konnten. Nach dem Scheitern des Durchbruches soll Varus nach Südosten abgebogen sein und den Durchbruch über das Winnfeld versucht haben.

Auf dem Winnfeld wurde „zerbrochenes Zeug" aus der Römerzeit gefunden. Die Reiter des Vala Numonius mögen versucht haben, den Paß von Horn zu gewinnen, denn in der Nähe von Horn sind Hufeisen aus römischer Zeit gefunden worden.

Wesentlich für jede These über die Orte der Schlacht ist die Frage, wo sich das Sommerlager des Varus befunden hat. Delbrück nimmt an, daß es bei Minden lag. In diesem Falle wäre aber der schon für die Bronzezeit durch Funde belegte Weg durch den Paß von Bielefeld die gegebene Rückmarschstraße der Römer zur Lippe gewesen, besonders dann, wenn das Kastell Aliso bei Haltern angenommen wird. Eine Untersuchung des Wegenetzes, wie wir sie im folgenden vornehmen, läßt es als wahrscheinlich erscheinen, daß das Sommerlager in der Nähe von Rinteln gelegen hat. Von dort war die durch die Dörenschlucht führende Heerstraße der gegebene Weg für den Rückmarsch zur Lippe und zu den dort befindlichen Etappenlagern.

Das strategische Weserdreieck

Drei Arbeiten können unserer Untersuchung über das zur Zeit des Arminius wahrscheinlich vorhandene Straßennetz an der Weser zugrunde gelegt werden: Eine Karte der Handelswege der Bronzezeit, die auf Grund von Funden, insbesondere von Verwahrfunden, von Professor Dr. E. Sprockhoff festgelegt werden konnte, eine Karte des Straßennetzes zur Zeit der Sachsenkriege Karls des Großen, die wir den Forschungen von Dr. H. Krüger, Göttingen, verdanken, und Spezialforschungen des gleichen Forschers, die sich auf die Römerzeit beziehen, und die er in seiner Geschichte des Straßenwesens niedergelegt hat.

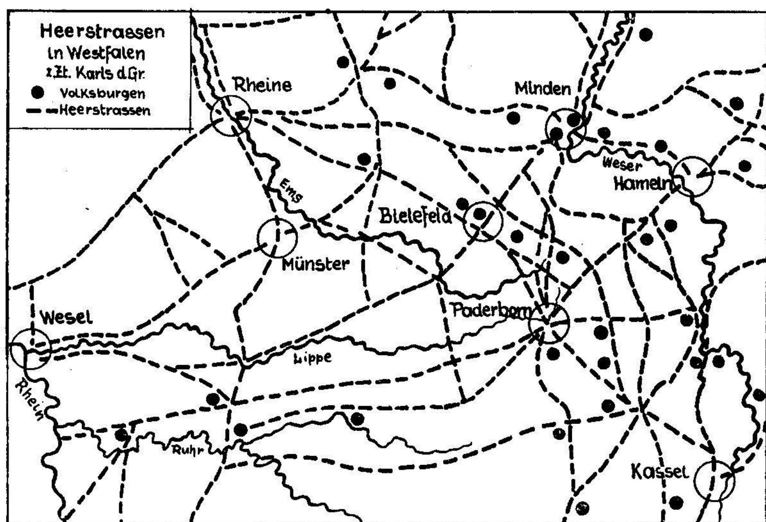
Für die Bronzezeit ergibt sich folgendes Straßennetz:

Die Hauptstraße von Norden nach Süden ging östlich der Weser von Bremen über Verden nach Nienburg, wandte sich von dort zum Tal der Leine, das etwa bei Neustadt erreicht wurde und zog sich dann im Leinetal nach Süden bis zur Werra.

Westlich der Weser gab es eine Parallelstraße, die etwa von Delmenhorst-Harpstedt nach Minden führte. Von dort wandte sie sich

nach Südwesten, überwand bei Bielefeld den Teutoburger Wald und lief zur Lippe. Eine östliche Parallelstraße führte von der Elbe über Lüneburg, Ülzen in Richtung auf Braunschweig und dem Okertal folgend nach Süden.

In westöstlicher Richtung führte die nördlichste Straße vom Rhein bis zur Ems etwa bei Lingen oder Rheine, von dort weiter nach Harpstedt-Delmenhorst. Die südlich davon gelegene Straße führte von der Lippe über Bielefeld nach Minden, wie schon erwähnt. Weiter südlich



Die vorgeschichtlichen Straßen in den Sachsenkriegen Karls des Großen. (Nach H. Krüger: Korrespondenzblatt des Gesamtvereins 1932.)

zog sich die Lippestraße über Paderborn, Horn, zur Weser nach Hameln und von dort weiter zur Leinestraße, die sie etwa bei Saarstedt oder Elze erreichte, dann wurde Hildesheim berührt und über Oschersleben die Elbe erreicht. Etwas nördlich davon zog sich eine West-Oststraße von Hannover über Braunschweig nach Magdeburg hin.

Der Kern dieses Straßennetzes lag in dem Raum Braunschweig—Hannover—Minden—Bielefeld—Paderborn—Hameln—Hildesheim. Die beherrschenden Gebirgszüge sind der Teutoburger Wald, das Wiehengebirge, Süntel und Deister, im Süden der Solling, der Habichtswald, der Kaufunger Wald und das Eichsfeld.

Das Straßennetz zur Zeit Karls des Großen ist wesentlich ent-

wickelter als das der Bronzezeit. Für unsere Betrachtungen kommen folgende Straßen in Frage:

Beiderseits der Weser laufen von Norden herkommend zwei Parallelwege bis zur Porta Westfalica. Hier stoßen beide auf den Hellweg, der nach Westen nördlich vom Wiehengebirge zur Haase und zur Ems bei Rheine, von dort zur Lippe und nach Wesel, nach Osten nördlich von der Weserkette, den Bückebergen und dem Deister nach Hannover führt. Er teilt sich etwa bei Gehrden und der abgeteilte Straßenzweig führt nach Nordosten über Celle nach Ülzen und Lüneburg.

Südlich des Wiehengebirges zieht sich eine Straße von Rheine über Osnabrück zur Mündung der Werre in die Weser, überschreitet den Fluß etwa bei Vlotho, um auf dem nordöstlichen Ufer bis Hameln zu führen, wo die schon zur Bronzezeit begangene Straße Paderborn—Hameln—Saarstedt bzw. Elze erreicht wird.

Von Osnabrück führt nordöstlich vom Teutoburger Wald eine Straße nach Detmold und weiter über Horn-Drieburg nach Marsberg an der Diemel.

Südlich bzw. westlich vom Teutoburger Wald führt eine Straße von Rheine nach Paderborn und weiter nach Marsfeld (der alten Eresburg). Eine Parallelstraße läuft von Münster nach Paderborn. Rheine und Münster sind durch die von Norden nach Süden, an der Ems verlaufende Straße verbunden, die die Lippe westlich von Hamm erreicht, um nach Dortmund zur Ruhr weiter zu laufen. Die Lippestraße über Paderborn nach Osten hat eine Abzweigung bei Paderborn, die bei Drieburg das Eggegebirge überwindet und weiter nach Höxter führt, dort die Weser überquert und in einen von Marsberg kommenden, über Holzminden führenden nach Osten zur Leine abbiegenden Weg mündet.

Es gibt noch eine Reihe von Querverbindungen zwischen den Hauptstraßen. Von diesen ist für uns wichtig der Weg von Paderborn nach Lage, der durch die Dörenschlucht führt. Von Lage geht der Weg weiter nach Vlotho und Rehme an der Weser.

Der Teutoburger Wald wird überwunden im Paß von Bielefeld, in der Dörenschlucht, im Paß von Horn-Kohlstedt und im Paß von Drieburg. Das Wiehengebirge wird von Minden her über Barkhausen in Richtung auf Rehme überwunden. Über die Weserkette dürfte von Rinteln her ein Weg auf Bückeburg geführt haben, um die südlich und westlich der Weser laufenden Straßen mit dem Hell-

weg Minden—Hannover zu verbinden. Die Porte Westfalica ist sicherlich zu Karls Zeit unwegsam gewesen, aber es wird ein Weg über Hausberge östlich des Jakobsberges, über das Gebirge nach Norden geführt haben.

Der Kern des Straßennetzes lag zwischen Hannover, Minden, Rheine, Münster, Paderborn, Marsberg und Kassel.

Man erkennt aus einem Vergleich der Straßennetze der Bronzezeit und der Zeit Karls des Großen, soweit sie aus Funden festgelegt werden konnten oder als wahrscheinlich anzunehmen sind, die militärische Wichtigkeit des vom Teutoburger Wald und dem Eggegebirge im Süden und Westen, vom Wiehengebirge und den anschließenden Wesergebirgen im Norden, sowie dem Leinetal im Osten gebildeten Dreiecks, durch das alle entscheidenden Wege zwischen Weser und Elbe, nördlich vom Harz beherrscht werden. Die von Bremen zur Elbmündung laufende Straße ist für unsere Betrachtung ohne Belang.

H. Krüger hat in seiner Geschichte des Straßenwesens folgende für uns wichtige zum Teil durch römische Münzen belegte Straßen festgestellt.

Von Süden nach Norden führend die schon früher genannte Straße von Frankfurt durch die Wetterau und die hessische Senke zum Fritzlarer-Kasseler Becken. Diese Straße führte also in das Herz des Chattenlandes. Sie führte dann weiter über Kassel und Hofgeismar zur Diemel und von dort zur Weser nach Karlshafen und Herstelle. Bei Herstelle mußte die Weser überwunden werden, da, wie Krüger feststellt, am Westufer der Weser eine fahrbare Verbindung nach Norden nicht vorhanden war. Diese wurde erst 1832/36 gebaut.

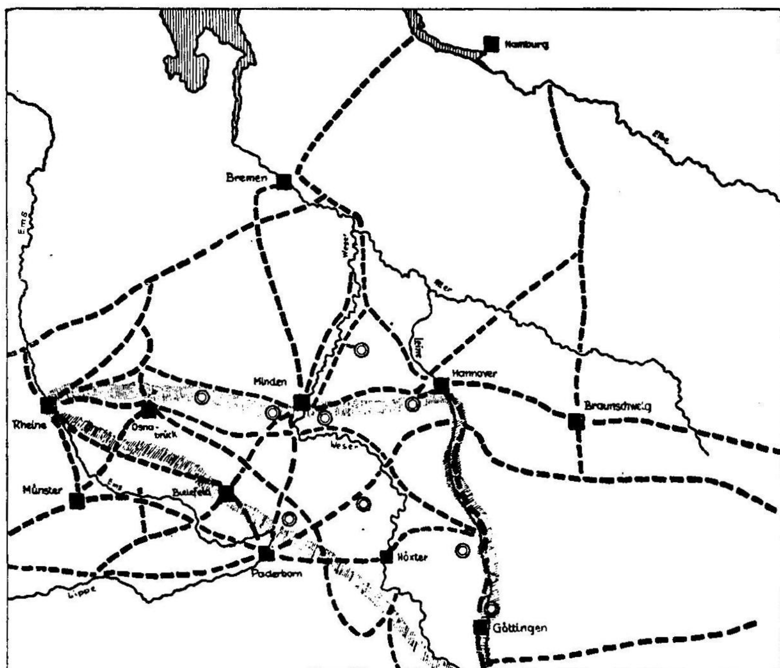
Vom Kasseler Becken her führten, wie Krüger feststellt, mehrere Straßen „durch das kleinzellige Gebirgsmosaik des Leineberglandes" zum Leinetal, wo sie sich in der bekannten Nord-Südstraße vereinigten. Parallelwege führten von Hildesheim über Lamspringe und Gandersheim nach Northeim und von Braunschweig über Seesen nach Northeim. Die Leinestraße führte nach Süden über den Eichenberger Paß ins obere Werratal und von dort weiter nach Mainz. Es ist dies die 1202 belegte alte Königsstraße, die „Via Regia".

Als West-Oststraßen gibt Krüger zwei Straßen an, den alten westfälischen Hellweg, der von Höxter über Holzminden den Solling nördlich umrandet und eine Straße, die von der Weser bei Hameln

kommend zwischen Ith und Hils, vorbei an Vogler und Elfas ins Leinetal mündet.

Es ist als wesentlich festzustellen, daß es zwischen Herstelle und Höxter an der Weser keine Straßenverbindungen gegeben hat.

Von größter Bedeutung ist nun, daß die Vorgeschichtsforschung bei der Untersuchung der in den Wesergauen zahlreich vorhandenen



Das strategische Weserdreieck mit den Heerstraßen, die für die Zeit des Arminius vorausgesetzt werden dürfen, und mit den cheruskischen Sperrburgen (Doppelkreise). Das Weserdreieck ist durch Schraffur herausgehoben.

Burgwälle einige als sicher aus der Zeit des Arminius stammend nachweisen konnte. Diese Burgen liegen auffallenderweise so nahe an einigen der vorhin genannten Wege, daß sie als Sperrburgen gedient haben müssen.

Leider steckt die Untersuchung der alten Burgwälle noch im Anfang. Jedoch ist bereits erkannt worden, daß es sich bei den Burgen aus germanischer Zeit nicht, wie man früher annahm, um Fluchtburgen handelt, in die die angegriffenen Germanen sich mit Weib

und Kind, Vieh und fahrender Habe zurückgezogen haben sollen, die Burgen sind vielmehr nach strategischen Gesichtspunkten zur Verteidigung des Landes und zur Sperrung der Hauptwege angelegt worden. Sie kennzeichnen durch ihre Lage also auch die Hauptverkehrswege.

Das strategische Weserdreieck, das man mit den heutigen Städten Hannover, Minden, Osnabrück, Bielefeld, Detmold, Kassel, Göttingen; Hildesheim festlegen kann, war durch folgende aus der Zeit des Arminius stammende Burgen gesichert:

Die Burg von Gehrden bei Hannover,
das Nammer Lager an der Porta Westfalica östlich der Weser,
die Wittekindsburg westlich von Minden im Wiehengebirge.
die Babilonie bei Lübbecke im Wiehengebirge,
die Grotenburg bei Detmold im Teutoburger Wald,
die Herlingsburg bei Schieder in Lippe-Detmold,
die Altenburg bei Niederstein in der Nähe von Kassel, das von Tacitus erwähnte Mattium der Chatten,
die Vogelsburg im Kreise Northeim und
der Hünstollen bei Holzerode, Kreis Göttingen.

Die Burg von Gehrden deckte die Straßengabelung westlich von Hannover, wo der Weg nach Nordosten über Celle und Ülzen nach Lüneburg von dem westöstlichen Hellweg, nördlich vom Deister abbog.

Das Nammer Lager sicherte den gleichen Hellweg und die von uns angenommene Querverbindung von Rinteln und dem Weg an der Weser zu dem Hellweg.

Die Wittekindsburg deckte sowohl den Hellweg westlich der Weser wie auch die schon für die Bronzezeit belegte große Nord-Südstraße, die über Minden—Bielefeld führte.

Die Babilonie beherrschte den Hellweg nördlich des Wiehengebirges ebenso wie die Parallelstraße südlich des Bergzuges von Osnabrück nach Vlotho.

Die Grotenburg bei Detmold deckte sowohl die Dörenschlucht und damit den Weg von Paderborn nach Vlotho, als auch den Paß von Horn.

Die schon aus der Bronzezeit stammende große Straße von der Lippe über Paderborn nach Hameln wurde durch die Herlingsburg bei Schieder beherrscht.

Das Kasseler Becken und damit der von Süden herkommende Weg wurde von der Altenburg gesichert.

Die im Leinetal verlaufende große Nord-Südstraße wurde durch den Hünstollen und die Vogelsburg beherrscht.

Das strategische Dreieck an der Weser, durch das alle in Frage kommenden Straßen hindurchliefen, war also durch Befestigungen in starkem Maße gesichert. Nach der Lage der Burgen muß man als die Hauptwege zur Zeit des Arminius den Hellweg nördlich des Wiehengebirges, der Bückeberge und des Deisters, den Nord-Südweg von der Weser bei Minden über Rehme, Herford und Bielefeld zur Lippe, den Weg von Rehme über Vlotho durch die Dörenschlucht nach Paderborn, die Straße von Paderborn durch den Paß von Horn nach Hameln und den Nord-Südweg vom Kasseler Becken zum Leinetal über Göttingen, Nordheim nach Hildesheim bzw. Hannover ansehen.

Um dieses strategische Weserdreieck mit seinem Straßennetz ist sicher schon der Kampf des Drusus und des Tiberius gegangen. In diesem Weserdreieck stand auch das Heer des Varus im Jahre 9. Da die ausgebaute Etappenstraße an der Lippe mit dem Kastell Aliso dem römischen Heer als Rückhalt diente, ist anzunehmen, daß das Sommerlager des Varus in dem strategischen Weserdreieck so angelegt war, daß es möglichst viele Straßen, vor allem aber die Hauptwege beherrschte. Man müßte dieses Standlager entweder bei Hameln suchen, wo es den Weg Paderborn/Hameln—Leinetal beherrscht hätte, oder aber in der Nähe von Vlotho, wo die Wege Paderborn, Dörenschlucht, Vlotho und Lippe/Bielefeld, Rehme, Minden beherrscht werden konnten. Da der Hellweg nördlich des Wiehengebirges und der Weserkette eine wichtige Rolle gespielt haben muß, und von einem bei Vlotho oder Rinteln liegenden römischen Lager auch diese Straße in einem Tagesmarsch leicht erreicht werden konnte, ist der Standort des Varuslagers mit größerer Wahrscheinlichkeit zwischen Rehme, Vlotho und Rinteln zu suchen. Die Annahme, daß sich das Lager bei Minden befunden hat, ist weniger wahrscheinlich, denn von dort konnte die Straße Paderborn/Hameln nicht beherrscht werden, während ein Lager zwischen Rehme und Rinteln auch diesen Weg einigermaßen sichern konnte. Bei Minden hätte sich das Sommerlager auch nicht in dem strategischen Weserdreieck sondern an seiner nördlichen Seitenlinie befunden.

Das zweite römische Heer unter Asprenas im Lande der Chatten dürfte sein Sommerlager im Kassel-Fritzlarer Becken, wohl in der Nähe der Altenburg gehabt haben, die Mattium, der Hauptort der

Chatten gewesen sein soll. Es sicherte dort die Wege von Mainz und Koblenz zur Weser und zur Leine.

Die germanischen Burgen sind bisher nur ungenügend durch Ausgrabung untersucht worden. Soweit solche Ausgrabungen aber stattgefunden haben, ergab sich ein Bild von der hochentwickelten Festungsbaukunst der Germanen. Die Untersuchung der Vogelsburg durch Professor Ulrich Kahrstedt, Göttingen ergab eine stattliche Befestigung, die aus einem ovalen Innenwall von 180 mal 100 Metern, einem Außenwall in Dreieckform mit Seitenlängen von 250 bis 270 Metern und einem Vorwall, der in halber Höhe den Berg umzog und 9 Hektar an Fläche umfaßte, bestanden hat. Die Wälle haben heute noch eine Höhe bis zu 7 Metern über dem Graben. Die Germanen hatten zunächst, um eine Baufläche zu erhalten, den Buchenwald, der den Berg bestand, verbrannt. Der Hauptwall bestand aus einer Holzsteinmauer, d. h. die aufgeschichteten Steine wurden durch ein Holzwerk zusammengehalten. Dieses bestand aus zwei Pfostenreihen, eine an der Wallfront und eine im Innern der Mauer. Die Holzpfosten standen in einem Abstand von $1^1/_2$ bis 2 Metern. Die Mauer selbst war 4 Meter hoch. Auf ihr befand sich ein Wehrgang, von dem noch das Pflaster aus säuberlich gelegten Steinplatten gefunden werden konnte. Nach innen hatte der Wall keine Versteifung, sondern eine Böschung. Vor dem Hauptwall lief ein Spitzgraben von 4 Meter Breite und über 2 Meter Tiefe. Der Innenwall war ähnlich gebaut, hatte gleichfalls einen gepflasterten Wehrgang, aber keine Mittelversteifung durch Holzpfosten. Das Tor im Innenwall hatte einen großen Vorhof von 7 mal 7 Meter, der durch die nach innen einschwingende Mauer gebildet wurde. Das Tor selbst war 3 Meter breit. Die Auffahrt war planiert und teilweise gepflastert. Bezeichnenderweise ist der Vorwall nicht fertig gebaut worden, eine Erscheinung, die sich übrigens auch bei andern germanischen Burgen findet. Man kann daraus schließen, daß der Vorwall sich noch im Bau befand, als die letzten Kämpfe zwischen Arminius und Germanicus um das strategische Weserdreieck stattfanden, und daß man nach dem Jahre 16 auf die Fertigstellung der Befestigung verzichtete, da die Römer sich endgültig hinter den Rhein zurückgezogen hatten. In der Burg selbst wurden keine Siedlungsspuren, dagegen Kochgruben gefunden. Die Burg ist also nicht dauernd bewohnt worden, sondern hat nur zeitweise eine Besatzung gehabt, die offenbar nur in leichten Unterkünften oder in Zelten hauste.

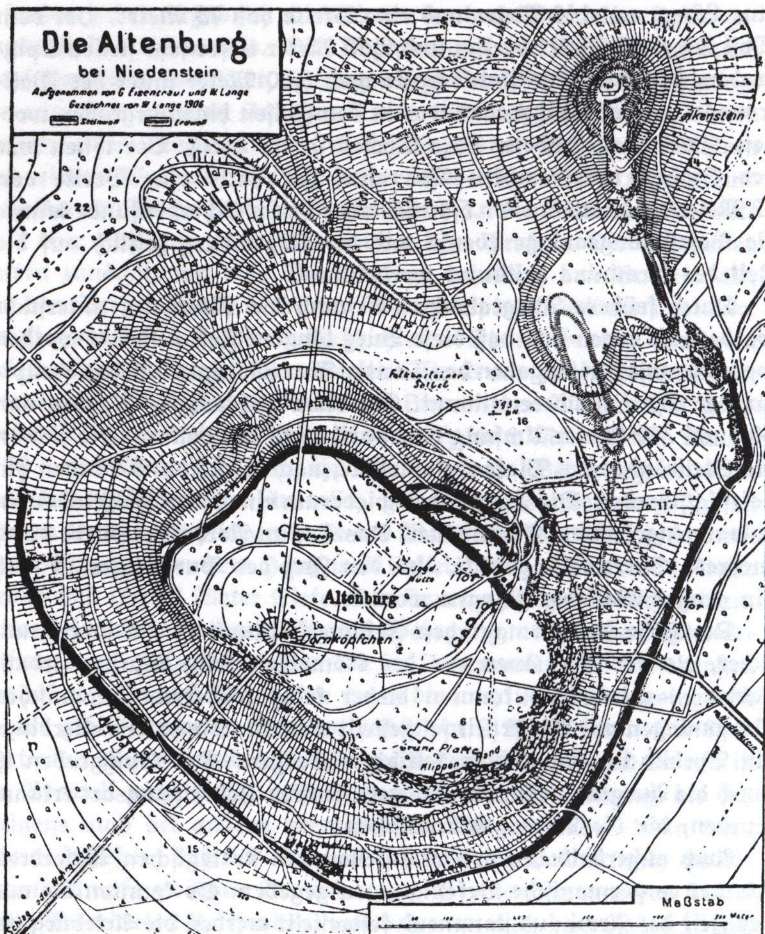
Die Burg auf dem Gehrdener Berg ist von Professor Jacob Friesen, Hannover, durch Ausgrabungen untersucht worden. An einen Steilabfall gelehnt zog sich die Wallfront halbkreisförmig nach Südosten. Sie umfaßte eine Fläche von einem Hektar. Die Burg hatte eine Länge von 140 Meter und eine Breite von 75 Meter. Vor dem Wall lag ein 3 Meter breiter und 2,50 Meter tiefer sehr steiler Spitzgraben, dessen tiefster Punkt heute noch 5,80 Meter unter der Wallkrone liegt. Der Spitzgraben war in den Felsen hineingegraben worden. Zwei ausgegrabene Tore führten in die Burg. Vor ihnen war der Graben unterbrochen. Das eine Tor hatte eine Breite von 12 Metern, das andere von 5,50 Metern. Durch Scherbenfunde konnte die Befestigungsanlage ebenso wie die Vogelsburg zeitlich auf die Zeit des Arminius bestimmt werden.

Durch frühere Ausgrabungen ist auch die Altenburg untersucht worden. Es ergab sich, daß diese Burg längere Zeit besiedelt worden war, was mit den Angaben des Tacitus über Mattium als dem Hauptort der Chatten übereinstimmt. Ein etwa rechteckiges Plateau von 500 mal 300 Meter Umfang war durch eine Umwallung, die sich an die Steilränder des Plateaus anlehnte, nach Westen und Norden hin befestigt worden. Die Mauer war wiederum eine durch Holzeinbauten zusammengehaltene Steinmauer. Das Tor im Nordosten wurde durch mehrere Sperrwälle gedeckt. Um den Fuß des Burgberges ist noch ein großer Wallring gezogen worden.

Die Höhe der germanischen Festungsbaukunst ist um so erstaunlicher, als die Germanen vor der Römerzeit keine Burgen erbaut haben — wenigstens konnten bisher keine früheren germanischen Burganlagen mit Sicherheit festgestellt werden. Sie hatten allerdings ein Vorbild in den großen keltischen Burgen. Der Spitzgraben ist durch die Ausgrabungen als eine germanische Befestigungsart erkannt worden, die die Römer übernahmen.

Auch außerhalb des von uns genannten strategischen Weserdreiecks hat es germanische Befestigungen gegeben. So konnten als aus der Zeit des Arminius stammend festgestellt werden die Arkeburg bei Goldenstedt, Amt Vechta, die Heidenschanze bei Sievern im Kreise Lehe, der Höhbeck bei Gartow im Kreis Lüchow, die Düsselburg bei Stadt Rehburg, Kreis Nienburg und der sich daran anschließende Angrivarierwall, der bei dem Dorf Leese durch Professor Schuchhardt ausgegraben wurde. Auch diese Befestigungen deckten und beherrschten wichtige Straßen.

Die Arkeburg, Amt Vechta, dürfte die von der Ems zur Haase und weiter nach Bremen führende schon für die Bronzezeit belegte Straße gesichert haben.



Die Burg bei Sievern, nördlich von Bremerhaven, wird eine der Küste folgende von der Wesermündung zur Elbemündung führende Straße beherrscht haben.

Der Höhbeck deckte den Übergang über die Elbe bei Lenzen.

Die Düsselburg und der Angrivarierwall beherrschten die östlich

der Weser von Norden nach Süden führende Straße, die man noch als zu dem Straßennetz des strategischen Weserdreiecks gehörend ansprechen muß.

Im Hessenland gab es gleichfalls ein nach strategischen Gesichtspunkten angelegtes Befestigungssystem, das die Hauptwege deckte. Nach den Feststellungen von Dr. F. Kutsch, Museumsdirektor in Wiesbaden, gehörten dazu der Dünsberg bei Gießen, der Hausberg von Butzbach, der Almerskopf bei Merenberg, der Heunstein bei Dillenburg, der Stoppelberg bei Wetzlar, die Dornburg und das Heidenhäuschen bei Hadamar, Althöfermauer und Goldgrube, sowie der Altkönig im Taunus. Der Forscher, der vor allem den Heunstein bei Dillenburg untersucht hat, wobei er drei Bauperioden fand, von denen die beiden ersten in die augustäische Zeit, die dritte in die Zeit des Chattenkrieges Domitians im Jahre 83 gehörten, stellt fest, daß die Burgen immer an wichtigen Straßenpunkten oft paarweise liegen, z. B. Dünsberg-Stoppelberg, Almerskopf-Höhburg, Dornburg-Heidenhäuschen. Sie flankieren oder sichern danach in langer Kette vom Taunus bis zur Wetterau die Straßen vom Rhein nach Mitteldeutschland.

Dieses Befestigungssystem, dessen große strategische Gesichtspunkte nicht zu verkennen sind, hat zur Zeit des Arminius offenbar keine Rolle gespielt, wie wir aus dem Fehlen irgendwelcher Angaben über Kämpfe um die Burgen oder die von ihnen gedeckten Straßen schließen dürfen. Ein Beweis mehr, daß der Kampf damals um das strategische Weserdreieck ging. Im Chattenkrieg des Domitian, über den wir nur wenig wissen, mögen diese Festungen dagegen den Germanen gute Dienste geleistet haben. Das geht daraus hervor, daß eine Burg, wie der Heunstein, damals besonders gut befestigt wurde. Diese Festungsanlage ist nach dem Ausgrabungsbefund systematisch zerstört, vielleicht von den Römern geschliffen worden.

Mit der Bezeichnung „aus der Zeit des Arminius stammend“ soll nicht gesagt sein, daß die Burgen des Weserdreiecks erst von Arminius angelegt worden wären. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß die Stämme des Istwäonenbundes ihre Sperrbefestigungen schon gegen Drusus und Tiberius errichtet haben. Ein Ausbau des Befestigungssystems könnte auf Arminius Befehl erfolgt sein. Dann aber gewiß erst nach der Schlacht im Teutoburger Walde. Sicher ist, daß Arminius sich die vorhandenen oder auch auf seine Anweisung hin errichteten Befestigungen zunutze gemacht hat.

Auf die verschiedenen Thesen einzugehen, die über den Marsch der Legionen des Varus und über die Orte der Schlacht aufgestellt worden sind, erscheint müßig. Selbst wenn die Schlacht nicht in der Dörenschlucht und auf dem Winnfeld stattgefunden haben sollte, sondern wie manche Forscher meinen, in der Nähe von Osnabrück, ergibt sich für eine Untersuchung über die Kriegskunst des Arminius kein wesentlich anderes Bild. Entscheidend ist die Feststellung, daß das römische Heer in dem strategischen Weserdreieck gestanden hat, und daß es auf dem Rückmarsch zu den Winterlagern am Rhein von Arminius in einer Schlacht mit verkehrter Front vernichtet wurde. Aus den späteren Mitteilungen über die Auffindung der drei Legionsadler, die in der Schlacht verlorengingen, bei den Marsern, den Brukterern und den Chatten geht die Beteiligung dieser Stämme an der Schlacht hervor. Arminius war also damals schon der Führer einer Gruppe von Stämmen des Istwäonenbundes.

Folgen der Niederlage des Varus

Die Vorgänge nach der Schlacht im Teutoburger Walde sind uns durch den byzantinischen Historiker Zonaras bekannt. Er sagt:

„Die Barbaren erstürmten sämtliche Kastelle außer einem. Dies aber hielt sie lange auf, so daß sie weder den Rhein überschritten, noch nach Gallien einfielen. Doch konnten sie nicht einmal dies eine in ihre Gewalt bringen, denn sie verstanden sich nicht auf den Festungskrieg. Außerdem hatten die Römer zahlreiche Bogenschützen zur Verfügung, von denen die Barbaren unter starken Verlusten zurückgescheucht wurden. Als sie dann die Nachricht erhielten, daß die Römer die Rheinlinie behaupteten und Tiberius mit einem starken Heere im Anmarsch sei, zog die Mehrzahl von dem Kastell ab; die übrigen zogen sich von ihm zurück, um nicht durch plötzliche Ausfälle der Besatzung geschädigt zu werden und beschränkten sich darauf, die Anmarschwege scharf zu beobachten, in der Hoffnung, die Römer aus Mangel an Lebensmitteln zur Ergebung zu bringen. Die römische Besatzung aber harrte, solange sie ausreichend Proviant hatte, auf ihrem Posten aus, da sie auf Entsatz hoffte. Als aber von keiner Seite Hilfe kam und sie der Hunger quälte, da paßten sie eine stürmische Nacht ab und rückten aus. Es waren nur noch wenig Soldaten, doch um so mehr Unbewaffnete. Sie kamen auch glücklich an dem ersten und zweiten Wachposten der Feinde vorbei, als sie aber in die Nähe des dritten kamen,

wurden sie bemerkt, da die Weiber und Burschen aus Erschöpfung und Angst bei der Finsternis und Kälte andauernd die waffenfähige Mannschaft zurückriefen. Sie wären auch wirklich samt und sonders getötet oder doch gefangen worden, wenn sich die Barbaren nicht beim Raub der Beute aufgehalten hätten. So aber gewannen die rüstigen Römer einen bedeutenden Vorsprung und die Trompeter, die bei ihrer Truppe waren, bliesen einen Marsch mit schnellem Tempo und erweckten so beim Feinde den Glauben, daß sie von Asprenas als Ersatz geschickt seien. Daher hielten die Feinde mit ihrer Verfolgung inne und Asprenas, der von der Sache Meldung erhalten hatte, kam den Flüchtigen wirklich zu Hilfe."

Diese sehr farbige Schilderung ist aus Velleius zu ergänzen. Dieser teilt mit, daß der Legat L. Asprenas seine beiden Legionen rechtzeitig nach Niedergermanien in die Winterquartiere führte und dadurch die diesseits des Rheines in ihrer Treue wankenden Stämme in ihrer Ergebenheit gegen Rom bestärkte. Es heißt bei Velleius dann weiter:

„Anerkennung verdient auch die Tüchtigkeit des Lagerkommandanten L. Caedicius und derer, die mit ihm zusammen in Aliso durch riesige Mengen von Germanen eingeschlossen wurden. Unter Überwindung aller Schwierigkeiten, die der Mangel an Lebensmitteln unerträglich und den Ansturm der Feinde unüberwindlich machte, faßten sie weder übereilte Entschlüsse, noch begnügten sie sich mit tatenloser Vorsicht. Sie warteten den geeigneten Moment ab, dann bahnten sie sich mit dem Schwerte die Rückkehr zu den Ihrigen."

Arminius hat also unmittelbar nach der Schlacht im Teutoburger Walde die römischen Kastelle östlich des Rheines angegriffen und die Etappenlinie an der Lippe aufgerollt. Es wurden dabei alle Kastelle bis auf das große befestigte Lager von Aliso erobert. Inzwischen hatte Asprenas mit seinen zwei Legionen die Besatzungen der großen römischen Standlager am Niederrhein verstärkt. Die Besatzung des Kastells Aliso leistete offenbar längere Zeit Widerstand und konnte sich schließlich durch einen Ausfall mit dem zum Entsatz gesandten Heere des Asprenas vereinigen. Das Kastell selbst aber mußte aufgegeben werden.

Wenn Zonaras behauptet, daß die Germanen sich nicht auf den Festungskrieg verstanden, so ist das, von der damals hochentwickelten Belagerungs- und Eroberungskunst der Römer aus gesehen, ein durchaus zutreffendes Urteil. Es ist aber verfehlt, anzunehmen, daß die

Germanen sich auf Belagerungskrieg überhaupt nicht verstanden hätten. Länger als ein halbes Jahrtausend hatten die Germanen schon, bevor sie mit den Römern zusammenstießen, mit den Kelten gekämpft, die Meister in der Anlage von Festungen waren und die sich in ihren ummauerten Bergsiedlungen zähe verteidigten. Wenn die Germanen auch die Entscheidung in offener Feldschlacht gesucht haben werden, wie das ihrer kämpferischen Art entsprach, so haben sie doch sicher in diesen Jahrhunderten mehr als eine keltische Bergfestung berennen müssen. Da die Kelten immer wieder gezwungen waren, den Germanen Land zu überlassen, kann als sicher angesehen werden, daß keltische Festungen erobert wurden. Das ist wohl mehr durch Aushungerung oder durch kühne Handstreiche geschehen, als durch planmäßige Überwindung der Festungswerke. Auch die römischen Kastelle wurden ja, wie Zonaras zugibt, von den Tausendschaften des Arminius erobert, und diese gewiß nicht durch Aushungerung, sondern durch Erstürmung der Festungswerke. Wenn Aliso sich halten konnte, dann wohl nur deshalb, weil es als das Hauptetappenlager der Römer besonders stark befestigt und mit einer zahlreichen Besatzung versehen war. Arminius scheint eine Erstürmung nicht befohlen zu haben, da er wohl wußte, daß die Römer schließlich doch abziehen oder kapitulieren mußten.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob Arminius geplant hat, den Rhein zu überschreiten und die Römer westlich des Stromes anzugreifen. Man könnte ihm zum Vorwurf machen, daß er nicht das Moment der Überraschung benutzte, um sich den Übergang über den Rhein zu erzwingen, und um die römischen Standlager zu berennen, noch bevor Asprenas mit seinen beiden Legionen die Besatzungen in Niedergermanien verstärken konnten. Ein solcher Vorwurf aber wäre verfehlt, denn es ist sicher, daß Arminius die militärische Stärke des römischen Staates kannte. Der Übergang über den Rhein wäre ihm wohl geglückt. Er hätte wohl auch das eine oder andere Lager der Römer durch Handstreich oder Aushungerung erobern können. Selbst wenn er dazu noch mit den beiden Legionen des Asprenas fertig geworden wäre, hätte ihm ein solches Unternehmen nicht sehr viel genützt. Die Schlacht im Teutoburger Walde fand im Spätherbst des Jahres 9 statt. Der Winter stand also vor der Tür, so daß die Kämpfe, wie es den damaligen Gepflogenheiten und Möglichkeiten entsprach, sehr bald hätten abgebrochen werden müssen. Arminius also konnte nicht verhindern, daß die Römer ein neues Heer aufstellten, mit dem

er es dann spätestens im folgenden Jahre zu tun bekam. Tatsächlich hat der Kaiser Augustus auch sofort ein Heer aufstellen lassen, das er unter dem Befehl seines fähigsten Feldherrn, Tiberius, noch im Jahre 9 in Eilmärschen nach Germanien, d. h. an den Rhein entsandte.

Der Verzicht auf einen Rheinübergang war also ein Gebot der Klugheit. Arminius hat sicher damit gerechnet, daß Marbod, dem er als Zeichen seines Sieges und als Aufforderung, nun auch seinerseits in den Krieg gegen Rom einzugreifen, den Kopf des Varus schickte, die Gunst der Stunde nützen würde. Der Bund der Sweben und der Bund der Istwäonen miteinander vereint, durften es wohl wagen, das Römerreich anzugreifen.

Wir erinnern uns, daß Tiberius zwölf Legionen zu einem Feldzug gegen Marbod für nötig gehalten hatte. Soviel Legionen gab es aber nach der Schlacht im Teutoburger Walde am Rhein und an der Donau nicht mehr. Da Arminius es in den Jahren 15 und 16 mit acht römischen Legionen aufnahm, und da er den Kampf mit diesem Heere siegreich bestand, hätten die Römer, um Arminius und Marbod gleichzeitig zu bekriegen, wenigstens 20 Legionen aufbieten müssen. Das hätte fast der ganzen römischen Streitkraft entsprochen, soweit sie damals unter Waffen und für Europa verfügbar war. Gewiß konnten die Römer neue Legionen aufstellen, aber auch die Germanen wären imstande gewesen, weitere Heere in den Kampf zu führen. Das Bündnis mit Marbod war also politisch und militärisch wohl durchdacht und hätte durchaus zum Erfolg führen können.

Als Marbod sich der Forderung des Cheruskers versagte, mußte Arminius auf einen Angriff verzichten und sich militärisch auf einen Verteidigungskrieg beschränken. Dieser Verteidigungskrieg aber mußte anders geführt werden als zwei Jahrzehnte vorher gegen Drusus und Tiberius. Die Römer hatten zwar all ihre Stützpunkte östlich des Rheines verloren, aber sie waren stark genug, das verlorene wieder zurückzugewinnen, wenn nicht von Arminius Vorsorge getroffen wurde. Die Methoden der römischen Kriegsführung waren Arminius bekannt. Ebenso ist ihm die Schwäche, die sich in der germanischen Landesverteidigung offenbart hatte, gewiß nicht verborgen geblieben. Es mußte also Abhilfe geschaffen, d. h. die Landesverteidigung mußte auf neue Grundlagen gestellt werden. Es ist für die militärische und politische Genialität des Arminius kennzeichnend, daß ihm dies gelang.

Die Neuordnung des Heereswesens und der Landesverteidigung durch Arminius

Über die Neuordnung des germanischen Heereswesens und der Landesverteidigung durch Arminius haben wir keine unmittelbaren Nachrichten. Wir sind aber diesmal nicht allein darauf angewiesen, aus der militärpolitischen Lage und den allgemeinen Grundlagen des germanischen Lebens unsere Schlüsse zu ziehen, da uns das Verhalten der römischen Heerführer zu Hilfe kommt, das uns wenigstens mittelbar einige wesentliche Hinweise gibt und den Wahrscheinlichkeitsgrad unserer Schlüsse entscheidend erhöht.

Vom Ende des Jahres 9 ab führt Tiberius, der so oft bewährte, hervorragende Feldherr, den Oberbefehl über die Legionen am Rhein. Wie stark dieses Heer war, sagen uns die Überlieferungen nicht. Aber wir dürfen annehmen, daß es acht Legionen gewesen sind, die in den großen Kastellen am Rhein lagen, denn mit acht Legionen führt Germanicus, der vorher unter dem Befehl des Tiberius stand, vom Jahre 14 ab seine Feldzüge gegen Arminius. Die vor der Schlacht im Teutoburger Walde übliche Zahl der rheinischen Legionen betrug fünf, im Höchstfalle sechs. Nach der Niederlage des Varus halten die Römer also eine beträchtliche Verstärkung ihres Heeres für notwendig. Tiberius baut außerdem die Befestigungsanlagen am Rhein aus. Er rechnet mit einem germanischen Versuch, den Rhein zu überschreiten.

Im Jahre 10 wartet Tiberius die Entwicklung ab. Er lag, wie Zonaras sagt, „still auf der Lauer, damit dies (den Übergang über den Rhein) nicht etwa die Barbaren täten. Aber auch diese wagten nicht herüberzukommen, denn sie hatten erfahren, daß er an Ort und Stelle sei".

Im Jahre 11 fielen nach der Mitteilung des Dio „Tiberius und Germanicus, letzterer mit der Amtsgewalt eines Prokonsuls, in Germanien ein und verwüsteten einzelne Striche des Landes, doch erfochten sie nirgends einen Sieg in einer Schlacht, denn kein Feind stellte sich ihnen, und sie unterwarfen kein einziges Volk. Denn aus Furcht, aufs neue in eine Falle zu gehen, rückten sie nicht weit vom Rhein fort, sondern blieben bis zum Herbst dort in der Nähe, dann kehrten sie ... zurück."

Die Römer setzen also ihre Taktik des Abwartens fort. Sie versuchen allerdings, die Germanen herauszufordern, aber auch diese verhalten sich abwartend. Es geht aus Dio klar hervor, daß die am

Rhein lebenden Stämme des Istwäonenbundes sich nicht, wie sie das zwei Jahrzehnte vorher getan hatten, zum Kampf stellten. Sicherlich hatten sie beim Angriff des Tiberius ihre waffenfähige Mannschaft aufgeboten und sich mit ihr zurückgezogen. Die Mitteilungen des Dio besagen also auch, daß es den Römern nicht gelang, die Aufgebote der Stämme an ihren Sammelorten zu fassen und zu vernichten, wie wir es für die zwei Jahrzehnte vorher durchgeführten Kämpfe als wahrscheinlich erschlossen haben.

Es ist sicher anzunehmen, daß Tiberius die schon einmal bewährte Taktik, jeden Stamm für sich zu schlagen und zum Frieden zu zwingen, erneut anzuwenden versucht haben wird. Das Verhalten der Germanen, die einen Kampf vermeiden, obwohl die Römer ihr Land verwüsten, und während der Erntezeit in den Gauen östlich des Rheins stehen bleiben, kann nur auf die Anordnung ihrers Führers Arminius zurückgeführt werden. Hier ist ein starker Hinweis auf die Art der von Arminius durchgeführten Heeresneuordnung vorhanden, der durchaus eindeutig ist. Man muß wissen, was es für Bauern — und die Germanen waren ja mit ihrer Ackerscholle aufs engste verwurzelte Bauern — bedeutet, auf ihre Ernte zu verzichten.

Tiberius kehrt schließlich nach Rom zurück, um den bis dahin aufgeschobenen Triumph über die Pannonier und Dalmatier zu feiern, nicht über die Germanen, was Velleius besonders empört. Nach Velleius soll nämlich Tiberius „die Kräfte der Feinde durch Züge des Landheeres und der Flotte erschüttert" haben. Aber Velleius wird unzuverlässig, wenn es um den Ruhm des von ihm vergötterten Feldherrn Tiberius geht. Aus seiner Darstellung ergibt sich jedoch, daß Tiberius sich damals ein größeres Verdienst durch die Sicherung des Rheines, durch Befestigung der Kastelle und durch die Ordnung der schwierigen Verhältnisse in Gallien erwarb als durch den Kampf mit den germanischen Stämmen.

Sehr aufschlußreich ist das, was Sueton über Tiberius und sein Verhalten im Jahre 11 sagt:

„Als er im folgenden Jahre Germanien aufs neue bekriegte, traf er, in der Erkenntnis, daß die Niederlage des Varus durch die Gedankenlosigkeit und Unachtsamkeit des Feldherrn verursacht sei, einzelne Anordnungen nach der Meinung eines Kriegsrates. Während er sonst immer seinem eigenen Urteile folgte und sich allein genug war, besprach er sich damals, ganz gegen seine Gewohnheit, mit mehreren anderen über die Methode der Kriegführung. Auch be-

stätigte er eine noch strengere Sorgfalt als gewöhnlich. Als er den Rhein überschreiten wollte, ließ er das ganze Gepäck, für das eine bestimmte Norm festgesetzt war, nicht eher hinüber, als bis er, am Ufer haltend, die Lasten der Fuhrwerke hatte untersuchen lassen, damit nur Dinge, die erlaubt oder notwendig waren, mitgenommen würden. Jenseits des Rheins aber hielt er die Lebensregel ein, daß er, auf dem bloßen Rasen sitzend, seine Mahlzeiten einnahm, oft ohne Zelt übernachtete und alle Befehle für den folgenden Tag gab (und wenn etwa ein plötzlicher Auftrag zu geben war, schriftlich). Er fügte dabei die Mahnung hinzu, jeder solle, wenn er über etwas einen Zweifel hätte, ihn und keinen andern um Bescheid bitten, selbst zu jeder Stunde der Nacht. Er drang auf strengste Manneszucht und führte Arten von Strafen und Brandmarkungen aus der alten Zeit wieder ein. Er verhängte sogar über den Legaten einer Legion, weil er einige Soldaten mit seinen Freigelassenen über den Fluß auf die Jagd geschickt hatte, eine Ehrenstrafe."

Abgesehen davon, daß Sueton bestätigt, daß die Niederlage im Teutoburger Walde in erster Linie auf das Versagen des Varus zurückzuführen ist, ergibt sich aus seiner Darstellung, wie vorsichtig und zurückhaltend Tiberius seine Operationen führte. Es mögen einige Gefechte, wie sie Velleius und Sueton erwähnen, im Jahre 11 stattgefunden haben, sicher ist jedenfalls, daß die Germanen sich zu keiner Entscheidungsschlacht stellten, daß die einzelnen Stämme ihr Gebiet ohne nachhaltige Verteidigung den Römern überließen, und daß der Feldzug des Tiberius infolgedessen erfolglos verlief.

Für die Jahre 12 und 13 fehlen uns alle Nachrichten. Das dürfte jedoch weniger auf die großen Lücken in der antiken Überlieferung zurückzuführen sein, als vielmehr darauf, daß die Römer auch in diesen Jahren nichts unternahmen, sondern abwarteten. Man wird also geradezu auf die Frage gestoßen: Worauf warteten die römischen Feldherren? Bevor wir diese Frage beantworten, müssen wir die Ereignisse der Jahre 14 bis 16 betrachten. Eine ausführlichere Darstellung der römischen Feldzüge dieser Jahre erfolgt im nächsten Abschnitt, so daß wir uns hier auf die für unsere Frage wesentlichen Erscheinungen beschränken können.

Nach dem Tode des Kaisers Augustus meuterten die acht Legionen am Rhein. Tacitus nennt uns in seinen Annalen die Zahl der Legionen. Noch vor seinem Tode hatte Augustus den Oberbefehl am Rhein dem Germanicus, dem Sohne des Drusus, übertragen. Germanicus führt

die meuternden Legionen wieder zum Gehorsam zurück und unternimmt, offenbar in der Erkenntnis, daß ein längeres Stilliegen die Manneszucht untergräbt, und in dem Willen, die Kampfkraft seiner Legionen zu erproben, einen kurzen Vorstoß über den Rhein. Er läßt eine Brücke über den Strom schlagen und geht mit 12000 Mann von den Legionen, dazu 26 bundesgenössischen Kohorten und 8 Reitergeschwadern, also rund 30000 Mann, über den Strom. Es ist auffallend, daß er von acht Legionen — also 48000 Mann, wenn man nur die römischen Kerntruppen rechnet — nur 12000 über den Rhein führt. Vier Legionen waren möglicherweise an der Meuterei nicht beteiligt, denn Tacitus nennt bei seiner Darstellung der römischen Operationen des Jahres 14 nur die erste, die fünfte, die zwanzigste und die einundzwanzigste Legion. Aber auch von diesen Legionen war nur die Hälfte der Mannschaften an dem Unternehmen beteiligt. Möglich, daß Germanicus seinen Legionären doch noch nicht so recht vertraute und sich deshalb mehr auf die bundesgenössischen Kohorten verließ.

Das römische Heer marschiert in Eilmärschen durch den Caesischen Wald, den wir westlich des Rheins an der Lippe zu suchen haben, und zwar auf einer von Tiberius begonnenen Heerstraße vor, wählt von zwei Wegen, die durch dunkle Bergwälder führen, den ungewöhnlichen und schwierigeren, „weil er von dem Feinde nicht bewacht" war, und überfällt die angeblich ein Fest feiernden, ahnungslosen Marser, die zwischen Lippe und Ruhr lebten. Zu einem Kampf kommt es nicht. Die Römer verwüsten in vier Kolonnen das Land der Marser und zwar in einer Ausdehnung von 50 römischen Meilen, also etwa 75 km, ein Unternehmen, das drei bis vier Tage gedauert haben kann, da kein Widerstand geleistet wurde. Darauf kehrte Germanicus schleunigst wieder zum Rhein zurück. Bevor er aber den Strom erreicht, muß er sich den Rückweg mit dem Schwerte bahnen. Die Brukterer, Tubanten und Usipiter hatten nämlich die Bergzüge besetzt, durch die das Heer zurückmarschieren mußte. Es muß sich um Bergzüge zwischen Lippe und Ruhr gehandelt haben. Nähere Angaben fehlen aber. Jedenfalls geht aus der Darstellung des Tacitus hervor, daß der römische Vorstoß für die Germanen überraschend kam, daß zunächst kein Widerstand geleistet wurde, daß aber schon wenige Tage nach dem Vormarsch der Römer — die Operationen dürften höchstens 14 Tage insgesamt gedauert haben — die Aufgebote der Brukterer, Usipiter und Tubanten, also von Stämmen, die nörd-

lich von der Lippe wohnten, zur Stelle waren, um den Römern den Rückzug zu verlegen. Die Schnelligkeit, mit der die Aufgebote dreier Stämme sich vereinigen und im Rücken des römischen Heeres Stellung beziehen konnten, ist auffallend. Es kann sich also nicht um das gesamte Volksaufgebot gehandelt haben, sondern wohl nur um die junge Mannschaft dieser Stämme, weil diese am beweglichsten und am ehesten abkömmlich war.

Im Jahre 15 greift Germanicus mit zwei Heeren bereits im Frühjahr an. Er stößt mit vier Legionen und 10000 Mann Bundesgenossen, also mit rund 35000 Mann, in das Gebiet der Chatten vor, nachdem er ein Kastell auf der Höhe des Taunus errichtet hatte. Auf dem Vormarsch läßt er feste Wege und Brücken anlegen. Angeblich soll es ihm gelungen sein, die Chatten zu überraschen. Auffallend ist nun, daß Tacitus in seinem Bericht die Jungmannschaft der Chatten besonders erwähnt, von der er sagt, daß sie den Ederfluß durchschwommen und die Römer am Schlagen einer Brücke zu hindern versucht habe. Zu einem entscheidenden Kampf kommt es wiederum nicht, die Germanen ziehen sich wieder zurück. Der römische Feldherr konnte nichts anderes tun, als das Land verwüsten zu lassen und Mattium, den Hauptort der Chatten, zu verbrennen. Das zweite römische Heer unter Caecina in Stärke von vier Legionen und 5000 Mann an Hilfsvölkern, also rund 30000 Mann — immer vorausgesetzt, daß unter den Bundesgenossen bzw. Hilfsvölkern die üblichen Auxiliarkohorten zu verstehen sind, im andern Falle erhöhen sich die Heeresstärken auf 50000 Mann unter Germanicus und 45000 Mann unter Caecina —, stößt gegen die Marser und Cherusker vor. Es marschiert also an der Lippe nach Osten. Die Marser, die demnach nicht durch den Zug des Vorjahres vernichtet worden waren, werden in einem „glücklichen Gefecht" geschlagen, sonst aber kommt es zu keinem Kampf.

Den beiden römischen Heeren stellen sich also die germanischen Aufgebote nicht. Wiederum lassen die Bauern ihre Höfe verbrennen und ihre Aussaat im Stich. Dies Verhalten kann, da es sich mehrfach wiederholt, kein den augenblicklichen Verhältnissen entsprechendes gewesen sein. Es ist vielmehr sicher, daß die Germanen den Weisungen ihres Führers Arminius folgten, wenn sie sich auch jetzt nicht zum Kampf stellten. Andererseits erkennen wir die römische Taktik, die aufs Neue versucht, nur Einzelstämme anzugreifen, nach Möglichkeit überraschend, um die Aufgebote dieser Stämme vereinzelt zu schlagen. Die

besondere Erwähnung der Jungmannschaft der Chatten kann als Hinweis darauf gewertet werden, daß Arminius die Jungmannschaften der Stämme zu besonderen Truppenkörpern zusammengefaßt hatte.

Nach diesen im wesentlichen ergebnislosen Vorstößen seiner beiden Heere und nach einem Vorstoß zum Entsatz des belagerten Segestes, bei dem es aber auch zu keinem Entscheidungskampf kommt, versucht der römische Oberfeldherr Germanicus, eine Entscheidung zu erzwingen. Er hat erkannt, daß weitere Unternehmungen gegen Einzelstämme zwecklos sind, und daß er bis in das strategische Weserdreieck vorstoßen muß, um Arminius zur Schlacht zu stellen. Er teilt sein Heer in drei Abteilungen und setzt es auf drei Wegen bzw. auf der Flotte in Marsch. Die Brukterer, in deren Gebiet sich die römischen Heeressäulen und die Flotte an der Ems treffen, wahrscheinlich in der Gegend von Rheine, wo bekanntlich mehrere Wege sich vereinigten, die zu dem strategischen Weserdreieck gehörten, verbrennen ihre Wohnstätten und ziehen sich zurück. Nur ein kleiner Teil von ihnen kann von einer römischen Truppe unter L. Stertinius geschlagen worden sein, wie Tacitus behauptet.

Bei diesem Kampf wird der Adler der 19. Legion, der unter Varus verlorengegangen war, wieder gefunden. Diese Mitteilung läßt einige interessante Schlüsse zu. Es ist bekannt, daß die Germanen die erbeuteten Feldzeichen und sonstige Trophäen an heiligen Stätten aufbewahrten. Diese heiligen Stätten waren jedoch auch die natürlich gegebenen Sammelorte für die Aufgebote, schon deshalb, weil zu ihnen die meisten Wege aus den verschiedensten Gauen hinführten. Wenn eine Abteilung der Brukterer am Heiligtum von den Römern gefaßt wurde, dann wird es sich nicht um die Nachhut der abrückenden Tausendschaften gehandelt haben, sondern um die zuletzt eingetroffenen Mannschaften und Nachzügler, d. h. der Natur der Sache nach um ältere Männer. Die Jungmannschaft dürfte also schon vorher abgerückt sein. Man braucht im Rahmen unserer Entwicklung dieser Darlegung keine allzugroße Bedeutung beizulegen, zumal auch die Auffassung zu vertreten wäre, daß die Brukterer sich zur Verteidigung ihres Heiligtumes den Römern stellten. Für die Untersuchung und Erkenntnis der von Arminius durchgeführten Neuordnung der Landesverteidigung ist die Frage, wie man sich in diesem Falle entscheiden will, jedenfalls nicht von Belang. Stimmt man unserer Auffassung zu, dann wirft sie ein kleines, aber bezeichnendes Licht auf die Geschehnisse dieser Jahre.

Nach der Vereinigung seiner Truppen marschiert Germanicus zum Teutoburger Wald, besucht die Schlachtfelder der Varus-Katastrophe und bestattet die Gebeine der Gefallenen. Für dieses Verhalten wird er nach dem Zeugnis des Tacitus von Tiberius getadelt. Als Grund dafür gibt Tacitus an: „Sei es, daß er (Tiberius) alles was Germanicus tat, zum Bösen auslegte, sei es, daß er meinte, daß das Heer durch den Anblick der Gefallenen und Unbestatteten in seinem Kampfgeist geschwächt würde und noch größere Scheu vor dem Feinde bekäme. Auch hätte der Feldherr, der Inhaber der Augurenwürde und Verwalter altgeheiligter Bräuche sei, sich nicht mit der Bestattung von Leichen befassen dürfen."

Diese Gründe mögen mit Anlaß zu dem Tadel gegeben haben, den Tiberius seinem Feldherrn Germanicus erteilte. Für einen Mann wie Tiberius, der nach dem Tode des Augustus Kaiser geworden war, sind aber sicherlich strategische Gründe von größerer Bedeutung gewesen. Velleius teilt uns mit, daß Tiberius „seinem Germanicus kluge Weisungen" gegeben habe. Und auch aus dem Bericht des Tacitus ist zu entnehmen, daß der Kaiser, der ja die Germanen und ihre militärischen Fähigkeiten, wie überhaupt die militärpolitischen Verhältnisse zwischen Rhein und Elbe auf das genaueste kannte, seinem Feldherrn nicht nur kluge Ratschläge, sondern auch bestimmte Weisungen erteilt hat.

Der eigentliche Grund für den Tadel wird die Zeitversäumnis auf den Schlachtfeldern des Teutoburger Waldes gewesen sein, denn dadurch wurde es Arminius ermöglicht, die Aufgebote der Istwäonenstämme zu vereinigen.

Vom Teutoburger Wald marschierte Germanicus in Richtung auf die Weser vor. Noch bevor er den Strom erreichte, kam es zur Schlacht mit Arminius, einer Schlacht, die nach Angabe des Tacitus unentschieden geendet haben soll. Wir werden sehen, daß dies nicht stimmt, sondern daß die Schlacht ein klarer Sieg des Arminius über die acht römischen Legionen war.

Auf dem Rückzug wird die Hälfte des römischen Heeres unter Caecina im sumpfigen Gelände von den Germanen gestellt und angegriffen. Tacitus nennt bei der Schilderung dieses Kampfes neben Arminius als zweiten germanischen Feldherrn einen Mann namens Inguiomerus. Dieser Ingiomar war, wie Tacitus später mitteilt, ein Oheim des Arminius, also ein Fürst der Cherusker, der an Jahren sehr viel älter als Arminius gewesen ist. Aus der Schilderung, die

Tacitus gibt, geht hervor, daß Arminius und Ingiomar einander in der Befehlsgewalt gleichgestellt waren, denn Ingiomar greift das römische Lager gegen den „Rat“ des Arminius an. Arminius konnte also seinem Oheim keine Befehle erteilen.

Im Jahre 16 versucht Germanicus noch einmal das Kriegsglück. Tacitus sagt: „Er überdachte die Methode der Kriegführung und die Ursachen seiner Erfolge und Mißerfolge während seiner nun schon ins dritte Jahr gehenden Feldzüge. Es wurde ihm klar, daß die Germanen in offener Feldschlacht und auf normalem Gelände geschlagen würden, während Wälder und Sümpfe, die kurzen Sommer und früh hereinbrechenden Winter für sie günstig waren, und daß der römische Soldat nicht so sehr durch Verwundungen wie durch die endlosen Märsche und den Verlust seiner Waffen geschädigt würde. . . . Der lange Troß des Heeres sei Überfällen besonders ausgesetzt, dagegen schwer zu schützen. Wenn man aber zur See ginge, dann fiele ihnen deren Beherrschung von selbst zu, die die Feinde nicht kennten. Zugleich würde der Krieg früher im Jahre begonnen, die Legionen und ihr Proviant in gleicher Weise befördert: ungeschwächt würden dann Roß und Reiter durch die Mündungen der Flüsse eindringend mitten in Germanien stehen.“

Der Feldzugsplan, den Tacitus hier begründet, sollte also zu einer offenen Feldschlacht auf normalem Gelände führen. Das konnten die Römer nur dann erreichen, wenn sie entweder wußten, wo Arminius mit seinem Heere stand, oder wenn sie ihm das Schlachtfeld aufzwingen konnten. In beiden Fällen mußte das römische Heer überraschend am Feinde stehen, und zwar nicht irgendeinem Aufgebot irgendeines Stammes, sondern dem Hauptheer — ein anderer Schluß ist nicht möglich — des Arminius gegenüber. Arminius muß also ein stehendes Heer gehabt haben, eine Kerntruppe, die stets beisammen war.

Tacitus sagt auch, wie Germanicus sich den überraschenden Angriff auf das stehende Heer des Arminius dachte, und was er unternahm, um seinen Feldzugsplan zu verschleiern. Germanicus ließ nämlich 1000 Schiffe bauen, durch die er die bereits vorhandene römische Flotte verstärkte. Zum Sammelpunkt der Flotte wird die Insel der Bataver, d. h. die von den Rheinmündungsarmen gebildete Insel, bestimmt.

Während die Schiffe gebaut wurden und die Flotte sich sammelte, beunruhigte Germanicus durch kurze Vorstöße über den Rhein die am Strome lebenden Stämme des Istwäonenbundes. Ein Vorstoß

richtete sich in das Gebiet der Chatten, hatte jedoch keinen Erfolg, ein zweiter von dem Feldherrn selbst geführter Vorstoß entsetzt das inzwischen wiedererbaute, von den Germanen belagerte Kastell Aliso an der Lippe. Zu diesem Unternehmen setzte Germanicus sechs Legionen an, offenbar war die Schar der Belagerer sehr stark. Die Germanen stellen sich aber auch hier nicht zum Kampf. Zur weiteren Verschleierung seiner Absichten läßt Germanicus die ganze Strecke zwischen dem Kastell Aliso und dem Rhein durch neue Grenzwälle und Erdwerke befestigen, eine Mitteilung des Tacitus, die nicht wörtlich genommen werden darf, da eine solche Arbeit selbst dann, wenn Aliso bei Haltern lag, Jahre erfordert hätte. Es handelt sich also nur um eine Verschleierung der eigentlichen Pläne.

Nach allen diesen Vorbereitungen schifft sich Germanicus auf der Flotte ein und fährt, von Wind und Wetter begünstigt, bis zum Emsstrom. Tacitus sagt dann weiter: „Die Flotte ließ er in der Emsmündung auf der linken Seite zurück; es war ein Fehler, daß er sie nicht weiter flußaufwärts fahren ließ oder die Truppen übersetzte, die in das Gebiet auf der rechten Seite marschieren sollten. So gingen mehrere Tage durch den Bau von Brücken verloren. Die Reiterei und die Legionen passierten freilich die ersten Watten vor Eintritt der Flut ungefährdet. Dagegen geriet die Nachhut der Hilfstruppen und die Bataver bei dieser Abteilung, während sie ins Wasser sprangen und ihre Schwimmkünste zeigten, in Unordnung, und einige ertranken."

Tacitus tadelt hier ausdrücklich den Zeitverlust von mehreren Tagen, der durch den Bau von Brücken erfolgte.

Es ist in diesem Zusammenhang unerheblich, ob Germanicus an der Emsmündung oder, wie manche Historiker annehmen, an der Wesermündung gelandet ist. Die Emsmündung ist an sich wahrscheinlicher, da sonst die Landung am linken — also westlichen — Ufer und das Übersetzen zum rechten östlichen Ufer keinen rechten Sinn hat, wenigstens nicht nach dem weiteren Verlauf des Feldzuges, so wie ihn Tacitus schildert.

Zunächst scheint den Römern die Überraschung der Germanen gelungen zu sein. Denn die Angriwarier, die sich auf die Kunde von dem Einfall der Römer hin sammeln, werden von dem General Stertinius, der sie mit der Reiterei und dem leichten Fußvolk angreift, zersprengt. Dies geschah offenbar während des Vormarsches zur Weser, der gewiß in Eilmärschen erfolgt ist.

Als die Römer an der Weser stehen, kommt es zunächst zu einer

von Arminius geforderten Aussprache mit seinem im römischen Heere dienenden Bruder Flavus. Es ist keineswegs unwahrscheinlich, daß Arminius durch eine solche Unterredung, von der sich die Römer politisch-propagandistische Wirkung versprochen haben mögen, Zeit gewinnen wollte. Wiederum verliert Germanicus durch den Bau einer Brücke Zeit. Trotzdem muß es ihm gelungen sein, schneller als Arminius erwartet hatte, das Hauptheer der Germanen zu fassen, denn es kommt zu einer Schlacht, in der die Tausendschaften, von Arminius und Ingiomar geführt, zweifellos an Zahl den Römern unterlegen sind. Diese Schlacht auf der Ebene von Idistaviso, ebenso wie die sich daran anschließenden Kämpfe und die Schlacht am Angriwarierwall werden noch eingehend behandelt.

Die folgende zusammenfassende Übersicht über die Operationen der Römer und die Haltung der Germanen macht sowohl die strategischen Pläne als auch die Neuordnung des Heereswesens und der Landesverteidigung durch Arminius noch einmal deutlich.

Im Jahre 10 wartet Tiberius hinter dem Rhein die Entwicklung in Germanien ab.

Im Jahre 11 geht Tiberius über den Rhein, greift das Gebiet einzelner Stämme an, kann aber die Aufgebote dieser Stämme nicht entscheidend fassen, da die germanischen Tausendschaften rechtzeitig zurückgewichen sind. Auch der Versuch, die Germanen durch Verweilen bis zum Herbst in den Gauen östlich vom Rhein zum Kampf zu reizen, mißlingt. Einen Vorstoß bis zum strategischen Weserdreieck wagt Tiberius nicht.

In den Jahren 12 und 13 verhalten sich die Römer abwartend.

Im Jahre 14 erfolgt ein rascher Vorstoß gegen die Marser, die angeblich überrascht werden, jedenfalls keinen Widerstand leisten. Auf dem Rückmarsch werden die Römer in einen schweren Kampf mit den auffallend schnell vereinigten und eingesetzten Aufgeboten der Brukterer, Usipeter und Tubanten verwickelt. Der Vorstoß gegen die Marser hat noch nicht bis zum strategischen Weserdreieck geführt.

Im Jahre 15 erfolgt ein Doppelstoß der Römer. Mit 35000 oder 50000 Mann werden die Chatten angegriffen, deren Aufgebote aber ausweichen. Die Jungmannschaft der Chatten wird besonders erwähnt. Das strategische Weserdreieck wird erreicht, ohne daß die Römer in dieses Dreieck eindringen. Der zweite Vorstoß erfolgt mit 30000 oder 45000 Mann gegen die Marser und Cherusker. Auch hier kommt es zu keinem Entscheidungskampf, da die Germanen aus-

weichen. Das Weserdreieck wird von den Römern erreicht, ohne daß sie in das Dreieck eindringen. Darauf erfolgt ein Vorstoß der Römer zum Entsatz des belagerten Segestes. Auch hier wird das strategische Weserdreieck erreicht. Ein Entscheidungskampf findet jedoch nicht statt.

Dann entschließt sich der römische Feldherr Germanicus zum Angriff auf das strategische Weserdreieck selbst. Das in drei Abteilungen vordringende römische Heer vereinigt sich an der Ems in der Nähe von Rheine, verheert das Land der Brukterer, wobei ein Teilaufgebot der Brukterer geschlagen wird, zieht zu den Schlachtfeldern im Teutoburger Walde und verliert dadurch und durch die Bestattung der Gebeine der Gefallenen Zeit. Deshalb erhält Germanicus einen Tadel des Kaisers Tiberius. Vom Teutoburger Wald aus erfolgt der eigentliche Vorstoß in das strategische Weserdreieck in Richtung auf die Weser. Es kommt zur Schlacht, die Römer müssen den Rückzug antreten, wobei vier Legionen unter Caecina erneut zum Kampf gestellt werden. Arminius hat das strategische Weserdreieck behauptet. Neben ihm wird sein Oheim Ingiomar als Feldherr der Germanen mit offenbar gleicher Befehlsgewalt genannt.

Im Jahre 16 läßt Germanicus nach strategischen Überlegungen, wie er am sichersten und schnellsten das Hauptheer des Arminius stellen könne, die römische Flotte durch Bau von 1000 Schiffen verstärken. Zur Verschleierung seiner Absichten und zur Bindung gegnerischer Streitkräfte erfolgen zwei Vorstöße. Der erste geht gegen die Chatten, die wiederum ausweichen, so daß es zu keinem Kampf kommt. Der zweite Vorstoß erfolgt an der Lippe und führt zum Entsatz des belagerten Kastells Aliso. Auch hier weichen die Germanen aus, so daß es zu keinem Kampfe kommt. Durch die Anlage von neuen Befestigungen versucht Germanicus seine Absichten noch weiter zu verschleiern. Nach rascher Einschiffung des Heeres wird die Fahrt zur Ems angetreten. Die Ausschiffung der Truppen erfolgt an der Emsmündung am westlichen Ufer. Dann werden Brücken über den Strom gebaut, wodurch ein Zeitverlust entsteht. Bei dem darauf angetretenen Vormarsch zur Weser werden die sich sammelnden Angriwarier zersprengt, ein Zeichen, daß den Römern die geplante Überraschung wenigstens zum Teil gelungen ist. Ein zweiter Zeitverlust entsteht durch die von Arminius geforderte und von Germanicus gewährte Unterredung zwischen Arminius und Flavus und durch den Bau von Brücken über die Weser. Trotzdem ist das Heer des Arminius in der Schlacht bei Idistaviso zahlenmäßig dem römischen Heere unterlegen.

Der Zeitverlust der Römer war nicht ausreichend, um alle von Arminius erwarteten Aufgebote der Istwäonenstämme noch vor der Schlacht zu versammeln. Germanicus hat also seine strategische Absicht erreicht und kann im strategischen Weserdreieck das Kernheer des Arminius schlagen, jedoch nicht vernichten.

Die Schilderung der Geschehnisse läßt demnach folgende Schlüsse auf die Neuordnung des germanischen Heereswesens und der Landesverteidigung durch Arminius zu:

1. Die Sammelorte für die Aufgebote der am Rhein lebenden Stämme des Istwäonenbundes sind entweder so weit zurückverlegt worden, daß die Römer sie nicht rasch genug erreichen können, um die Aufgebote zu fassen, oder die wehrfähige Mannschaft hatte den Befehl, sich beim Einfall der Römer nicht erst in größeren Abteilungen zu sammeln, sondern sich gleich in einzelne Trupps in das strategische Weserdreieck zurückzuziehen. Wahrscheinlich trifft beides zu und die germanischen Unterführer handelten bei den einzelnen Stämmen je nach der Lage, jedoch so, daß die Römer zu keinem Erfolg kommen können.

2. Die Aufgebote der Stämme haben den Befehl, sich nicht zum Kampfe zu stellen, auch wenn der Gegner das Gebiet verheert oder monatelang darin verweilt. Dieser Befehl wird jahrelang befolgt.

3. Arminius hat sich ein Kernheer geschaffen, das er im strategischen Weserdreieck zusammenhält. Es handelt sich dabei um ein stehendes Heer, das aber nicht aus Berufssoldaten bestand. Das Kernheer setzte sich aus Jungmannschaften zusammen, da die älteren Leute als für ihren Hof und die Ernährung ihrer Sippe verantwortliche Bauern nicht auf Jahre hinaus abkömmlich waren.

4. Bei den einzelnen Stämmen ist die Jungmannschaft zu besonderen Abteilungen zusammengefaßt worden. Die Jungmannschaft der Chatten wird von Tacitus besonders erwähnt. Der rasche Einsatz eines nicht unbeträchtlichen Heeres der Brukterer, Usipeter und Tubanten findet seine Erklärung, wenn man annimmt, daß nur die Jungmannschaft dieser Stämme — gewissermaßen als die aktive Truppe — gegen die Römer eingesetzt wurde.

5. Neben Arminius tritt Ingiomar mit gleicher Befehlsgewalt auf. Danach ist es wahrscheinlich, daß Arminius nur die Jungmannschaft aller Stämme des Istwäonenbundes unter seinem Befehl hatte, während die älteren Männer, gewissermaßen Reserve und Landsturm, unter dem Befehl des Ingiomar standen.

Die von Arminius durchgeführte Neuordnung des Heereswesens und der Landesverteidigung stellt nichts weniger als eine revolutionäre Tat dar. Sie war gegen jedes Herkommen. Schon die völlige Unterordnung der militärischen Führer der einzelnen Stämme unter den Oberbefehl des Arminius und des Ingiomar ist einzigartig, da es sich ja nicht um einen zur Landnahme angesetzten Kriegszug im feindlichen Lande handelte.

Noch umwälzender ist jedoch die Zusammenfassung der Jungmannschaften zu besonderen Truppenkörpern. Es war ein germanisches Grundgesetz, daß die Sippe mit allen Angehörigen in der Schlacht eine Einheit bildete, und daß die Jungmänner unter den Augen und Schulter an Schulter mit den älteren Männern ihrer Sippe kämpften. Man ist versucht, einen Vergleich mit der Heeresneuordnung des Marius zu ziehen. Die Römer waren gewohnt, nach Altersstufen gegliedert zu kämpfen. Marius hob diese Gliederung nach Altersunterschieden auf. Er tat also gerade das Gegenteil von dem, was Arminius durchführte. Die Neuordnung durch den Cherusker war jedoch viel umwälzender, denn Marius konnte als Diktator unter der Wirkung des Kimbernschreckens handeln, während Arminius seine Neuordnung nach der Vernichtung der drei römischen Legionen und nach der Befreiung Germaniens bis zum Rhein, also nach einem Siege und nach einer scheinbaren Beseitigung der Gefahr, durchzusetzen verstand. Wir erkennen hier, welche Auswirkung die Vernichtung der drei Legionen hatte. Wenn Arminius das Heer des Varus durch einen gewöhnlichen Sieg aus dem Lande herausgeworfen, nicht aber völlig vernichtet hätte, wäre sein Ansehen nicht stark genug gewesen, um eine so umwälzende Neuordnung des Heereswesens durchführen zu können. Welche Kämpfe der Cherusker auf den Volksversammlungen der freien Männer bestehen mußte, um die sehr am Alten hängenden Bauern und die Stammesfürsten zu überzeugen, meldet uns kein römischer Bericht.

Arminius erreichte es sogar, daß der Istwäonenbund ihm die Aufstellung eines Kernheeres aus junger Mannschaft bewilligte. Auch dies ist eine Umwälzung, die als durchaus einmalig und entscheidend angesehen werden muß. Die freien Männer und die Fürsten des Bundes hatten das Beispiel des Marbod vor Augen. Marbod aber hatte sich ein stehendes Heer bei einem Landnahmekrieg im feindlichen Gebiet geschaffen, also nach germanischen Gepflogenheiten und somit durchaus legal. Er konnte dieses Heer ständig unter seinen Fahnen

halten, weil er ständig Kriege mit den nichtgermanischen Nachbarn führte. Sein Verhalten war auch in dieser Beziehung durchaus im Einklang mit der germanischen Überlieferung und dem militärischen Brauch. Durch sein stehendes Heer aber hatte Marbod eine Macht erlangt, die ihn vom Ersten unter Gleichen und vom beauftragten Heerführer zum Herrscher machte und die freien Germanen in seinem Reich fast auf die Stufe von Untertanen herunterdrückte. Über nichts wachten die Germanen der damaligen Zeit aber eifersüchtiger als über ihre innere Freiheit.

Nun stellte Arminius nicht im feindlichen Lande, sondern in der Heimat ein stehendes Heer auf. Dieses Heer lag auch nicht ständig im Kriege mit den Römern, denn in den Jahren 10, 12 und 13 fanden keine Kämpfe statt. Die Gefahr, die das ständige Heer des Marbod für die innere Freiheit der Swebenstämme bedeutete, vor Augen fanden sich die Istwäonenstämme unter der Wucht der Persönlichkeit des Arminius und unter dem Einfluß des überlegenen staatsmännischen und militärischen Genies dieses Mannes bereit zur Aufstellung eines stehenden Heeres von beträchtlicher Stärke. Wir dürfen annehmen, daß die Beauftragung Ingiomars mit der Führung der älteren Mannschaften und seine Gleichstellung in der Befehlsgewalt die Sicherheitsmaßnahme der Istwäonenstämme gegen die Gefahr einer Minderung der Freiheit der Sippen und damit gleichzeitig der „Kaufpreis“ war, den Arminius zahlen mußte.

Der eigentliche Führer im Kampf mit den Römern, der Stratege, war Arminius. Der ihm gleichgeordnete Ingiomar war nicht viel mehr als ein alter tapferer Haudegen. Arminius hat sicher gewußt, daß die Zweiteilung im Oberbefehl gefährlich ist. Sie wirkte sich denn auch in der Schlacht gegen die vier Legionen des Caecina verhängnisvoll aus. Wenn kein größerer Schaden aus dieser Zweiteilung entstand, so ist auch das nur der überlegenen Genialität des Arminius zuzuschreiben.

Wir können nunmehr auch die Frage beantworten, worauf die römischen Feldherren in den Jahren 10—13 und auch noch in der ersten Hälfte des Jahres 14 gewartet haben. Tiberius und seine Generäle kannten die Germanen, wie wir annehmen dürfen, sehr gut. Sie wußten, was es für einen Bauern bedeutet, wenn er auf seine Jungburschen Jahr für Jahr in den Monaten verzichten muß, in denen Hof und Acker alle Hände in Anspruch nehmen. Es waren sicherlich nicht alle Jungburschen in der Zeit vom Frühjahr bis zum Herbst

unter Waffen, aber doch ein so großer Teil, daß die Landarbeit empfindlich darunter litt. Über die bei den einzelnen Stämmen stehende aktive Jungmannschaft konnte man wenigstens aushilfsweise während der Erntearbeiten zurückgreifen, die zum Kernheer des Arminius gehörenden jungen Männer aber fielen für die Arbeit völlig aus. Die römischen Feldherren konnten demnach mit Recht erwarten, daß die Heeresneuordnung des Arminius viel böses Blut machte, und daß die Väter nach zwei oder drei Jahren ihre Söhne wieder auf den Hof zurückholten. Die Römer werden also darauf gewartet haben, daß das Kernheer des Arminius sich auflöste. Erst als sie erkennen mußten, daß dies nicht geschah, griffen sie nachdrücklich an. Ihre Operationen standen dabei aber unter dem Zwang der germanischen Neuordnung. Die Römer waren in ihren Maßnahmen nicht mehr frei. Sie besaßen nicht mehr allein das Gesetz des Handelns. Sie standen vielmehr einem Manne gegenüber, der aus seiner Kenntnis des römischen Heereswesens und der römischen Kriegskunst die nötigen Folgerungen gezogen und Maßnahmen eingeleitet hatte, die sich als völlig hinreichend erwiesen, um den Krieg zu gewinnen.

Die Einstellung seiner revolutionären Heeresneuordnung auf das römische Heereswesen ist jedoch nichts, was Arminius etwa von den Römern gelernt hätte. Arminius stellte keine germanische Legionen auf! Er schuf keine Kohorten und keine Einteilung seiner Schlachtfront in drei Treffen! Er hielt vielmehr an der erprobten Einteilung seines Heeres in großen Keilen fest und führte seine Schlachten durchaus in germanischer Weise durch, wie wir noch sehen werden. Er ahmte die römischen Einrichtungen und Errungenschaften nicht nach, sondern er schuf Landesverteidigung und Heer nach eigenen Erwägungen durchaus selbständig um.

Die von uns herausgearbeiteten Vorgänge der Jahre nach der Schlacht im Teutoburger Walde bestätigen im übrigen zweierlei. Einmal werden unsere Überlegungen über die Gründe, die zu den römischen Erfolgen in den Jahren 12 v. Ztr. bis 6 unserer Zeitrechnung führten, nachträglich bestätigt, zweitens aber wird die Bedeutung des strategischen Weserdreiecks, das wir auf Grund der Ergebnisse der Straßenforschung herausgearbeitet haben, durch die Ereignisse unterstrichen.

Die operativen Grundgedanken, von denen sich die römische Heeresführung leiten ließ, sind ebenso klar wie die operativen Pläne des Arminius.

Die Römer warten zunächst auf das Zerfallen der Heeresneuordnung des Arminius und suchen diesen Zerfall dadurch zu beschleunigen, daß sie die germanischen Bauern zum Kampf reizen, indem sie Acker und Weide besetzt halten. Dann versuchen sie, einzelne Stämme des Istwäonenbundes durch rasche Vorstöße zu treffen und zum Kampf zwingen. Erst als sie mit solchen Maßnahmen keinen Erfolg haben, entschließen sie sich, das strategische Weserdreieck anzugreifen.

Arminius hält sich im strategischen Weserdreieck und veranlaßt, daß die Aufgebote der einzelnen Stämme sich immer wieder in dieses Dreieck zurückziehen.

Beide Gegner wissen, welche Bedeutung das Weserdreieck hat. Wer es besitzt, beherrscht Germanien zwischen Elbe und Rhein. Das Verhalten der Römer zeigt, daß ihnen bekannt war, wie wenig strategische Bedeutung die Behauptung und Sicherung des Vorgeländes östlich vom Rhein besaß. Sicher hätten die Legionen eine große Anzahl von Kastellen einige Meilen östlich vom Rhein errichten können. In manchen Fällen geschah das ja auch. So wurde auf dem Taunus ein Kastell erbaut, so wurde das zerstörte Kastell Aliso an der Lippe wieder hergestellt. Die Römer haben in den Gauen östlich vom Rhein auch Straßen gebaut, wie Tacitus bezeugt. Sie hätten ihre frühere Etappenstraße an der Lippe wieder bauen und durch Kastelle sichern können. Aber all dies mußte zwecklos bleiben, wenn es den Legionen nicht gelang, Arminius aus dem strategischen Weserdreieck herauszuschlagen. Erst der Besitz dieses Dreiecks konnte eine Entscheidung zugunsten der Römer bringen.

Arminius seinerseits ließ den Bau von Kastellen und Straßen östlich vom Rhein durchaus zu, wußte er doch, daß diese Bauten bedeutungslos werden mußten, wenn es ihm gelang, das strategische Weserdreieck zu behaupten. Sein operativer Plan bestand darin, die Römer zum Eindringen in das Weserdreieck zu zwingen und sie dort zu schlagen. In dem von ihm besetzten Dreieck konnte er sich das Schlachtfeld wählen, und er hat das auch mit Ausnahme von Idistaviso getan. Außerdem sicherte ihm das Beharren im Weserdreieck einen Zeitgewinn, der ausreichen mußte, um die Jungmannschaften und auch die Aufgebote der älteren Männer der am Rhein lebenden Stämme wenigstens in dem Maße an sein Kernheer heranzuziehen, daß er zahlenmäßig dem Gegner gewachsen oder gar überlegen war. Die Strategie des Arminius bestand also nicht, wie man bisher angenommen hat, im Rückzug bis zu dem Augenblick, wo die Römer

von ihrer Basis gefährlich weit entfernt waren, sie bestand auch nicht darin, die Verhältnisse des Landes, die Sümpfe, Wälder und Bergzüge für sich und gegen die Römer wirken zu lassen — selbstverständlich wählte Arminius zur Schlacht ein für sein Heer günstiges, für den Gegner ungünstiges Gelände —, der operative Grundgedanke lag vielmehr in der Beherrschung und Behauptung des strategischen Weserdreiecks.

Die Stärke des römischen Heeres — Das Kernheer des Arminius

Über die Stärke des römischen Heeres, das die Feldzüge der Jahre 14 bis 16 in Germanien führte, macht Tacitus mehrfach Angaben, die als durchaus glaubwürdig anzusehen sind. Diese Angaben lassen auch Schlüsse über die Stärke des Kernheeres zu, das Arminius im strategischen Weserdreieck — gewissermaßen in Garnison — gelegt hatte.

Im Jahre 14 erfolgte der römische Vorstoß gegen die Marser mit 12000 Mann von vier Legionen, 26 bundesgenössischen Kohorten und acht Reitergeschwadern. Wir dürfen durchaus annehmen, daß diese Truppen die volle Sollstärke besaßen. Es ergibt sich dann, daß außer den 12000 Legionaren 15600 Mann von den bundesgenössischen Kohorten und 3200 Reiter, also insgesamt 30000 Mann beteiligt waren. Da von den vier Legionen, die Tacitus nennt, der 1., 5., 20. und 21. Legion, nur die Hälfte der römischen Kerntruppen eingesetzt wurden, ergibt sich, daß das römische Heer weitere 12000 Mann dieser Legionen und dazu weitere vier volle Legionen einschließlich der bundesgenössischen Kohorten und der Reitergeschwader umfaßt hat. Alles in allem müßte danach die römische Heeresstärke auf rund 85000 Mann angesetzt werden. Dazu kamen aber noch gallische und germanische Hilfstruppen, die Tacitus ausdrücklich erwähnt, über deren Stärke er aber nichts sagt. Das römische Heer wird somit auf rund 100000 Mann zu veranschlagen sein.

Im Jahre 15 setzt Germanicus vier Legionen und 5000 Mann Hilfsvölker unter dem Befehl des Caecina, sowie vier Legionen und 10000 Mann Bundesgenossen unter seinem eigenen Befehl ein. Tacitus sagt nicht, ob es sich bei den acht Legionen nur um die römischen Kerntruppen oder um acht mit den Auxiliarkohorten voll ausgestattete Legionen handelt. Im ersten Falle hätte Caecina 29000 Mann, Germanicus 34000 Mann befehligt. Die eingesetzten

römischen Heeresteile hätten danach eine Stärke von 63000 Mann gehabt. Im zweiten Fall wären unter Caecina 45000 und unter Germanicus 50000 Mann über den Rhein gegangen, zusammen 95000. Wenn man es vorzieht, die kleineren Zahlen zugrunde zu legen, so muß man immer noch beachten, daß ein nicht unbeträchtlicher Teil der römischen Truppen in den Kastellen zurückblieb. Man kommt auch dann auf eine Mindeststärke von 80000 Mann.

Wie wir schon wissen, marschierten die beiden römischen Heere bis zu dem strategischen Weserdreieck, wagten es aber nicht, darin einzudringen. Daraus läßt sich schließen, daß keines der beiden Heere von der römischen Führung für stark genug gehalten wurde, um allein mit dem Kernheer des Arminius und den etwa noch herangezogenen Aufgeboten fertig zu werden. Das Kernheer des Cheruskers muß also über 35000 Mann stark gewesen sein. Wir werden es mit großer Wahrscheinlichkeit auf 40000 Mann ansetzen können.

Als Germanicus sich im Jahre 15 entschließt, das strategische Weserdreieck ernsthaft anzugreifen, läßt er sein Heer in drei Abteilungen bis zu einem vereinbarten Treffpunkt an der Ems vordringen. Tacitus gibt an, daß Caecina vierzig römische Kohorten, also 24000 Mann führte. Über die Auxiliarkohorten und sonstige Hilfsvölker schweigt sich Tacitus aus. Die Reiterei unter dem Oberst Pedo nimmt den Weg durch das Gebiet der Friesen. Diese Reiterei wird man mit 6—8000 Mann veranschlagen müssen. Germanicus selbst führte vier Legionen an Bord der Flotte zur Ems. Wir werden annehmen müssen, daß es sich hier um vier volle Legionen handelt, da die Römer, auf Auxiliarkohorten zu verzichten, keinen Anlaß hatten. Danach war das römische Heer insgesamt wenigstens 70000 Mann stark. Als Hilfstruppen erwähnt Tacitus die Chauken. Sie werden nicht die einzigen gewesen sein, so daß wir berechtigt sind, mit rund 80000 Mann unter dem Befehl des Germanicus zu rechnen.

Im Jahre 16 setzt Germanicus zur Befreiung des belagerten Kastells Aliso nicht weniger als sechs Legionen an. Wenn es sich um volle Legionen gehandelt hat, wären das 60000 Mann gewesen. Die Verluste des Vorjahres waren, wie Tacitus ausdrücklich bezeugt, durch Ersatz aus Gallien, Spanien und Italien völlig ausgeglichen worden.

Das Heer, mit dem Germanicus im Jahre 16 noch einmal die Entscheidung im strategischen Weserdreieck zu erzwingen versucht, war nach der Schilderung des Tacitus besonders stark. Der römische Historiker nennt uns zwar keine Zahl, aber er gibt die Marschordnung an:

„Unser Heer rückte folgendermaßen an: Die gallischen und germanischen Hilfstruppen vor der Front. Hinter ihnen die Bogenschützen zu Fuß. Dann vier Legionen, danach mit zwei prätorianischen Kohorten und einer auserlesenen Reiterabteilung der Cäsar, dann die anderen vier Legionen, die Leichtbewaffneten mit den berittenen Bogenschützen und den übrigen bundesgenössischen Kohorten."

Die Reiterei scheint vorausgesandt worden zu sein, wie aus der Schilderung der Schlacht hervorgeht. Als germanische Hilfstruppen werden die Chauken genannt. Zu den bundesgenössischen Kohorten gehörten Rätier, Vindeliker und Gallier. Das römische Heer muß demnach auf rund 90000 Mann angesetzt werden.

Nach der Schilderung des Tacitus, auf die wir noch näher eingehen werden, waren die Verluste, die das römische Heer bei den Kämpfen, besonders in der Schlacht am Angriwarierwall, erlitt, sehr hoch. Wenn Germanicus schon bald nach seinem Rückzug an den Rhein dennoch zwei Heere, das eine unter dem Befehl des Silius mit 30000 Mann und 3000 Reitern gegen die Chatten, und das andere größere unter seinem eigenen Befehl — „er selbst fiel mit einer größeren Streitmacht in das Land der Marser ein" —, zur Verschleierung seiner Mißerfolge einsetzen konnte, wenn also trotz der hohen Verluste für solche Unternehmungen immer noch mehr als 70000 Mann zur Verfügung standen, so bestätigen diese Angaben des Tacitus unsere Rechnung.

Aus allem ergibt sich: die Römer verfügten über 80000 bis 100000 Mann. Das Kernheer des Arminius war rund 40000 Mann stark.

Es ist nun zu fragen, ob eine wenigstens vom Frühjahr bis Spätherbst hinein ständig unter Waffen stehende Truppe von rund 40000 Mann überhaupt zu verpflegen war. Die Vorstellung, daß Germanien dünn besiedelt gewesen wäre, haben wir schon als irrig zurückgewiesen. Auch die Annahme, daß die Wirtschaftsverhältnisse die Verpflegung einer solchen Schar von Kriegern unmöglich machte, ist falsch. Ackerbau und Viehzucht waren bei den Germanen damals sehr hoch entwickelt, ja nach allen Angaben der antiken Schriftsteller kann man behaupten, daß sie höher entwickelt waren als bei den Römern, kannten und benutzten doch die Germanen bereits den schweren Räderpflug, den die Römer erst bei ihren Feldzügen am Rhein kennenlernten. Selbstverständlich wird Arminius dafür gesorgt haben, daß alle Stämme des Bundes durch Abgabe von Vieh, Getreide und

„Konserven", wie geräuchertem und eingesalzenem Fleisch und gedörrtem Obst — beides ist uns teils durch Funde, teils durch römische Angaben bestätigt —, zur Verpflegung seines Kernheeres beitrugen. Übrigens hatte ja auch Varus mit 30000 Mann im Weserdreieck monatelang im Sommerlager gelegen und sich dabei gewiß hauptsächlich aus dem Lande verpflegt.

Die Unterbringung von 40000 Mann bot keine Schwierigkeiten. Es standen dazu die Sperrburgen an den Straßen ebenso zur Verfügung wie die Gehöfte der Bauern. Die Kochgruben, die bei den Ausgrabungen in einigen der Burgen gefunden wurden, mögen ein Hinweis auf eine solche Unterbringung der Tausendschaften sein.

Die Stärke des römischen Heeres läßt im übrigen auch Schlüsse auf die mögliche Höchststärke des germanischen Heeres zu. Die durch ihren Aufenthalt in den Gauen des Istwäonenbundes und durch ihre Späher über die Verhältnisse gut unterrichteten Römer haben offenbar ein Heer von 80000 bis 100000 Mann für ausreichend erachtet, um den Gegner zu schlagen. Sie werden gewußt haben, daß auch Arminius nur etwa die gleiche Anzahl an Truppen rechtzeitig zur Schlacht vereinigen konnte. Der Istwäonenbund vermochte zwar 200000—300000 Mann aufzubringen, aber abgesehen davon, daß die Aufgebote aus den entferntesten Gauen meist nicht mehr rechtzeitig am Schlachtort eintreffen konnten, wenn die Römer schnell marschierten und rasch handelten — und das haben sie nach den Angaben des Tacitus getan —, es waren auch größere Teile der Aufgebote überhaupt nicht verfügbar. Bei den nicht unmittelbar angegriffenen Stämmen blieb ein Teil der waffenfähigen Mannschaft daheim, um die nötigsten Arbeiten auf Hof und Acker zu verrichten, es marschierte wohl nur die Jungmannschaft. Die Stämme, durch deren Gebiet die römischen Heere zogen, brachten sicher ihr Vieh und ihre wertvollste Habe in den Wäldern und Sümpfen in Sicherheit. Zum Schutz auch der Frauen und Kinder mußten stärkere Abteilungen zurückbleiben. Dazu kamen die Besatzungen der Burgen im Weserdreieck, die nicht entblößt werden durften, und starke Sicherungsabteilungen gegen etwaige Vorstöße oder Umgehungsversuche römischer Truppenteile. 100000 Mann dürften also auch auf germanischer Seite die Höchstzahl der für die Schlacht verfügbaren Krieger gewesen sein.

Die Feldzüge der Jahre 14 und 15

Der Vorstoß gegen die Marser

Die Darstellung, die Tacitus von den Feldzügen des Germanicus gibt, bringt manche wesentliche Einzelheiten über die Gefechtsführung auf seiten der Germanen. Deshalb rechtfertigt sich eine ausführlichere Wiedergabe der Tacitusberichte.

Über den Vorstoß, den Germanicus im Jahre 14, gewissermaßen als Auftakt zu den Feldzügen der beiden nächsten Jahre, unternimmt, berichtet Tacitus:

„Der Cäsar (Germanicus) willfahrte dem leidenschaftlichen Verlangen seiner Soldaten, ließ eine Brücke über den Rhein schlagen und 12000 Mann von den Legionen hinübergehen, dazu 26 bundesgenössische Kohorten und acht Reitergeschwader, deren Manneszucht durch diese Meuterei unberührt war. Die Germanen waren nicht fern und guter Dinge, während wir durch die Landestrauer über den Tod des Augustus, dann durch die Unruhen gefesselt waren. Doch der römische Feldherr durchzog in Eilmärschen den caesischen Wald und die von Tiberius begonnene Heerstraße, schlug an dieser das Lager auf, sicherte Front und Rücken durch einen Wall und die Flanken durch Verhaue. Dann zog er durch dunkle Bergwälder und überlegte, ob er von zwei Wegen den kürzeren und gewöhnlichen einschlüge oder den schwierigeren, der unbegangen und daher von dem Feinde nicht bewacht war. Er entschied sich für den letzteren und trieb seine Truppen zur größten Eile an; hatten ihm doch Späher gemeldet, daß die Germanen diese Nacht feierten mit großen Gelagen und allerhand Kurzweil. Caecina erhielt den Befehl, mit den Kohorten in Gefechtsbereitschaft voranzumarschieren und die Hindernisse der Wälder zu beseitigen; die Legionen folgten in geringem Abstande.

Das Unternehmen wurde durch die sternenklare Nacht begünstigt, und so kam man zu den Dörfern der Marser. Unsere Truppen umzingelten die Bewohner, die, völlig ahnungslos, noch auf ihren Lagern und neben den Tischen hingestreckt ruhten: nicht einmal Wachen hatten

sie ausgestellt, so sehr war alles in Sorglosigkeit versunken. Niemand von ihnen hatte an Krieg gedacht, und selbst ihr Friede war nichts als Erschlaffung und Lähmung der Berauschten. Der Cäsar teilte die blutdürstigen Legionen, um dem Gemetzel einen möglichst großen Umfang zu geben, in vier Kolonnen. Er ließ eine Strecke von 50 Meilen mit Feuer und Schwert verwüsten. Weder das Geschlecht noch das Alter fand Erbarmen. Stätten der Menschen und der Götter wurden ohne Unterschied dem Erdboden gleichgemacht, auch das Heiligtum der Göttin Tanfana, das bei jenen Stämmen hochberühmt war. Unsere Truppen hatten keinerlei Verluste, da sie die Feinde niedergemetzelt hatten, wie sie noch halb im Schlaf waren und unbewaffnet oder einzeln umherirrten.

Dies Blutbad rief die Brukterer, Tubanten und Usipeter zu den Waffen, und sie besetzten die Bergzüge, durch die das Heer zurückmarschieren mußte. Hiervon hatte unser Feldherr Kunde erhalten, er brach daher zum Rückmarsch und zugleich zum Kampf auf. Ein Teil der Reiterei und die Hilfstruppen hatten die Spitze, dann kam die erste Legion, in der Mitte das Gepäck, während die linke Flanke die 21., die rechte die 5. deckten, die 20. Legion die Nachhut bildete; danach kam der Rest der Bundesgenossen. Doch bis der Heereszug in den Bergwäldern verschwand, verhielten sich die Feinde ruhig. Dann machten sie leichte Angriffe auf Front und Flanken, aber mit voller Wucht fielen sie die Nachhut an. Und wirklich wurden die leichten Kohorten durch die dichten Germanenhaufen in Verwirrung gebracht. Da sprengte der Cäsar an die 20. heran und rief mit lauter Stimme: ‚Jetzt ist der Augenblick da, eure Meuterei vergessen zu machen! Auf! Eilt, eure Schuld in Ruhm zu verwandeln!‘ Da packt sie die Kampfeswut, mit einem Stoß durchbrechen sie die feindliche Masse, drängen sie auf das freie Feld und hauen sie nieder. Zu gleicher Zeit gelangt unsere Vorhut aus den Wäldern heraus und schlägt ein festes Lager auf. Von da an hatte das Heer auf dem Marsche Ruhe, und die Truppen wurden, stolz auf das eben Vollbrachte, in die Winterquartiere geführt; was sie vorher gesündigt hatten, war vergessen.“

An diesem Bericht ist zunächst wesentlich, daß Tacitus von einem schwierigen, unbegangenen und daher vom Feinde, d. h. von den Germanen, unbewachten Wege spricht. Will man darin nicht nur eine Ausschmückung des Berichtes sehen, dann muß man den Schluß ziehen, daß die Germanen an den Wegen, die vom Rhein ostwärts

führten, ständig Wachen gehalten haben. An und für sich eine Selbstverständlichkeit. Die Wachsamkeit der germanischen Posten muß aber stark nachgelassen haben, wenn es den Römern gelingen konnte, die Marser bei einer festlichen Feier zu überraschen. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Tacitus reichlich übertreibt. Die Überraschung mag bei einigen Dörfern gelungen sein, ein Gebiet von 50 Meilen Ausdehnung, zu dessen Verwüstung die Römer mehrere Tage brauchten, kann nicht völlig überrascht worden sein. Offenbar haben die Marser nach der ersten Überraschung ihr Gebiet befehlsgemäß geräumt. Auch die Behauptung des Tacitus, daß die römischen Truppen keinerlei Verluste gehabt hätten, darf nicht wörtlich genommen werden.

Das Gefecht, das die Römer auf dem Rückmarsch zu bestehen hatten, ist nach dem Bericht des Tacitus auf germanischer Seite bewußt und planmäßig geführt worden. Nicht, daß die Tausendschaften der Jungmannen einfach über die Römer herfielen. Sie machten auf die Front und die Flanken des römischen Heeres leichte Angriffe, werden das Gefecht dort also nur zur Beunruhigung des Gegners durch Fernkampf und durch leichte Vorstöße hinhaltend geführt haben. Die Nachhut dagegen wurde von stärkeren Schlachtkeilen wirksam angegriffen. Die Schlachtkeile bezeugt Tacitus mit dem Ausdruck „dichte Germanenhaufen". Die Tausendschaften der Brukterer, Tubanten und Usipeter kämpften also in germanischer Schlachtordnung in größeren Keilen gegliedert, ein Zeichen dafür, daß Arminius nicht versucht hatte, die Gliederung und Taktik der Legionen einzuführen.

Der Angriff gegen die Nachhut zeigt weiter, daß es den Germanen nicht auf eine Vernichtung des römischen Heeres ankam, sondern auf eine Schädigung. Offenbar waren die Aufgebote der drei Stämme den Römern zahlenmäßig stark unterlegen. Daß sie nicht erst versuchten, den Legionen den Marsch durch die Bergwälder ernsthaft zu verlegen, beweist eine überlegte Kampfführung auf germanischer Seite.

Der Vorstoß gegen die Chatten

Über die beiden ersten Vorstöße der Römer, mit denen der Feldzug des Jahres 15 eingeleitet wurde, gibt Tacitus folgenden Bericht:

„Germanicus gab vier Legionen, 5000 Mann Hilfsvölker und die rasch aufgebotenen Haufen linksrheinischer Germanen dem Caecina;

er selbst hatte gleichfalls vier Legionen und die doppelte Anzahl von Bundesgenossen. Dann führte er, nachdem er auf der Höhe des Taunus auf den Trümmern des von seinem Vater (Drusus) angelegten Bollwerkes ein Kastell errichtet hatte, das Heer in Gefechtsbereitschaft in Eilmärschen in das Gebiet der Chatten, nachdem er den L. Apronius zum Anlegen fester Wege und Schlagen von Brücken zurückgelassen hatte. Er hatte nämlich — ein seltener Fall in jenem Klima — infolge der Dürre und des niedrigen Wasserstandes der Flüsse seinen Marsch ohne Aufenthalt mit größter Schnelligkeit ausführen können. Für den Rückmarsch wurden daher Regengüsse und Steigen der Flüsse befürchtet. Die Chatten aber überfiel er so unerwartet, daß alle, die wegen ihres Alters oder Geschlechtes nicht Kraft zur Flucht hatten, sofort gefangen oder niedergehauen wurden. Dagegen hatte ihre junge Mannschaft den Ederfluß durchschwommen und suchte die Römer am Schlagen einer Brücke zu verhindern. Doch wurde sie durch Wurfgeschütze und Pfeilhagel vertrieben. Nach vergeblichen Friedensverhandlungen verließen die übrigen, nachdem einige zu Germanicus übergelaufen waren, ihre Gaue und Dörfer und zerstreuten sich in die Wälder. Nachdem Cäsar Mattium hatte in Brand stecken lassen — dies ist der Hauptort des Stammes —, verwüstete er das offen daliegende Land und wandte sich dann zum Rhein, ohne daß die Feinde wagten, den Rücken der Abziehenden zu behelligen, was sie sonst zu tun pflegen, wenn sie mehr aus List als aus Angst zurückgewichen sind. Die Cherusker hatten die Absicht gehabt, den Chatten beizustehen, aber Caecina hatte sie davon abgeschreckt, indem er seine Truppen bald hierhin, bald dorthin (in ihr Gebiet) führte. Die Marser, die einen Kampf wagten, hielt er durch ein glückliches Gefecht im Zaum."

Die Wiederholung der Behauptung, daß die Germanen, in diesem Falle die Chatten, wieder überrascht worden seien, muß uns mißtrauisch machen. Es handelt sich hier ganz sicher um eine Ausschmückung, die den Tatsachen nicht entsprochen haben kann. Wenn Germanicus zunächst auf der Höhe des Taunus ein Kastell errichtet, müßten die Germanen schon mit Blindheit geschlagen gewesen sein, wenn sie daraus nicht ihre Schlüsse zogen und sich überraschen ließen. Es wird den römischen Streifen gelungen sein, einige alte und kranke Männer und Frauen, wahrscheinlich auch Kinder, die sich in die Waldverstecke zurückziehen wollten, zu fassen, vielleicht auch einige Verstecke auszuheben. Der Versuch der Jungmannschaft der Chatten,

die Römer am Schlagen einer Brücke zu hindern, kann nur als ein Gefecht gedeutet werden, das den Zweck hatte, Zeit zu gewinnen, um die Räumung des Gebietes planmäßig durchzuführen. Das gleiche gilt von den vergeblichen Friedensverhandlungen, falls sie überhaupt stattgefunden haben. Daß einige Chatten zu den Römern überliefen, ist durchaus möglich, wissen wir doch von Segestes, daß bei den germanischen Stämmen manche Gruppen den Römern anhingen oder doch wenigstens gegen den Krieg waren, weil sie glaubten, daß die Römer ihn gewinnen müßten.

Mattium, der Hauptort des Stammes, wurde gleichfalls geräumt. Ein Beweis, wie stark die Autorität des Arminius gewesen sein muß. Der germanische Plan sah wohl vor, das römische Heer dadurch, daß die Chatten sogar auf die Verteidigung ihres befestigten Hauptortes verzichteten, in das strategische Weserdreieck hineinzulocken. In diesem Sinne wird man die Behauptung des Tacitus, daß die Cherusker die Absicht gehabt hätten, den Chatten beizustehen, deuten dürfen. Es ist jedenfalls nicht sehr wahrscheinlich, daß Caecina durch seine Märsche vor dem Weserdreieck Arminius von einer Schlacht gegen Germanicus, falls dieser in das Dreieck eindrang, hätten abschrecken können.

Die Ortsangaben in dem Bericht des Tacitus machen es wahrscheinlich, daß die Römer die Lahnstraße gewählt hatten, um in das Gebiet der Chatten einzudringen und die Eder zu erreichen. Das Kastell auf dem Taunus sollte dann die rechte Flanke der Römer decken. Der Vorstoß des Caecina zwischen Lippe und Ruhr deckte die linke Flanke des Germanicus, da die Sigambrer und Tenkterer, die zwischen Ruhr und Lahn wohnten, durch diesen Doppelvorstoß gezwungen waren, auf das Weserdreieck zurückzuweichen, wenn sie nicht in die Gefahr kommen wollten, von den beiden römischen Heeren eingekreist zu werden. Ein solches Zurückweichen der Aufgebote dieser beiden Stämme entsprach im übrigen nur dem strategischen Plan des Arminius.

Der Übergang über die Eder dürfte in der Nähe von Fritzlar erfolgt sein, wo die für die Bronzezeit nachgewiesene Lahnstraße die Eder überquerte, um die Gegend von Kassel zu erreichen und dort den Anschluß an die Straßen des Weserdreiecks zu finden. Bei Mattium, von dem wir ja wissen, daß es befestigt war, stand Germanicus an der Südspitze des Weserdreiecks. Er wagte es aber nicht, in das Dreieck hineinzustoßen, sicherlich deshalb, weil er wußte, daß er mit einem

Heere von 34000 oder 50000 Mann seinem großen Gegner Arminius nicht gewachsen war.

Der Bericht des Tacitus über die Befreiung des belagerten Segestes enthält nichts, was für unsere Darstellung von Belang wäre. Die Behauptung, daß Arminius erst nach der Gefangennahme seiner Gattin Thusnelda, die sich in der Burg ihres Vaters Segestes befunden hatte, zum Kampf gegen die Römer aufgerufen habe, ist nichts als eine der vielfachen Ausschmückungen, die der römische Geschichtschreiber seinen Lesern schuldig zu sein glaubte.

Die Schlacht an der Weser

Der erste Versuch, in das entscheidende Weserdreieck vorzudringen und Arminius zu schlagen, dürfte im Sommer des Jahres 15 unternommen worden sein. Germanicus läßt sein Heer in drei Abteilungen vorgehen und sich an der Ems wieder vereinigen. Tacitus berichtet darüber:

„Damit aber der Krieg nicht mit ungeteilter Wucht über ihn hereinbräche, sandte er Caecina mit vierzig römischen Kohorten — um die Kräfte der Feinde zu zersplittern — durch das Gebiet der Brukterer an den Emsstrom, während die Reiterei der Oberst Pedo durch das Gebiet der Friesen führte. Er selbst ließ vier Legionen an Bord gehen und fuhr durch die Seen. Zu gleicher Zeit trafen Fußvolk, Reiter und Flotte an dem eben genannten Strome zusammen. Die Chauken wurden, da sie Hilfstruppen versprachen, in die römische Waffenkameradschaft aufgenommen. Die Brukterer, die ihre Wohnstätten niederbrannten, schlug L. Stertinius mit einer Kampftruppe auf Befehl des Germanicus; dabei fand er während des Mordens und Beutemachens den Adler der 19. Legion wieder, der unter Varus verlorengegangen war. Von da ging der Zug bis ans Ende des Bruktererlandes; das Gebiet zwischen Ems und Lippe wurde verwüstet, unweit des Teutoburger Waldes, in dem die Gebeine des Varus und seiner Legionen unbestattet vermodern sollten."

Das Gebiet der Brukterer erstreckte sich nördlich der Lippe bis zum Teutoburger Wald. Caecina dürfte zunächst die Straße an der Lippe genommen und etwa bei Haltern nach Norden abgebogen sein, um die Ems in der Gegend von Rheine zu erreichen. Es dürfte sich kaum noch feststellen lassen, wie weit die Ems zur Zeit der Römer schiffbar war. Aus den Angaben des Tacitus über den Marsch der vereinigten römischen Heere aber muß man annehmen, daß der ver-

einbarte Ort des Zusammentreffens der drei römischen Heeressäulen etwa bei Rheine gelegen haben kann.

Den Bericht über die Besichtigung der Schlachtfelder im Teutoburger Wald haben wir bereits wiedergegeben. Daran anschließend erzählt Tacitus:

„Germanicus aber folgte dem Arminius, der in unwegsames Gelände zurückwich, und ließ seine Reiter, sobald sich die Gelegenheit bot, einen Angriff machen, mit der Weisung, dem Feinde das Feld, das er besetzt hatte, zu entreißen. Arminius, der seinen Scharen befohlen hatte, sich zu sammeln und nahe an die Wälder heranzuziehen, machte plötzlich Front. Dann gab er denen, die er in den Bergwäldern versteckt hatte, das Zeichen zum Hervorbrechen. So wurde die römische Reiterei durch ein neues Heer in Verwirrung gebracht. Außerdem hatten die Hilfstruppen, die ihre Reserve bildeten und ihr zur Hilfe gesandt waren, durch den Anprall der Fliehenden mit fortgerissen, die Verwirrung noch gesteigert. So wurden sie in das Moor gedrängt, das den Siegern bekannt war, den Römern dagegen, die von Weg und Steg keine Ahnung hatten, hätte verderblich werden können, wenn nicht der Cäsar die Legionen vorgeführt und zur Schlacht aufgestellt hätte. Daher schraken die Feinde zurück, während das römische Heer wieder Mut faßte. So endete das Treffen unentschieden."

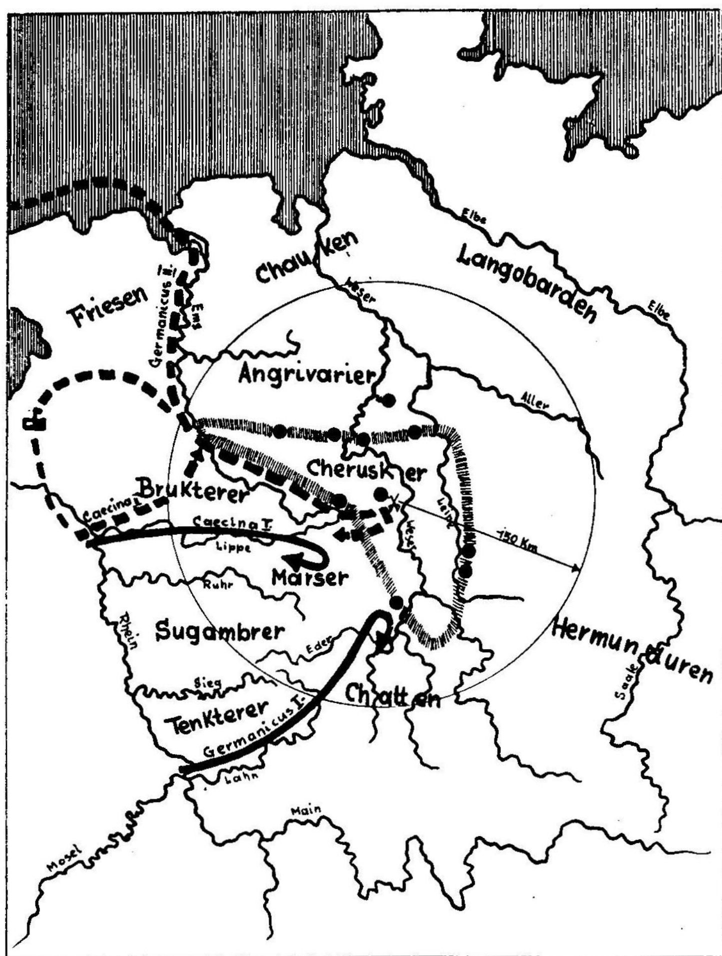
Der Bericht über diese erste große Schlacht zwischen Arminius und Germanicus ist auffallend dürftig. Es fehlen alle Ausschmükkungen, wie sie Tacitus sonst gibt. In seiner Dürftigkeit aber spricht dieser Bericht deutlicher als manche der weitschweifenden Erzählungen des Tacitus. Wir können folgendes feststellen:

1. Tacitus bestätigt, daß Arminius den Aufgeboten der Stämme Sammelbefehle erteilt hatte. Der Cherusker zieht also an sein Kernheer weitere Aufgebote heran, um dem römischen Heer zahlenmäßig gewachsen zu sein.

2. Arminius bestimmt das Schlachtfeld. Durch einen taktischen Rückzug zwingt er Germanicus, ihm auf dieses Schlachtfeld zu folgen.

3. Die germanischen Schlachtkeile haben befehlsgemäß in Bergwäldern Aufstellung genommen und brechen erst auf ein Zeichen des Feldherrn zum Kampfe vor. Arminius leitet also die Schlacht planmäßig.

4. Die römische Reiterei und die Hilfstruppen, die die Reserve bildeten, werden sofort in die Flucht geschlagen und in ein Moor gedrängt.



Der Feldzug des Jahres 15.

Germanicus I und Caecina I: Die Vorstöße der römischen Heere im Frühjahr bzw. Frühsommer.
Germanicus II und Caecina II und Reiterei: Anmarsch zum Sammelort an der Ems, von da aus Vorstoß in das strategische Weserdreieck.
Der Kreis mit dem Radius 150 km soll zeigen, aus welchem Gebiet Arminius die Aufgebote der älteren Männer infolge der Zeitversäumnis des Germanicus an sein Kernheer zur Entscheidungsschlacht heranziehen konnte.

5. Daraufhin führt Germanicus die Legionen zur Schlacht vor, Arminius aber soll die Schlacht abgebrochen haben.

Es ist wenig wahrscheinlich, daß Germanicus, der ja seinen Feldzug darauf abgestellt hatte, seinen Gegner im strategischen Weserdreieck zu fassen und zu schlagen, auf eine Verfolgung der zurückgehenden Germanen oder auf eine Weiterführung der Schlacht verzichtet hat. Wir müssen schon annehmen, daß die Schlacht durchgeschlagen wurde. Das ist tatsächlich auch geschehen, denn die weiteren Angaben des Tacitus lassen keinen anderen Schluß zu als den, daß Arminius in der Entscheidungsschlacht Sieger geblieben ist.

Tacitus berichtet unmittelbar nach seiner Behauptung, die Schlacht hätte unentschieden geendet, nämlich folgendes:

„Germanicus führte nun die Truppen zur Ems zurück und ließ die Legionen durch die Flotte wie auf dem Hinwege zurückbefördern. Ein Teil der Reiterei erhielt den Befehl, am Ufer des Meeres entlang zum Rhein zu marschieren. Caecina dagegen, der seine eigene Abteilung führte, wurde angewiesen, obgleich er auf bekannten Wegen zurückmarschierte, doch die „langen Brücken" möglichst bald zu passieren. Dieser Durchgang, den einst L. Domitius angelegt hatte, war nur schmal inmitten gewaltiger Sümpfe, das übrige Gelände morastig und durch seinen schweren Kleiboden hinderlich, oder durch Wasserläufe unsicher zu passieren, ringsum allmählich ansteigende Bergwälder, die damals Arminius besetzt hatte, nachdem er auf Richtwegen in Eilmärschen unseren Truppen, die durch ihr Gepäck und ihre Bewaffnung verhindert waren, zuvorgekommen war."

Dieser Bericht zeigt zweierlei: Einmal, daß die Römer sich zur Ems zurückziehen, wo Germanicus das Heer wiederum in drei Abteilungen zum weiteren Rückmarsch aufgeteilt haben soll, zweitens aber, daß Arminius das römische Heer verfolgt und in Eilmärschen auf Richtwegen Caecina überholt hat, dessen Rückzugsweg also dem Cherusker bekannt gewesen sein muß.

Nach einer unentschiedenen Schlacht hatte Germanicus keine Veranlassung, sofort den Rückmarsch anzutreten, um so weniger, als Tacitus nicht davon spricht, daß etwa die vorgerückte Jahreszeit einen solchen Rückmarsch veranlaßt hätte. Der Rückzug nach verlorener Schlacht ist jedoch selbstverständlich.

Eine Teilung des Heeres auf dem Rückzug war äußerst gefährlich, denn sie gab dem nachdringenden Feinde die Möglichkeit, einzelne Heeresteile mit überlegener Macht anzugreifen und zu vernichten.

Es ist nicht glaubhaft, daß Germanicus einen solchen Fehler gemacht haben soll. Also kann man nur annehmen, daß er auf dem Rückzuge in eine Lage gebracht wurde, die ihn zu der von Tacitus bezeugten Maßnahme zwang, oder daß der Rückzug sich zur Flucht entwickelte, bei der Einzelteile des Heeres, soweit sie noch kampfkräftig waren, zum selbständigen Handeln gezwungen wurden. Das dürfte für Caecina und die unter ihm kämpfenden Legionen zutreffen. Der alte erfahrene General deckte mit seinen Truppen offenbar den Rückzug und die Einschiffung der vier anderen Legionen an der Ems. Danach dürfte für ihn kein anderer Weg übrig geblieben sein als der über die „langen Brücken". Mit anderen Worten: Arminius hat dem Caecina den Rückweg aufgezwungen. Das konnte er jedoch nur, wenn er in der voraufgegangenen Schlacht Sieger geblieben war.

Der Bericht des Tacitus über den Rückzug der von Germanicus eingeschifften vier Legionen zeigt, daß die Einschiffung überstürzt erfolgte. Germanicus sieht sich nämlich gezwungen, zwei Legionen wieder an Land zu setzen. Es heißt darüber bei Tacitus:

„Germanicus gab von den Legionen, die er zu Schiff hatte befördern lassen, die zweite und vierzehnte dem P. Vitellius, um sie auf dem Landwege zurückzuführen, damit die Flotte um so leichter auf dem Meere voller Untiefen schwämme oder bei Ebbe festsäße. Dieser machte den Marsch anfangs trockenen Fußes oder doch bei niedriger Flut ohne Gefahr. Dann aber wurde unter der Wirkung des Nordwindes und dazu unter dem Gestirn der Tag- und Nachtgleiche, wo der Ozean am stärksten schwillt, der Heereszug fortgerissen und hierhin und dorthin geworfen. Der Boden verschwand unter den Fluten, das Meer, das Ufer und die Landflächen zeigten das gleiche Aussehen: man konnte nicht mehr unsicheren Grund von festem Land, seichte von tiefen Stellen unterscheiden. Die Soldaten wurden durch die Flut niedergeworfen, von den Wogen verschlungen, Zugtiere, Gepäck und Leichen trieben dazwischen oder kamen ihnen entgegengeschwommen. Die Manipel gerieten durcheinander. Bald wateten sie bis an die Brust, bald bis zum Kopfe im Wasser; manchmal verloren sie den Boden unter den Füßen, wurden abgetrieben oder versanken. Da nützten keine Zurufe oder gegenseitige Ermutigungen gegen den Andrang der Wellen; kein Unterschied war zwischen Tapfern und Feigen, Klugen und Toren, zwischen Einsicht und Zufall; alles wurde von der gleichen Naturgewalt überwältigt. Endlich gelingt es Vitellius, sich auf höherliegendes Gelände zu retten. Dorthin führte

er seine Truppen. Sie verbrachten die Nacht ohne Lebensmittel, ohne Feuer, ein großer Teil von ihnen nackt oder übel zugerichtet, in ebenso kläglicher Lage, als wenn sie der Feind eingeschlossen hätte. Denn in einem solchen Falle besteht doch noch die Möglichkeit zu einem ehrenvollen Tode, während ihnen hier nur ein ruhmloser Untergang bevorstand. Der anbrechende Tag zeigte ihnen wieder Land, und sie gelangten an den Strom, wohin der Cäsar mit der Flotte gefahren war. Dann wurden die Legionen an Bord genommen, während noch das Gerücht umging, sie seien alle ein Opfer der See geworden. Und nicht eher glaubte man an ihre Rettung, als bis man den Cäsar und das Heer zurückkehren sah."

Die Römer kannten damals das Wattengebiet der Nordseeküste seit über 30 Jahren. Sie hatten eingesessene und meergewohnte Germanen als Bundesgenossen und Hilfstruppen in ihrem Heer, vor allem die Bataver und die Friesen. Die Flotte hatte bei dem Anmarsch vier Legionen über „das Meer voller Untiefen" befördert. Sie war zweifellos in der Lage, die gleichen vier Legionen auf dem Rückweg gefahrlos zu befördern. Das was Tacitus erzählt muß also eine Verschleierung der wirklichen Geschehnisse sein. Es bleibt nur die eine Deutung übrig, daß der Rückzug zur Ems zur überstürzten Flucht wurde, und daß die von Panik erfaßten römischen Truppen, die die Ems erreichten, sich ohne Rücksicht auf die Ladefähigkeit an Bord der Schiffe begaben. Dadurch wurde Germanicus gezwungen, zwei Legionen wieder an Land zu setzen, wollte er eine Katastrophe seiner Flotte vermeiden. Diese zwei Legionen unter Vitellius aber haben sich sicherlich nicht aus Unkenntnis in das Wattengebiet begeben. Sie sind von germanischen Truppen, die die fliehende Flotte am Ufer begleitet haben mögen, in das Wattengebiet hineingedrängt worden. Tacitus bestätigt also durch seine Erzählung unsere Feststellung, daß die Schlacht im strategischen Weserdreieck ein großer und den Feldzug des Jahres 15 entscheidender Sieg des Arminius über acht Legionen war.

Tacitus gibt denn auch die Niederlage unumwunden zu, wenn er mitteilt:

„Übrigens wetteiferten Gallien, Spanien und Italien, um die Verluste des Heeres wieder auszugleichen, indem sie, je nachdem, was dem einzelnen Lande zur Verfügung stand, Waffen, Pferde und Geld anboten; Germanicus lobte ihre Bereitwilligkeit, nahm aber nur Waffen und Pferde für Kriegszwecke an, während er mit Geld seine Truppen aus eigenen Mitteln unterstützte. Und um die Erinne-

rung an die Niederlage auch durch Beweise seiner Huld zu lindern, besuchte er die Verwundeten, lobte die Taten einzelner, sah ihre Wunden an und erfüllte die einen, indem er ihnen Hoffnung auf Genesung machte, die andern, indem er sie auf den erworbenen Ruhm hinwies, und alle dadurch, daß er sie anredete und sein Interesse für sie bekundete, mit Vertrauen auf seine Person und auf den Kampf."

Die Niederlage, von der Tacitus spricht, kann sich nur auf die Schlacht vor der Weser beziehen, denn Caecina gelang es, mit seinen vier Legionen durchzubrechen. Wenn er auch sehr schwere Verluste erlitt, so war sein Durchbruch, wenn auch kein Sieg, so doch gewiß keine Niederlage.

Der Ablauf der Ereignisse läßt sich also kurz zu folgendem zusammenfassen.

Das vom Teutoburger Walde vorrückende Heer von acht Legionen trifft auf das Heer des Arminius, das wahrscheinlich dem römischen Heer an Zahl der Kämpfer gleich war. Durch einen Scheinrückzug zwingt Arminius die Römer auf das von ihm bestimmte Schlachtfeld. Durch den Angriff der in den Bergwäldern versteckten germanischen Schlachtkeile werden die römische Reiterei und die Hilfstruppen geworfen. Die Legionen halten wenigstens so lange stand, daß der Rückzug zunächst noch einigermaßen geordnet angetreten werden kann. Caecina deckt diesen Rückzug mit seinen vier Legionen, kann aber nicht verhindern, daß durch das Nachdrängen der Germanen der Rückzug zur Flucht wird. An der Ems werfen sich die geschlagenen Römer, ohne Ordnung zu wahren, auf die Schiffe. Caecina wird in ein Gebiet, das von Bergwäldern und Sümpfen durchzogen ist, abgedrängt. Arminius und Ingiomar folgen ihm mit dem Hauptteil ihrer Truppen. Die davonfahrende römische Flotte wird von den Germanen wahrscheinlich an beiden Ufern des Flusses verfolgt. Germanicus, der die Flotte führt, sieht sich gezwungen, um seine überfüllten Schiffe zu entlasten, zwei Legionen unter Vitellius an geeigneter Stelle zu landen. Diese beiden Legionen werden von den Germanen angegriffen und in das Wattengebiet gedrängt, so daß Germanicus den Rest wieder an Bord nehmen muß. Nach schweren Verlusten erreicht die Flotte den Rhein. Der römischen Reiterei gelang es, durch das Gebiet der Friesen ohne größere Verluste den Rhein zu gewinnen. Die vier Legionen des Caecina aber wurden an einer von Arminius ihnen aufgezwungenen Stelle inmitten von Bergwäldern und Sümpfen zum Kampf gestellt. Ihre Lage mag ähnlich gewesen sein

wie die der drei Legionen des Varus. Caecina aber war ein erfahrener und fähiger Heerführer. Er bewies, daß auch die Legionen des Varus unter fähiger Führung Aussicht gehabt hätten, zur Lippe durchzubrechen.

Der Durchbruch Caecinas

„Caecina, der erst im Zweifel war, wie er zugleich die vom Alter verfallenen Brücken wieder herstellen und den Feind zurückschlagen sollte, entschloß sich, an Ort und Stelle ein Lager abstecken zu lassen, um an die Pionierarbeit zu gehen und zugleich mit einer anderen Abteilung den Kampf aufzunehmen.

Die Barbaren suchten die Postenketten zu durchbrechen und in die Abteilung der Pioniere einzudringen. Sie beunruhigten die Truppen, umschwärmten sie und stürmten ihnen entgegen: das Geschrei der Kämpfenden mischte sich mit dem der Schanzenden. Es hatte sich wirklich alles gegen die Römer verschworen. Das Gelände war ein unergründlicher Morast, zu schwank, um festen Fuß zu fassen, zu schlüpfrig, um darauf vorzurücken, die Leiber unserer Soldaten durch ihre Panzer beschwert: so konnten sie in dem Sumpfgelände nicht einmal ihre Pilen schleudern. Den Cheruskern dagegen war der Kampf in Sumpf und Morast vertraut und ihre Glieder schlank, während ihre mächtigen Lanzen, selbst aus der Ferne geschleudert, schwere Wunden verursachten. Erst die Nacht rettete die schon weichenden Legionen aus dem unglücklichen Kampf. Die Germanen dagegen, die im Gefühl des Erfolges keine Müdigkeit spürten, gönnten sich nicht einmal jetzt Ruhe, sondern leiteten alle Bäche, die auf den umliegenden Höhen entspringen, zu Tale. Das Gelände wurde unter Wasser gesetzt und die Schanzarbeit der Römer verschüttet, doppelte Mühe für unsere Soldaten.

Caecina stand im vierzigsten Jahre seiner militärischen Laufbahn, sei es als Untergebener oder als Vorgesetzter; er hatte Erfolge ebenso wie Rückschläge im Kriege erlebt. Er verlor daher auch jetzt nicht den Mut; wie er so die Lage überdachte, fand er keinen anderen Rat, als daß er den Feind in den Wäldern festhielte, bis die Verwundeten und der schwere Troß einen Vorsprung hätten. Denn inmitten der Berge und Moräste erstreckte sich eine Ebene, die die Aufstellung einer dünnen Schlachtlinie ermöglichte. Er bestimmte daher die 5. Legion zum Schutz der rechten Flanke, die 21. für die linke, die 1. als Vorhut, die 20. zur Sicherung gegen den nachfolgenden Feind. Die Nacht

war aus verschiedenen Gründen unruhig. Die Barbaren erfüllten mit ihren festlichen Gelagen, frohen Gesängen oder trotzigem Geschrei die Talgründe und die widerhallenden Berge. Bei den Römern dagegen waren nur schwache Lagerfeuer und abgebrochene Laute vernehmbar, während die Truppen selbst überall hinter dem Wall lagen oder zwischen den Zelten herumhantierten. Sie konnten keinen Schlaf finden, ohne doch darum dauernd wachsam zu sein. Den Feldherrn ängstigte ein schrecklicher Traum. Er glaubte, den Quintilius Varus blutbespritzt aus dem Morast auftauchen zu sehen, und es war ihm, als ob dieser ihn riefe, doch hörte er nicht auf ihn und stieß seine ausgestreckte Hand zurück. Als der Tag anbrach, ließen die Legionen, die nach den Flanken kommandiert waren, sei es aus Angst oder aus Trotz, den ihnen angewiesenen Punkt im Stich und besetzten schnell das freie Feld jenseits des sumpfigen Geländes. Doch brach Arminius, obgleich ihm die Möglichkeit zum Angriff gegeben war, nicht gleich hervor, aber sowie der römische Troß in dem Morast und den Gräben stecken blieb und die Truppen ringsum in Unordnung geraten waren, die Ordnung der einzelnen Verbände sich löste und, wie es in solcher Lage zu gehen pflegt, jeder nur auf seine Rettung bedacht, vorwärts eilte und niemand mehr auf die Befehle der Vorgesetzten hörte, da gab er den Germanen Befehl zum Angriff mit den Worten: ‚Seht da! Varus und die Legionen, aufs neue durch das gleiche Schicksal wehrlos!‘ Zugleich durchbrach er mit einer auserlesenen Schar die römischen Marschkolonnen und brachte besonders den Pferden Wunden bei. Diese strauchelten in ihrem Blute auf dem morastigen Boden, warfen ihre Reiter ab und zersprengten die sich Entgegenstellenden oder zertraten die am Boden liegenden Verwundeten. Das ärgste Gedränge war um die Adler, die weder gegen die einschlagenden Geschosse vorgetragen, noch in dem schlammigen Boden eingerammt werden konnten. Während Caecina seine Front zu halten suchte, wurde sein Pferd durchbohrt: er stürzte und wäre umzingelt worden, wenn sich nicht die erste Legion dem Feinde entgegengeworfen hätte. Hier kam uns die Gier der Feinde zustatten, die vom Kampfe abließen, um Beute zu machen, und so konnten sich die Legionen gegen Abend auf freies Feld und festes Gelände herausarbeiten. Aber das bedeutete noch kein Ende der Leiden. Es mußte ein Wall errichtet werden und Dammerde herbeigeschafft werden, obgleich großenteils die Geräte verlorengegangen waren, mit denen Erde ausgehoben oder Rasen ausgestochen wird. Für die Manipel fehlten die Zelte, für die Ver-

wundeten das Verbandzeug. Wie die Mannschaften den von Kot oder Blut bespritzten Mundvorrat unter sich teilten, jammerten sie über die unheimliche Finsternis und darüber, daß so vielen tausend Mann nur noch ein Tag beschieden sei."

Wieder bezeugt uns Tacitus eine planmäßige Führung des Kampfes auf germanischer Seite, die zwischen Beunruhigung und Angriff, Fernkampf und Nahkampf wechselt. In der Nacht nach dem ersten Tage dieser Schlacht setzen die Germanen sogar das Gelände, auf dem die Römer ihr Lager errichtet haben, durch Ablenkung der aus den Bergwäldern kommenden Bäche unter Wasser. Wie verlustreich der Kampf am ersten Tage war und wie nahe sich das römische Heer am Rande einer Katastrophe befand, geht aus der farbigen Schilderung des Tacitus einwandfrei hervor. Caecina aber war nicht entmutigt. Er gab umsichtig seine Befehle für den weiteren Rückzug. Die beiden die Flanken deckenden Legionen, die 5. und die 21., gehorchen jedoch diesen Befehlen nicht. Sie suchen so schnell als möglich das ihnen bekannte freie Feld jenseits des sumpfigen Geländes zu erreichen.

Arminius verhält sich zunächst abwartend. Erst als die Verwirrung im Heere ihren Höhepunkt erreicht hat, gibt er den Befehl zum Angriff. An der Spitze eines Keiles durchbricht er die römischen Reihen. Da macht die erste römische Legion, die die Vorhut hatte, Kehrt und deckt den Rückzug, so daß sich die Römer gegen Abend auf freies Feld und festes Gelände herausarbeiten können.

Wenn Tacitus in diesem Zusammenhang von „der Gier der Germanen Beute zu machen" spricht, so wird man das als Ausschmückung zu werten haben. Arminius dürfte, um seine Truppen zu schonen und Verluste nach Möglichkeit zu vermeiden, nur einen Teil seiner Tausendschaften eingesetzt haben, war er doch sicher, daß ihm die Vernichtung des römischen Heeres gelingen mußte, wenn seine im voraus geplanten Maßnahmen durchgeführt wurden.

Tacitus schildert weiter, wie eine Panik im römischen Lager durch ein Pferd entstand, das sich losgerissen hatte und wie Caecina und seine Unterführer nur mit Mühe dieser Panik Herr wurden. Dann sagt er:

„In gleicher Hoffnung waren die Germanen: Hoffnung, Beutegier und die Meinungsverschiedenheit ihrer Führer trugen dazu bei. Arminius riet, man sollte die Römer erst aus dem Lager herauslassen und sie dann wieder im Morast und Gestrüpp umzingeln. Inguiomerus dagegen vertrat einen gefährlichen Gedanken, so recht nach

dem Herzen der Barbaren: den Wall mit ihren Kriegern zu umstellen; die Erstürmung sei dann sicher, die Zahl der Gefangenen größer, die Beute unversehrt. So stürzten sie denn bei Tagesanbruch die Wände der Lagergräben ein, warfen Reisig darüber und faßten mit den Händen den obersten Rand des Walles, über dem sich nur vereinzelt Soldaten zeigten, die durch die Angst wie angewurzelt erschienen. Wie nun die Germanen an den Befestigungen hängen, da wird den Kohorten das Zeichen gegeben, Hörner und Tuben erklingen. Sofort umfassen die Römer mit Geschrei voll Ungestüm die Germanen im Rücken und rufen voll Grimm: Hier seien keine Wälder oder Sümpfe, sondern unter gleichen Bedingungen gleiche Aussichten! Auf den Feind, der auf eine leichte Erstürmung gerechnet und nur wenige und nur halbbewaffnete Kämpfer anzutreffen gewähnt hatte, machte der Klang der Tuben, das Blitzen der Waffen, je unerwarteter es kam, um so stärkeren Eindruck. Sie fielen, wie sie im Glück siegestrunken gewesen waren, so jetzt im Unglück kopflos geworden. Arminius verließ unversehrt, Inguiomerus dagegen erst nach schwerer Verwundung den Kampfplatz. Die Masse wurde niedergehauen, solange die Wut unserer Soldaten und der Tag anhielt. Erst mit der Nacht kehrten die Legionen zurück. Obgleich sie mehr Wunden und der gleiche Mangel an Lebensmitteln wie am Tage vorher quälten, so hatten sie doch die Kraft, Gesundheit, Vorräte, überhaupt alles im Bewußtsein des Sieges.

Inzwischen hatte sich in der Provinz die Kunde verbreitet, das Heer sei umzingelt und die Germanen im Anmarsche gegen Gallien. Und wenn nicht Agrippina den Abbruch der Rheinbrücke verhindert hätte, so hätten sich Elende gefunden, die dies Verbrechen in ihrer Angst gewagt hätten."

Die Schilderung des Tacitus läßt klar erkennen, daß Arminius die Vernichtung der römischen Legionen unter möglichster Schonung seiner eigenen Tausendschaften geplant hat. Er wußte, daß ein Angriff auf das Lager nicht nur sehr verlustreich sein müßte, sondern auch den Römern Aussicht auf erfolgreiche Gegenstöße und einen Durchbruch bot. Sein Plan war, die Römer erst dann wieder anzugreifen, wenn sie auf dem Marsche waren. Der zweite germanische Feldherr aber, Ingiomar, von dem wir als wahrscheinlich angenommen haben, daß er die Aufgebote der älteren Mannschaften führte, befahl seinen Tausendschaften den Angriff auf das Lager. Ob dies nun aus Kurzsichtigkeit oder Trotz geschah, jedenfalls geht aus den Angaben

des Tacitus hervor, daß Arminius nicht allein befehlen konnte, sondern daß Ingiomar gleiche Befehlsgewalt wie sein Neffe hatte.

Es ist anzunehmen, daß Arminius wenigstens einen Teil seiner Tausendschaften zurückhielt, als Ingiomar mit den seinen zum Sturm auf das Lager antrat. Die Schilderung des Tacitus, wie die Germanen die Lagerwälle überwinden, zeigt, daß sie nicht ohne Vorbereitungen und Überlegung angriffen. Durch die römischen Ausfälle wurden aber die angreifenden germanischen Tausendschaften derartig in Verwirrung gebracht, daß Arminius offenbar keine Möglichkeit mehr gesehen hat, durch Einsatz seiner Tausendschaften den Ausgang des Kampfes zu wenden.

Die Besonnenheit ist offensichtlich ein besonderes Merkmal der Kriegsführung des Arminius. Man kann ihm nicht vorwerfen, daß es ihm an Mut oder Entschlußkraft gefehlt hätte. Beides hat er in den Kämpfen zur Genüge bewiesen. Der Grund seiner Zurückhaltung lag zweifellos in seinem Wissen über die militärische Stärke des römischen Reiches. Er mußte immer damit rechnen, daß die Römer mit neuen Heeren angriffen. Die Vernichtung der vier Legionen des Caecina hätte gewiß eine schwere Lücke gerissen, aber diese Vernichtung durfte nicht durch zu hohe Verluste auf germanischer Seite erkauft werden, insbesondere mußte Arminius seine aktive Truppe, sein Kernheer, soweit als möglich schonen. Die rund 40000 Mann, die ihm der Istwäonenbund zur Verfügung gestellt hatte, um ein stehendes Heer zu bilden, sind gewiß das Höchstmaß dessen gewesen, was Arminius erreichen konnte. Geringere Verluste ließen sich ersetzen, schwere Verluste aber mußten die Wirtschaftskraft der Istwäonenstämme erschüttern, besonders dann, wenn der Krieg noch Jahre dauerte, womit Arminius ja zu rechnen hatte. Es ist ersichtlich, daß der große Cherusker nicht allein als Feldherr, sondern in nicht geringerem Maße auch als Staatsmann seine Entscheidungen getroffen hat.

Rückblickend dürfen wir feststellen, daß die Kämpfe des Jahres 15 überzeugend bestätigen, wie hochentwickelt das germanische Heereswesen war. Die Schlachten und Gefechte werden auf germanischer Seite nicht durch ungestüme, unüberlegte Angriffe geführt, sondern nach Plan und Willen der Feldherren, wobei die germanischen Tausendschaften volle Disziplin wahren. Die Zweiteilung im Oberbefehl wirkte sich allerdings insofern verhängnisvoll aus, als dadurch die Vernichtung der vier Legionen des Caecina vereitelt wurde.

Wir können wohl annehmen, daß Arminius unter Hinweis auf die Auswirkung alles tat, um diese Zweiteilung im Oberbefehl zu beseitigen. Das muß ihm gelungen sein, denn im Jahre 16 spielt Ingiomar nur noch die Rolle eines Unterfeldherrn. Tacitus jedenfalls berichtet nichts mehr von selbständigen Entschlüssen dieses Mannes. Auch die offensichtliche Verärgerung des Ingiomar, die sich in dem von Tacitus berichteten Übertritt Ingiomars auf die Seite des Marbod kundgibt, ist ein Hinweis darauf, daß es Arminius gelungen sein muß, die Zweiteilung des Oberbefehls zu beseitigen. Im Jahre 16 konnte Arminius als Feldherr, soweit es die Umstände zuließen, frei schalten.

Der Feldzug des Jahres 16

Die operative Idee

Seine Schilderung des Feldzuges im Jahre 16 beginnt Tacitus bezeichnenderweise mit einer Darlegung der operativen Idee, von der sich der römische Feldherr Germanicus leiten ließ. Er sagt:

„Er (Germanicus) überdachte daher die Methode der Kriegführung und die Ursachen seiner Erfolge und Mißerfolge während seiner nun schon ins dritte Jahr gehenden Feldzüge. Es wurde ihm klar, daß die Germanen in offener Feldschlacht und auf normalem Gelände geschlagen würden, während Wälder und Sümpfe, die kurzen Sommer und früh hereinbrechenden Winter für sie günstig waren, und daß der römische Soldat nicht so sehr durch Verwundungen wie durch die endlosen Märsche und den Verlust seiner Waffen geschädigt würde ... Der lange Troß des Heeres sei Überfällen besonders ausgesetzt, dagegen schwer zu schützen. Wenn man aber zur See ginge, dann fiele ihnen deren Beherrschung von selbst zu, die die Feinde nicht kennten. Zugleich würde der Krieg früher im Jahre begonnen, die Legionen und ihr Proviant in gleicher Weise befördert: Ungeschwächt würden dann Roß und Reiter, durch die Mündungen der Flüsse eindringend, mitten in Germanien stehen.

So ging er denn ans Werk ... beauftragte Silius und Caecina mit der Leitung des Flottenbaues. Tausend Schiffe schienen auszureichen. Ihr Bau wurde schleunigst in Angriff genommen, die einen kurz mit kleinem Achter- und Vorderdeck und geräumigem Rumpf, damit sie leichter den Andrang der Wogen aushielten, andere mit flachem Kiel, damit sie bei Ebbe ohne Schaden auflaufen könnten. Die Mehrzahl von ihnen erhielt vorn und hinten ein Steuerruder, damit sie bei plötzlicher Umkehrung der Fahrtrichtung mit dem einen oder dem andern Ende landen konnten. Viele wurden mit Planken bedeckt, auf denen Wurfgeschütze befördert werden sollten. Sie konnten auch Pferde oder Zufuhr aufnehmen. Mit Segeln und Rudern

ausgerüstet, wuchsen sie dank dem Eifer der Soldaten zu stattlichen und furchtbaren Erscheinungen heran.

Die Insel der Bataver war als Sammelpunkt bestimmt worden, weil man dort leicht landen, die Truppen an Bord nehmen und den Kriegsschauplatz von dort verlegen kann..."

Die strategische Grundidee des Germanicus paßte sich offenbar für den Feldzug des Jahres 16 ganz der von uns entwickelten Heeresneuordnung des Arminius und den im Jahre 15 von den Römern gemachten Erfahrungen an. Germanicus hatte erkannt, daß er nur dann Aussicht besaß, das strategische Weserdreieck zu erobern, wenn es ihm gelang, das Kernheer des Cheruskers zu fassen, bevor Arminius die Aufgebote der Stämme heranziehen und damit sein Heer ausreichend verstärken konnte. Germanicus wußte, daß Arminius mit seinem Kernheer im strategischen Weserdreieck stand. Er konnte dieses Dreieck und damit das Kernheer nur durch äußerste Schnelligkeit überraschend erreichen. Es galt außerdem, seinen Plan nach Möglichkeit zu verschleiern. Wenn er seinem Heer wenigstens einen großen Teil der ermüdenden und zeitraubenden Märsche ersparen wollte, so konnte er das nur durch einen Transport auf der Flotte, die zu diesem Zweck durch tausend neugebaute Schiffe verstärkt werden mußte. Die Einschiffung seiner Truppen von der Insel der Bataver aus und die Fahrt der Flotte zur Ems oder zur Weser konnte zudem von den Spähern des Arminius nicht so leicht erkundet werden, wie etwa ein Marsch, der von irgendeinem der römischen Standlager am Rhein nach Osten ins freie Germanien hinein angetreten wurde.

Es ist also zweierlei erkennbar, einmal die Absicht, durch Transport des Heeres auf der Flotte lange Märsche und damit Ermüdung zu vermeiden und Zeit zu ersparen, und zum zweiten die Absicht, den Aufmarsch und die geplante Stoßrichtung nach Möglichkeit zu verschleiern.

Der Flottenfahrt gehen zwei Vorstöße voran, die offenbar die Verschleierung der eigentlichen Pläne mit zum Ziel hatten. Tacitus berichtet darüber:

„Während sich die Schiffe sammelten, ließ der Cäsar den Legaten Silius mit einer Kampfgruppe einen Einfall in das Gebiet der Chatten machen. Er selbst führte auf die Kunde von der Belagerung des Kastells an der Lippe sechs Legionen dorthin. Silius hatte infolge von plötzlichen Regengüssen weiter nichts ausgerichtet als geringe Beute gemacht und die Gattin und Tochter des Chattenfürsten Arpius

geraubt. Die Belagerer (des Kastells an der Lippe) gaben jedoch dem Cäsar keine Gelegenheit zum Kampf. Auf die Kunde von seiner Ankunft waren sie in alle Winde zerstoben. Doch hatten sie den Hügel, der zu Ehren der Legionen des Varus errichtet war, und den Drusus geweihten Altar zerstört. Germanicus stellte diesen wieder her. Dann machte er selbst an der Spitze der Legionen zu Ehren seines Vaters einen feierlichen Umzug um ihn; doch von einer Erneuerung des Hügels sah er ab. Auch wurde die ganze Strecke zwischen dem Kastell Aliso und dem Rhein durch neue Grenzwälle und Erdwerke befestigt."

Aus dieser Mitteilung des Tacitus ergibt sich zunächst, daß die Germanen nach ihrem Sieg im Jahre 15 die zum Teil wiedererrichtete Etappenstraße der Römer an der Lippe zu beseitigen versucht und dabei das Kastell Aliso angegriffen und belagert haben. Das Belagerungsheer muß ziemlich stark gewesen sein, wenn Germanicus sechs Legionen dagegen einsetzte. Sowohl beim Vorstoß des Silius gegen die Chatten, wie auch bei dem Vormarsch des Germanicus zum Entsatz des Kastells Aliso verfolgen die germanischen Tausendschaften die ihnen von Arminius befohlene Taktik, indem sie sich zurückziehen: „Die Belagerer gaben dem Cäsar keine Gelegenheit zum Kampf."

Da Tacitus die operative Idee, von der sich Germanicus leiten ließ, ausdrücklich vorher darlegt, kann man in beiden Vorstößen der Römer nur den Versuch sehen, den eigentlichen Feldzugsplan zu verschleiern. Der Entsatz von Aliso war gewiß wichtig, um die Straße an der Lippe zu behaupten, aber es ist wohl kein Zweifel, daß der römische Feldherr mit seinem Vorstoß zum Entsatz des Kastells auch die Absicht der Verschleierung seiner Ziele verfolgte. Die Mitteilung des Tacitus, daß Germanicus die ganze Strecke zwischen dem Kastell Aliso und dem Rhein durch neue Grenzwälle und Erdwerke befestigen ließ, ist sicherlich nicht wörtlich zu nehmen, denn die Strecke war, auch wenn Aliso mit Haltern zu identifizieren ist, zu lang, um gegen einen ernsteren Angriff befestigt und gehalten zu werden. Die Erdarbeiten der Römer werden wohl auch in erster Linie dazu gedient haben, die Aufmerksamkeit der Germanen von dem eigentlichen Feldzugsplan abzulenken.

Wenn wir die beiden Vorstöße der Römer auf Ende Mai, Anfang Juni ansetzen und die Gesamtoperationen auf drei bis vier Wochen veranschlagen, dann erfolgte der eigentliche Feldzug zu der günstigsten Zeit Anfang Juli. Die Legionen wurden auf der Bataverinsel zu-

sammengezogen und auf die Schiffe verteilt, „nachdem die Zufuhr vorausgesandt war". Diese Bemerkung des Tacitus läßt darauf schließen, daß der vorgesehene Landungsort im Gebiet der befreundeten bzw. verbündeten Friesen oder Chauken gesucht werden muß.

Marschleistungen und Strategie

Das strategische Ziel des römischen Feldherrn für das Jahr 16 war, wie wir dargelegt haben, das germanische Kernheer zu fassen und zu schlagen, noch bevor es durch die Aufgebote der Istwäonenstämme so weit verstärkt werden konnte, daß es dem römischen Heer gewachsen war. Dieses Ziel ließ sich nur dann erreichen, wenn es den Römern gelang, das strategische Weserdreieck in kürzerer Zeit zu erreichen, als die Aufgebote der Stämme brauchten, um sich zu sammeln und sich mit dem Kernheer des Arminius zu vereinigen. Der Marsch der Legionen konnte außerdem noch so angelegt werden, daß die Aufgebote einiger Stämme von dem eigentlichen Operationsgebiet abgeschnitten oder doch zu solch großen Umwegen gezwungen wurden, daß sie zur Schlacht zu spät kommen mußten.

Arminius, das wußten die Römer, operierte in dem strategischen Weserdreieck, also auf der inneren Linie. Er mußte erst wissen, wohin der römische Stoß zielte, ehe er den Schlachtort bestimmen und den sich sammelnden Aufgeboten der Stämme die Marschbefehle geben konnte. Wir dürfen annehmen, daß die Germanen Rauch- und Lichtsignale benutzt haben, um den Einfall der Römer und den Ort, wo er stattfand, vielleicht auch die Richtung, die er nahm, rasch nach rückwärts zu melden. Immerhin wird man damit rechnen müssen, daß ein Tag verloren ging, ehe Arminius im Besitz genauer Meldungen war. Zwei bis drei Tage werden seine Boten gebraucht haben, um die sich sammelnden Aufgebote zu erreichen. Es gingen also drei bis vier Tage verloren. Dazu kamen dann die Marschtage, die die Tausendschaften brauchten, um das Kernheer und das Schlachtfeld zu erreichen.

Die folgenden Darlegungen sollen zeigen, daß es Germanicus möglich war, in Durchführung seines Feldzugsplanes das Kernheer des Arminius an der Weser zu erreichen, ehe es durch die Tausendschaften der älteren Männer der benachbarten Stämme ausreichend verstärkt war.

Die Marschgeschwindigkeit der Legionen wechselte entsprechend den Gegebenheiten des Geländes und der Straßen. Delbrück nimmt

an, daß die Legionen kaum mehr als 10 km (Luftlinie) am Tage zurückgelegt haben werden, wenn sie durch die germanischen Bergwälder zogen, Wege und Brücken bauten und das Land verwüsteten. Wir wissen nun, daß das Wegenetz zur Zeit des Arminius durchaus nicht jenen urtümlichen Zustand hatte, den Delbrück annimmt. Die Römer konnten sich mit Straßenausbesserungen und Behelfsbrückenbau begnügen. Wir möchten entsprechend den Durchschnittsleistungen der Legionen Cäsars den Tagesmarsch eines römischen Heeres auch in Germanien auf rund 20 km (Luftlinie) ansetzen.

Bei dem von Mainz und Koblenz aus zur Eder und nach Mattium gerichteten Vorstoß des Jahres 15, der in erster Linie die Lahn und die im Tal der Lahn befindliche Straße benutzte, legten die Römer einen Weg von rund 200 km zurück, brauchten dazu nach unserer Berechnung also 10 Tage, bis sie Mattium erreichten und ebensoviel zum Rückmarsch. Zur Verwüstung des Gebietes dürften einige Tage genügt haben. Diese römische Expedition des Jahres 15 nahm also höchstfalls 4 Wochen, wahrscheinlich weniger in Anspruch. Delbrück rechnet mit etwa 6 Wochen.

Die Frage, ob Delbrück oder wir Recht haben, ist insofern von Belang, als bei längerdauernden Expeditionen Verpflegungsschwierigkeiten auf römischer Seite eine Rolle spielen konnten. Delbrück nimmt an, daß die Römer ihr Heer fast ausschließlich aus mit- oder nachgeführtem Proviant verpflegen mußten, da nach seiner Ansicht der Ackerbau der Germanen wenig entwickelt war. Auf Grund der Forschungen der letzten Jahrzehnte wissen wir aber, daß der Ackerbau unserer Vorfahren sehr entwickelt gewesen ist. Wir können also mit Sicherheit annehmen, daß die Römer einen durchaus beachtlichen Teil ihrer Verpflegung aus den durchzogenen Landschaften ziehen konnten. Sie brauchten demnach nicht den ungeheuren Troß, mit dem Delbrück rechnet. Dementsprechend konnten ihre Marschleistungen größer sein. Bei Eilmärschen haben die römischen Heere auch Tagesleistungen von 30 km und mehr erreicht, besonders dann, wenn sie sich nicht mit der Verwüstung des Landes aufhielten.

Bei dem Feldzug des Jahres 15 von der Ems aus zum Teutoburger Wald und dann bis in die Nähe der Weser legten die Legionen eine Strecke von 120 bis 140 km zurück, wenn man voraussetzt, daß die Vereinigung der drei Heeresteile zwischen Rheine und Münster erfolgte. Vom Augenblick ihres Marschbeginnes ab lag die Marschrichtung fest. Arminius konnte also, sobald er Nachricht erhalten hatte,

d. h. spätestens zwei Tage nach dem Abmarsch der Römer von der Ems, den Aufgeboten der Stämme die Marschbefehle zusenden. Diese waren also in der Lage, sich etwa vier, höchstens fünf Tage nach dem Aufbruch der Römer ihrerseits in Marsch zu setzen. Da die Legionen sich mit der Verwüstung des Bruktererlandes zwischen Ems und Lippe bis zum Teutoburger Walde aufhielten, werden ihre Marschleistungen nicht über 20 km am Tage hinausgegangen sein. Sie erreichten die Dörenschlucht also in fünf bis sechs Tagen. Dann verlor Germanicus kostbare Zeit mit dem Besuch der Schlachtfelder und der Bestattung der Gebeine. Man wird für diesen Vorgang wenigstens vier bis fünf Tage ansetzen müssen. Danach folgte noch ein ein- bis zweitägiger Marsch, ehe die beiden Heere miteinander Gefechtsfühlung bekamen.

Vom Aufbruch an der Ems ab vergingen also wenigstens zwölf Tage, ehe es zur Schlacht kam. Sieben bis acht Tage hatten die germanischen Aufgebote demnach Zeit, sich mit dem Kernheer des Arminius zu vereinigen. Wir dürfen rechnen, daß auch die germanischen Tausendschaften keine größeren Tagesleistungen vollbrachten als die römischen Legionen. Auch für sie rechnen wir also eine Marschleistung von 20 km Luftlinie am Tage. In sieben bis acht Tagen konnte somit Arminius alle Aufgebote, die in einem Kreis von rund 150 km Radius von seinem eigenen Heer bzw. von dem gewählten Schlachtort standen, vereinigen. Mit anderen Worten: Arminius konnte sein Heer aus den Aufgeboten der Angriwarier, Cherusker und Chatten, sowie der Brukterer, die vor dem marschierenden römischen Heer zurückwichen, ferner aus Teilaufgeboten der Marser, Sigambrer und Tenkterer rechtzeitig verstärken. Die Aufgebote der Tubanten und Usipiter, die zwischen Ems und Rhein wohnten, waren durch den Marsch der vier Legionen des Caecina abgeschnitten worden. Die Tausendschaften der vier Großstämme, also der Angriwarier, Cherusker, Chatten und Brukterer allein dürften ausgereicht haben, um das Heer des Arminius auf 80000 Mann und mehr zu bringen, selbst wenn die Mannschaften der entferntesten Gaue dieser Stämme fehlten.

Ems oder Weser?

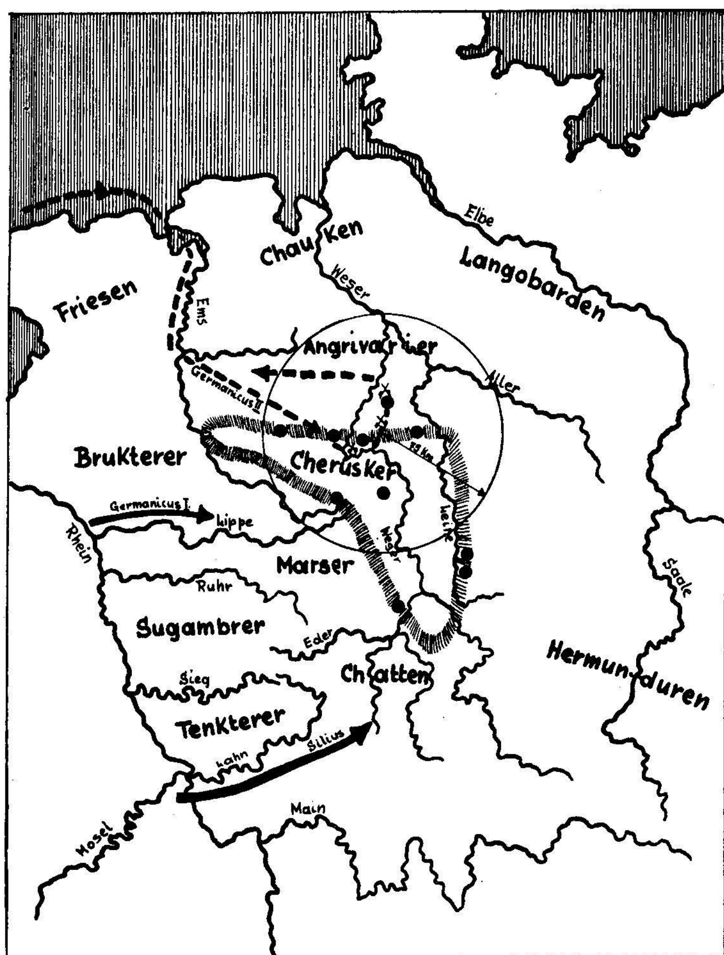
Im Jahre 16 wählte Germanicus für den Hauptfeldzug einen Weg, der ihm die Aussicht bot, sehr viel schneller das strategische Weserdreieck und damit das Kernheer der Germanen zu erreichen. Nach den Angaben des Tacitus fuhr er zur Ems und landete an der Emsmündung. Der Bericht lautet:

„Nachdem die Zufuhr vorausgesandt und die Schiffe auf die Legionen und Bundesgenossen verteilt waren, fuhr der Feldherr in den sogenannten Drususkanal ein. Er betete dabei zu seinem Vater Drusus, er möge ihn, der das gleiche Wagnis unternähme, gnädig und huldreich durch sein Vorbild und die Erinnerung an seine Pläne und Taten fördern. Dann fuhr er, von Wind und Wetter begünstigt, durch die Seen und den Ozean bis zum Emsstrom. Die Flotte ließ er in der Emsmündung auf der linken Seite zurück; es war ein Fehler, daß er sie nicht weiter stromaufwärts fahren ließ oder die Truppen übersetzte, die in das Gebiet auf der rechten Seite marschieren sollten. So gingen mehrere Tage durch den Bau von Brücken verloren. Die Reiterei und die Legionen passierten freilich die ersten Watten vor Eintritt der Flut ungefährdet. Dagegen geriet die Nachhut der Hilfstruppen und die Bataver bei dieser Abteilung, während sie ins Wasser sprangen und ihre Schwimmkünste zeigten, in Unordnung, und einige ertranken.

Wie der Cäsar das Lager abstecken ließ, wurde ihm der Abfall der Angriwarier in seinem Rücken gemeldet. Stertinius, der sofort mit der Reiterei und dem leichten Fußvolk dorthin gesandt wurde, rächte mit Feuer und Schwert diese Treulosigkeit.

Zwischen den Römern und den Cheruskern floß der Weserstrom. An seinem Ufer machte Arminius mit den übrigen Häuptlingen halt und nachdem ihm auf sein Befragen die Ankunft Cäsars bestätigt worden war, bat er um die Erlaubnis, sich mit seinem Bruder unterreden zu dürfen."

Es ist bezweifelt worden, ob Germanicus die Emsmündung wirklich aufgesucht habe. Delbrück z. B. hat die Auffassung entwickelt, daß die römische Flotte in die Weser eingelaufen sein müsse. Im wesentlichen stützt Delbrück seine These einmal auf geographische Irrtümer, die Tacitus nachgewiesen worden sind, und dann auf die Mitteilung des römischen Historikers, daß dem römischen Feldherrn der Abfall der Angriwarier in seinem Rücken gemeldet wurde, als er das Lager abstecken ließ. Da die Angriwarier beiderseits der Weser wohnten, könne, so schließt Delbrück, das römische Lager nur an der Weser errichtet worden sein. Weil nun aber Tacitus nichts davon erzählt, daß die Legionen von der Ems zur Weser marschiert seien, sondern weil der Bericht so abgefaßt sei, daß es sich bei dem von Tacitus genannten Lager um das nach der Landung errichtete handeln dürfte, könne nur ein geographischer Irrtum des römischen Historikers vorliegen.



Der Feldzug des Jahres 16.

Germanicus I und Silius: Die Verschleierungsvorstöße. Germanicus II: der Hauptfeldzug mit den Schlacht- und Gefechtsorten von Idiastaviso, an den Bückebergen und am Angrivarierwall.
Der Kreis mit dem Radius von 75 km soll zeigen, aus welchem Gebiet Arminius die Aufgebote der älteren Männer an sein Kernheer hätte heranziehen können, wenn er bei Idistaviso die Entscheidungsschlacht gesucht hätte.

Eine Fahrt der römischen Flotte zur Weser und diesen Fluß aufwärts bis zur Mündung der Aller nimmt auch Ludwig Schmidt an. Er begründet seine These mit dem Hinweis auf die Grundgedanken des Feldzugsplanes, die Tacitus dahin zusammenfaßt, die Truppen hätten sich den Anstrengungen der langen Fußmärsche durch die vielen Wälder und Sümpfe nicht gewachsen gezeigt und der Nachschub des Proviants auf dem Landwege stieße auf große Schwierigkeiten, daher solle die Bewegung zu Lande möglichst abgekürzt und das gesamte Heer, nebst Kriegsmaterial, von der See her durch die Flüsse mitten in das Feindesland geschafft werden. „Dieser Idee entsprach es aber nicht, wenn wieder der Weg über die Ems gewählt wurde; es kam nur die Einfahrt in die Weser in Betracht, auf der man direkt in das Herz des cheruskischen Gebietes gelangen konnte. Wenn Tacitus zu diesem Jahre die Schilderung von einer Fahrt in die Ems bringt, so ist das, wie schon bemerkt, eine Doublette, die Wiederholung eines aus anderer Quelle stammenden ausführlicheren Berichtes über die Flottenfahrt des Jahres 15."

Ludwig Schmidt erklärt den „Irrtum" des Tacitus in der Angabe der Ems also anders als Delbrück. Er führt als Begründung seiner These die von Tacitus angegebene strategische Idee über den Feldzug des Jahres 16 an und weist auch darauf hin, daß Germanicus, „als er an der mittleren Weser halt machte, die Nachricht von dem Abfall der Angriwarier in seinem Rücken erhielt. Er muß also ihr Gebiet vorher durchzogen und dabei ihre Unterwerfung entgegengenommen haben".

Zum letzteren sei schon hier bemerkt, daß Germanicus auf einem Marsch von der Ems zur mittleren Weser einen großen Teil des Gebietes der Angriwarier durchzog, so daß also der von Ludwig Schmidt gezogene Schluß auf eine Fahrt der Flotte auf der Weser bis zur Allermündung und von dort mit leichten Schiffen bis zur Porta Westfalica nicht ausreichend gestützt ist.

Wir können uns beiden Auffassungen nicht anschließen. Geographische Irrtümer sind Tacitus nachweislich in seltenen Fällen unterlaufen, aber die meisten seiner Angaben haben sich doch als zutreffend erwiesen. Wenn er den Marsch von der Ems zur Weser nicht erwähnt, so ist das gewiß bedauerlich, aber kein ausreichender Grund, um zu einem solchen Schluß zu kommen, wie ihn Delbrück zieht. Außerdem wäre der Bericht des Tacitus dann in anderer Hinsicht völlig widersinnig. Wenn die römische Flotte die Legionen an der

Wesermündung bzw. an der Allermündung auf dem Westufer landete, dann war der von Tacitus ausdrücklich erwähnte Bau von Brücken, durch den mehrere Tage verloren gingen, unnötig, denn die Legionen konnten die westlich der Weser zur Porta bei Minden führende Straße benutzen. Wurden diese Brücken aber wirklich gebaut, dann muß das römische Heer, nachdem es am Ostufer des Stromes nach Süden marschiert war, noch einmal über den Fluß gegangen sein, denn es stand, als es mit dem Heere des Arminius zusammentraf, zweifellos auf dem Westufer. Außerdem wäre die Angabe des Tacitus, daß die Angriwarier im Rücken des römischen Heeres abgefallen seien — also ihre Aufgebote sammelten —, auch dann, wenn wir Delbrücks Annahme gelten lassen, unzutreffend. Zwischen Ems und Weser wohnten die Chauken. Wenn Germanicus in der Wesermündung landete, ja selbst, wenn er bis in die Gegend von Bremen oder bis zur Allermündung mit seiner Flotte vorstieß, dann hatte er bei der Landung und bei Errichtung des Lagers immer noch die Angriwarier vor sich und nicht hinter sich. Es kann sich in jedem Fall nur um ein Lager gehandelt haben, das nach einem mehrtägigen Marsch an der Weser, und zwar mit größter Wahrscheinlichkeit an der Porta in der Gegend von Minden errichtet wurde, wie ja auch Ludwig Schmidt annimmt. Aus der Angabe des Tacitus über den Abfall der Angriwarier lassen sich also keine sicheren Schlüsse über den Weg des römischen Heeres ziehen.

Während alle Gründe für eine Fahrt zur Wesermündung nicht ausreichend erscheinen, hat die Angabe des Tacitus über die Landung in der Ems auch von strategischen Überlegungen her manches für sich. Es sei hier zunächst darauf hingewiesen, daß die römische Führung bei einer Fahrt in die Ems die gleiche Taktik der Verschleierung der geplanten Stoßrichtung anwenden konnte, wie sie das im Jahre zuvor mit den beiden Scheinvorstößen gegen das strategische Weserdreieck und im gleichen Jahre mit den beiden Vorstößen des Silius und des Germanicus offensichtlich versucht hatte. Fuhr dagegen die römische Flotte in die Weser ein, dann kam keine andere Stoßrichtung als die nach Süden in Frage.

Es kommt hinzu, daß die Schlacht am Angriwarierwall für Arminius strategisch widersinnig gewesen wäre, wenn die römische Flotte in der Weser an der Allermündung stand und die leichten römischen Schiffe den Strom beherrschten. In diesem Falle hätte auch Germanicus den Angriwarierwall — den einzigen Schlachtort jener Jahre,

den wir mit einiger Sicherheit kennen — gar nicht mit schwersten Verlusten zu erstürmen brauchen. Er konnte, wenn er wirklich mit seinen Schiffen die Weser beherrschte, wie man der These von der Weserfahrt entsprechend annehmen muß, den Angriwarierwall durch Landungstruppen vom Rücken her bedrohen und räumen lassen. Wir halten deshalb an der klaren Angabe des Tacitus fest.

Die Schlacht bei Idistaviso

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Germanicus mit seiner sehr großen Flotte so weit die Ems hinauffuhr, wie das für den Zusammenhalt der Flotte möglich war, also mindestens bis in die Gegend von Leer, vielleicht bis zur Hase. Von dort aus konnte er auf Bohlenwegen, die von den Germanen zur Überbrückung der Moore errichtet waren, zur Weser marschieren. Zunächst befand er sich im Land der befreundeten Chauken. Trotzdem hielt er es für notwendig, Brücken zu bauen, wodurch mehrere Tage verlorengingen.

Die Stämme des Istwäonenbundes werden also früh genug die Nachricht von dem Einfall der römischen Flotte und des Heeres erhalten haben, um mobil zu machen. Aber der Weg, den das römische Heer nehmen würde, war unbekannt. Da Germanicus im Jahre vorher der Ems bis in die Gegend von Rheine gefolgt war und von dort aus seinen Vorstoß angesetzt hatte, so bestand durchaus die Möglichkeit, daß er dies auch jetzt wieder tun könne. Bei Rheine stand er ja an der westlichen Spitze des strategischen Weserdreiecks. Arminius mußte in jedem Falle abwarten, bis er genaue Nachricht über die Stoßrichtung bekam, ehe er seine Aufmarschbefehle erteilen konnte. Die Verschleierungstaktik der römischen Heeresleitung, die wir voraussetzen, war also bei einer Landung in der Ems durchaus noch anwendbar.

Germanicus dürfte bis zur Hase marschiert oder gefahren sein, ehe er nach Osten abbog und damit die Stoßrichtung, die er gewählt hatte, erkennen ließ. Von der Hasemündung bis zur Weser bei Minden hatten die Legionen eine Strecke von rund 120 km zurückzulegen. Sie brauchten also sechs Tage, wenn sie in Eilmärschen marschierten nur vier Tage. Arminius aber verlor bekanntlich, wie wir gesehen haben, drei bis vier Tage durch die Nachrichten- und Befehlsübermittlung. Wenn die Römer sechs Tage marschiert sind, so blieben dem großen Cherusker nur zwei Tage für die Heranziehung von Aufgeboten älterer Männer an sein Kernheer. Arminius gewann einen

weiteren Tag durch die von ihm herbeigeführte Unterredung mit seinem Bruder Flavus, und schließlich noch einen vierten Tag, den die Römer zum Übergang über die Weser brauchten. Er hatte also bestenfalls vier Tage zur Verfügung und konnte demnach nur die Aufgebote, die in einem Kreis mit einem Radius von höchstfalls 80 km entfernt standen, rechtzeitig mit seinem Heer vereinigen.

Aus der Mitteilung des Tacitus, daß ein offenbar stärkeres Aufgebot der Angriwarier von den Römern gefaßt und geschlagen werden konnte und daß dieses Aufgebot sich im Rücken des römischen Heeres befunden habe, läßt sich entnehmen, daß die Legionen in Eilmärschen zur Weser gezogen sein müssen. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß der Radius des Kreises, aus dem Arminius sein Heer verstärken konnte, geringer als 80 km war. Aber auch bei 80 km konnte Arminius nur das Aufgebot der älteren Männer seines eigenen Stammes rechtzeitig heranziehen, dazu Teilaufgebote der Angriwarier und der Brukterer. Schon die Mannschaften der östlichsten und der südlichsten Gaue des Cheruskerlandes kamen zur Schlacht zu spät, erst recht die Aufgebote der Chatten, die Hauptkräfte der Angriwarier und Brukterer sowie die der kleineren Istwäonenstämme. Die Tubanten und Usipeter fielen auch diesmal wieder ganz aus, da sie durch den Marsch des römischen Heeres vom strategischen Weserdreieck abgeschnitten waren. Wir müssen außerdem damit rechnen, daß stärkere Truppenteile zum wenigsten der Brukterer und der Marser an der Lippe zur Sicherung gegen das Kastell Aliso zurückblieben.

Es ist also ersichtlich, daß der römische Feldherr sein erstes strategisches Ziel in diesem Jahr erreichen konnte. Er stand mit seinem acht Legionen starken, mit bundesgenössischen Kohorten, Reiterei und Hilfstruppen wohlversehenen Heere, d. h. in einer Mindeststärke von 80000 Mann an der Weser dem vielleicht auf 50000 Mann verstärkten Heer des Arminius gegenüber. Es kam nun darauf an, ob sich die Germanen zur Schlacht stellten oder ob sie auswichen und das römische Heer zu weiteren Märschen zwangen.

Arminius konnte dadurch, daß er sich zurückzog, beliebig viel Zeit gewinnen. Es ist wohl kaum daran zu zweifeln, daß es den Römern nicht gelungen wäre, ihn zur Schlacht zu zwingen. Aber wenn er sich zurückzog, mußte er die schon gegebenen Aufmarschbefehle für die heranmarschierenden Aufgebote der großen Stämme ändern. Er hätte sich tiefer in das Weserdreieck zurückziehen müssen, und zwar in Richtung auf die heranmarschierenden Chatten. Sicher wäre ihm

die Vereinigung mit den Tausendschaften dieses Stammes gelungen, freilich unter Preisgabe eines entscheidenden Teiles des Weserdreiecks, was er zu vermeiden versuchen mußte.

Die Abänderung der Marschbefehle trug Gefahren in sich. Der angesetzte Aufmarsch konnte allzuleicht in Unordnung geraten, und die Römer bekamen Gelegenheit, Einzelaufgebote ebenso zu schlagen, wie sie das mit den Tausendschaften der Angriwarier schon getan hatten. Wenn es Arminius gelang, nur wenige Tage Zeit zu gewinnen, dann waren die Truppen der Nachbarstämme heran. Die fehlende Zeit aber konnte nur dadurch gewonnen werden, daß Arminius sich zur Schlacht stellte.

Beide Auswege, der Rückzug sowohl wie die hinhaltende Schlacht, waren Wagnisse. Es ist für das Feldherrngenie und für den Wagemut des Arminius bezeichnend, daß er die hinhaltende Schlacht wählte, obwohl er wußte, daß er diese Schlacht verlieren mußte. Er stellte sich also auf der Ebene von Idistaviso den Römern, verlor die Schlacht, gewann durch sie aber mehrere Tage Zeit, jedenfalls so viel, daß er mit seinem aus dem Kampf geretteten aktiven Heer und den inzwischen heranmarschierenden Aufgeboten die Römer am weiteren Vormarsch verhindern und sie nach Norden gegen den Angriwarierwall abdrängen konnte. Diesen Vorgang bestätigt uns Tacitus, wie wir sehen werden, durch seinen Bericht sowohl über die Schlacht bei Idistaviso wie über den weiteren Verlauf des Feldzuges.

Bevor wir auf die beiden großen Schlachten von Idistaviso und am Angriwarierwall — man könnte von einer Doppelschlacht reden — eingehen, müssen wir uns nochmals mit Delbrück auseinandersetzen, weil dieser glaubt, Grund genug zu haben, die Erzählung des Tacitus als Phantasie abzulehnen. Delbrück vertritt die Auffassung, daß die beiden Schlachten überhaupt nicht stattgefunden haben, daß es sich bestenfalls um kleinere Gefechte gehandelt haben dürfte, und daß Tacitus auf das Heldengedicht eines römischen Offiziers namens Pedo Albinovanus hereingefallen sei. Seine Auffassung begründet der Historiker der Kriegskunst mit einer ganzen Anzahl von Annahmen, von denen die Grundannahmen inzwischen durch die Vorgeschichtsforschung als falsch nachgewiesen worden sind.

Wir sehen einmal von der von Delbrück angenommenen römischen Heeresstärke ab — nach ihm hätte Germanicus bei einem Heer von acht Legionen und Hilfstruppen nur rund 50000 Mann geführt —, weil sie unwesentlich sind. Falsch sind jedenfalls, wie wir schon früher

dargelegt haben, seine Berechnungen der Bevölkerungsstärke Germaniens zur Zeit des Arminius. Wie wir wissen, konnten die Stämme des Istwäonenbundes durchaus ein Heer von rund 100000 Mann aufbringen und zur Schlacht stellen. Nach der Zahl seiner Krieger konnte also Arminius dem römischen Feldherrn gewachsen sein, und er konnte ihn demnach auch in der Schlacht besiegen. Delbrück mußte auf Grund seiner Berechnung möglicher germanischer Heeresstärken annehmen, daß Arminius es vermeiden mußte, sich einem acht Legionen starken Römerheer zur Schlacht zu stellen. Diese Auffassung liegt seiner These über den Verlauf der Feldzüge der Jahre 15 und 16 zugrunde.

Auch seine zweite Grundannahme, daß die römischen Heere sich durch mit- und nachgeführten Proviant verpflegen mußten und daher nur verhältnismäßig kurze Feldzüge führen konnten, ist, wie wir gesehen haben, durch die Vorgeschichtsforschung als falsch erwiesen worden. Die Römer hätten, da sie sich mindestens zu einem beachtlichen Teile aus dem Lande verpflegen konnten, jeden Feldzug auf zwei bis drei Monate ohne sonderliche Verpflegungsschwierigkeiten ausdehnen können. Delbrück selbst geht in seinen Annahmen bis zu sechs Wochen.

Die strategische Grundidee, durch die sich Arminius nach Delbrück leiten ließ, ist die, sich von dem römischen Heere nicht zur Schlacht zwingen zu lassen, sondern immer weiter auszuweichen, so lange, bis die Römer infolge der Entfernung von ihrer Basis und wegen der Verpflegungsschwierigkeiten gezwungen waren, den Rückzug anzutreten. Diese Arminius unterlegte strategische Grundidee beruht eben auf den beiden überholten Annahmen Delbrücks von der geringen Bevölkerungs- und damit Heeresstärke der Germanen und von ihrem unentwickelten Ackerbau. Auf Grund der heutigen vorgeschichtlichen Forschungsergebnisse läßt sich demnach die Auffassung Delbrücks nicht mehr vertreten. Damit fällt die Vergewaltigung des Berichts des Tacitus (den Delbrück selbst als einen Historiker ersten Ranges bezeichnet) fort, zu der Delbrück auf Grund seiner These gezwungen war.

Auch seine Stützungsversuche, die sich auf den Marsch des Germanicus zur Befreiung des belagerten Aliso gründen, sind nicht stichhaltig. Delbrück nimmt an, daß das Kastell Aliso im Quellgebiet der Lippe gelegen habe, und zwar in der Nähe von Paderborn bei dem Dorf Elsen. Bevor Germanicus seinen eigentlichen Feldzug unternahm, hat er bekanntlich Aliso von den Belagerern befreit und

zwischen diesem Kastell und dem Rhein, wie wir schon gesehen haben, „Grenzwälle und Erdwerke“ errichtet.

Bei Aliso, so sagt nun Delbrück, habe Germanicus mit sechs Legionen so dicht am Teutoburger Walde gestanden, daß ein Angriff von dort aus nähergelegen habe als ein Rückmarsch zum Rhein, die Einschiffung seines gesamten Heeres und der Transport der acht Legionen zu Schiff zur Wesermündung. Da dieser Transport bei Tacitus ausdrücklich erwähnt, ja mit zum Hauptgegenstand seiner Schilderung des Feldzuges gemacht wurde, lehnt Delbrück diese Flottenexpedition nicht ab, meint aber, Germanicus habe nur mit zwei Legionen die Fahrt auf der Flotte zur Wesermündung angetreten, während die bei Aliso, d. h. in der Nähe von Paderborn stehenden sechs Legionen von dort aus zur Weser vorgestoßen und sich mit den beiden zu Schiff transportierten Legionen an der Porta vereinigt hätten. Maßgebend für diese Auffassung ist Delbrücks Anschauung von den Verpflegungsschwierigkeiten, unter denen die römischen Heere in Germanien gelitten haben sollen. Er sagt: „Der ganze Zweck der See-Expedition war die Heranschaffung eines schwimmenden Proviantmagazins auf der Weser. Die Truppen dabei waren nur nötig als Bedeckung.“

Die Frage, wo Aliso lag, ist bis heute noch nicht endgültig geklärt. Wir haben aber selber angenommen, daß die Römer die ganze Etappenstraße bis Paderborn hin durch Kastelle gesichert hatten, zum mindesten vor der Schlacht im Teutoburger Walde. Folgen wir nun Delbrück in seiner Annahme, daß Aliso bei Paderborn lag, dann ist sein Schluß, daß die sechs Legionen von dort aus in das strategische Weserdreieck vordringen konnten, ohne sich der Gefahr, geschlagen zu werden, auszusetzen, immer noch unzureichend begründet. Der Weg nach Aliso—Paderborn betrug etwa 150 km. Die Römer brauchten dazu also etwa sieben Tage. Zur Errichtung von Befestigungen, auch wenn sie nur provisorisch waren, brauchten sie ebenfalls mehrere Tage. Die Germanen hatten also Zeit genug, ihre Aufgebote zu sammeln und aufmarschieren zu lassen. Ein Vorstoß von Paderborn aus hätte jedenfalls Arminius nicht überraschen können. Der Cherusker hatte sicher für diesen Fall seine Vorkehrungen schon getroffen. Germanicus hätte deshalb einen Vorstoß von Paderborn — falls er dort gestanden hat — als aussichtslos aufgeben müssen, und es ist nicht anzunehmen, daß er sein ohnehin gerade ausreichendes Heer geteilt und damit seinem Gegner die Möglichkeit geboten haben soll, jeden der beiden Heeresteile einzeln zu schlagen. Die Schilderung des Tacitus darf

demnach einer Untersuchung der Vorgänge des Jahres 16 als zutreffend zugrunde gelegt werden.

Für die Feststellung, daß die Schlacht von Idistaviso eine hinhaltende Schlacht war, die Arminius schlug, um Zeit zu gewinnen, ist es belanglos, ob unsere Annahme einer durchschnittlichen Marschleistung von 20 km Luftlinie am Tag für Römer wie für die Germanen zutreffend ist, oder ob die durchschnittlichen Marschleistungen höher oder tiefer lagen. In beiden Fällen würde sich nur die Zeitspanne anteilmäßig ändern, die Arminius zur Heranziehung seiner Aufgebote zur Verfügung stand, nicht aber der geographische Kreis, aus dem heraus diese Aufgebote noch rechtzeitig das Schlachtfeld erreichen konnten. Selbst wenn man annimmt, daß die Germanen zu größeren Tagesleistungen befähigt waren, ändert sich grundsätzlich an unserer Feststellung nichts, es sei denn, daß man annimmt, die Germanen hätten doppelte Marschleistungen am Tage vollbracht, wenn es, wie im Falle von Idistaviso, hart auf hart ging.

Die Annahme, daß die Germanen größere Marschleistungen täglich vollbringen konnten als die Römer, läßt sich durchaus begründen. Die Tausendschaften marschierten in ihrer Heimat, wo sie Weg und Steg kannten, und wo sie vielfach „Richtwege" benutzen konnten und benutzt haben. Wir wissen ja, daß Arminius den vier Legionen des Caecina im Jahre 15 auf Richtwegen vorauseilte, daß er also schneller marschiert ist, oder daß er unter Benutzung von Richtwegen eine kürzere Strecke bis zu dem vorgesehenen Schlachtfeld hatte. Es ist weiter durchaus zutreffend, daß die Germanen mit geringerem Gepäck bzw. mit geringerer Belastung durch Rüstungen und mit einem geringeren Wagenpark marschierten. Schließlich kommt noch hinzu, daß sie nicht an jedem Abend ein befestigtes Lager aufschlugen, wie es die Legionen taten. Andererseits marschieren erfahrungsgemäß Berufssoldaten schneller als die Aufgebote älterer Bauern. Die germanischen Tausendschaften werden sich am Abend in die Dörfer und Gehöfte beiderseits des Weges für die Nacht einquartiert haben, wenn sich auch ein Teil im Freien gelagert haben mag. Sie verloren dadurch und durch das Sammeln am Morgen voraussichtlich ebenso viel Zeit, wie die Römer beim Aufschlagen und Abbrechen des Lagers. Nicht zuletzt aber ist festzuhalten, daß die germanischen Aufgebote im strategischen Weserdreieck ein oder mehrere Gebirge überqueren mußten, während die Legionen des Germanicus von der Ems und Hase zur Weser durch Flachland, teilweise freilich über Heiden und

Sandflächen hinweg marschierten. Ein großer Unterschied in den Marschleistungen dürfte also kaum vorhanden gewesen sein.

Eine weitere Frage, die noch beantwortet werden muß, ist die, ob Arminius nicht bereits auf Grund der Meldung von der Landung der Römer im Gebiet der Chauken die Aufgebote seiner Stämme nicht nur alarmiert, sondern auch sofort in das strategische Weserdreieck hineingezogen hat. Ja, man könnte fragen, ob diese Aufgebote nicht schon seit dem Vorstoß der sechs Legionen des Germanicus an der Lippe zum Ersatz des belagerten Aliso im strategischen Weserdreieck standen. Wenn man das eine oder das andere voraussetzt, wird man der Schlacht von Idistaviso nicht mit der gleichen Wahrscheinlichkeit den Charakter einer hinhaltenden Schlacht zusprechen dürfen.

Zur Beantwortung dieser Fragen ist die Jahreszeit zu berücksichtigen, die die Römer zu ihren Vorstößen an der Lippe und von der Ems zur Weser gewählt hatten. Tacitus gibt an, daß Germanicus nach der Schlacht am Angriwarierwall sein Heer zum Rhein zurückführte, als es „schon Hochsommer" war. Wir werden für den Feldzug von der Ems zur Weser und zurück einschließlich der beiden Schlachten bei Idistaviso und am Angriwarierwall einen Zeitraum von wenigstens vier Wochen annehmen dürfen. Damit ist in jedem Falle sicher, daß die Römer diesen Feldzug zur Zeit der Ernte unternahmen. Das war für sie in jeder Beziehung die günstigste Zeit, sowohl weil sie die bäuerlichen Germanen dann durch Vernichtung der Ernte am stärksten schädigen konnten, als auch weil sie zu dieser Zeit die besten Aussichten hatten, sich aus dem durchzogenen Lande zusätzlich zu verpflegen. Während der Erntezeit aber hatten die germanischen Heerführer sicherlich die größten Schwierigkeiten, ihre Aufgebote schnell und vollständig zu sammeln, denn während der Erntezeit ist der Bauer am wenigsten geneigt, seinen Hof zu verlassen oder von Arbeitskräften zu entblößen. Arminius mußte dem Rechnung tragen. Er konnte zwar die Gaue alarmieren, aber er konnte nicht seine Aufgebote in das strategische Weserdreieck hineinziehen, bevor die Stoßrichtung des römischen Heeres bekannt und zugleich sicher war, daß es sich nicht wieder um einen der römischen Scheinvorstöße zur Beunruhigung des Gegners handelte. Es ist sogar wahrscheinlich, daß die Aufgebote zur Erntezeit zahlenmäßig kleiner waren als zu anderen Zeiten, zu denen der Bauer und seine Burschen leichter abkömmlich waren.

Zwischen dem Vorstoß an der Lippe und dem Hauptfeldzug von der Ems aus, ist ein Zeitraum von wenigstens zwei Wochen anzu-

nehmen. Die Befreiung des Kastells Aliso lag also demnach noch vor der Erntezeit. Da die Römer von Aliso nicht weiter vorrückten, sondern die Strecke zwischen dem Kastell und dem Rhein durch Erdwerke befestigten, dürfte Arminius einen Teil seiner Aufgebote wieder zu den Erntearbeiten entlassen haben. In keinem Falle konnte er sie etwa von Juni oder gar Mai des Jahres 16 ab im Weserdreieck bis zum Juli zusammenhalten. Das hätte den bäuerlichen Bedürfnissen zu sehr widersprochen. Der bäuerliche Grundcharakter des Germanentums damaliger Zeit muß der Beurteilung aller militärischen Maßnahmen und Ereignisse immer entscheidend zugrunde gelegt werden.

Unsere Feststellung über den Charakter der Schlacht von Idistaviso wird durch den Bericht des Tacitus vollauf bestätigt. Der römische Historiker schildert zunächst den Übergang über die Weser:

„Am folgenden Tage stand das Heer der Germanen jenseits der Weser in Schlachtlinie. Nach Meinung des Cäsars war es gegen alle Regeln der Feldherrnkunst, die Legionen der Gefahr auszusetzen, ohne Brücken geschlagen und diese durch Besatzungen gesichert zu haben; er ließ daher nur die Reiterei an einer seichten Stelle hinüber. Den Befehl über diese hatte Stertinius und aus der Zahl der Primipilaren Aemilius, der an verschiedenen Stellen auf den Feind lossprengte, um seine Streitkräfte zu zerteilen. Da wo der Strom die stärkste Strömung hat, unternahm Chariovalda, der Führer der Bataver, einen Vorstoß. Ihn lockten die Cherusker durch scheinbare Flucht auf eine von Bergen umgebene Ebene. Dann brachen sie los und warfen, auf allen Seiten vorstürmend, alles, was sich ihnen entgegenstellte, bedrängten die Weichenden und jagten den Gegner, der ein Karree gebildet hatte, teils im Handgemenge, teils durch Ferngeschosse vor sich her. Chariovalda, der lange der Wut der Feinde standhielt, mahnte die Seinen, die auf sie losstürzenden Scharen in festgeschlossener Masse zu durchbrechen. Er selbst sprengte in den dichtesten Haufen hinein und stürzte unter einem Hagel von Geschossen von seinem durchbohrten Pferde, ebenso viele Edle in seiner Umgebung. Die übrigen rettete die Wucht ihres Anpralles oder die Reiter, die ihnen unter Stertinius und Aemilius zu Hilfe eilten.

Als der Cäsar die Weser überschritten hatte, erfuhr er durch einen Überläufer, daß von Arminius eine Stätte zur Schlacht ausgewählt sei. Auch andere Stämme sollten in einem dem Herkules heiligen Hain zusammengekommen sein. Sie würden bei Nacht einen Sturm auf das Lager unternehmen. Man glaubte dem Überläufer, und es

wurden auch Wachtfeuer gesehen. Die Späher, die sich näher herangeschlichen hatten, meldeten, man höre das Schnauben von Rossen und das Getöse einer ungeheuren, ungeordneten Masse ..."

Die Römer sind nach diesem Bericht an zwei Stellen über die Weser gegangen, die römische Reiterei unter Stertinius und Aemilius an einer seichten Stelle, also wohl an der Furt, die im Zuge des Helweges, etwa bei Minden, über die Weser führte, das Hilfskorps der Bataver, das offenbar aus Fußvolk und Reiterei bestand, dürfte oberhalb der Furt, näher den Bergen zu, „da wo der Strom die stärkste Strömung hat", den Übergang vollzogen haben.

Arminius hinderte die Römer nicht ernsthaft am Übergang über den Strom, obwohl sein Heer, nach Angabe des Tacitus, jenseits der Weser in Schlachtlinie gestanden haben soll. Es lag offenbar im Plan des Arminius, sich den Legionen östlich der Weser und nördlich der Weserkette zur Schlacht zu stellen. Tacitus sagt ausdrücklich, daß von Arminius eine Stätte zur Schlacht ausgesucht worden sei, also nicht von dem römischen Feldherrn, und daß auch andere Stämme in einem „dem Herkules heiligen Hain" zusammengekommen seien. Tacitus bestätigt uns also, daß einige Aufgebote bereits den befohlenen Aufmarsch vollzogen hatten.

Es mußte Arminius sehr viel daran liegen, die Römer zu verhindern, in das strategische Weserdreieck einzudringen, womit sie ihn von den heranmarschierenden Aufgeboten der Brukterer, Marser und Chatten, soweit sie sich noch westlich des Stromes befanden, hätten abschneiden können. Wären die Römer im Tal der Weser nach Süden marschiert, dann wären alle Aufgebote westlich des Stromes entweder von ihnen gefaßt und vernichtet oder aber zu großen Umwegen gezwungen worden. Indem Arminius sein Heer an der Weser in Schlachtordnung aufstellte, den Brückenbau und den Übergang der Legionen aber nicht ernsthaft behinderte, zog er das römische Heer zu dem Schlachtfeld, das er ausgewählt hatte, und das von einigen Aufgeboten bereits erreicht war. Er kam damit freilich den Absichten des römischen Feldherrn entgegen, der ja das noch nicht ausreichend verstärkte Kernheer des Cheruskers schlagen wollte.

Das Gefecht mit den Batavern ist insofern von Belang, als Tacitus durch seine Schilderung wieder die bewußte Gefechtsführung auf germanischer Seite bestätigt. Die Taktik der Scheinflucht bewährte sich bei dieser Gelegenheit und hätte sicherlich zur Vernichtung der Bataverkohorten geführt, wenn eine solche ernsthaft geplant worden

wäre. Gegen den Willen des Arminius und gegen das germanische Kernheer, wenn es auch nur mit einem Teile zur Vernichtung der Bataver ernsthaft angesetzt worden wäre, hätte die römische Reiterei die bereits eingeschlossenen Kohorten nicht heraushauen können. Arminius wollte wohl nur Zeit gewinnen und die Sicherheit haben, daß die Römer über die Weser kamen.

Der von dem Cherusker ausgewählte Schlachtort muß einige Kilometer östlich der Weser gelegen haben, denn Tacitus berichtet, daß das römische Heer nach Aufbruch aus dem Nachtlager in Marschordnung vorgerückt sei. Der Bericht lautet:

„Als sie so ihre Krieger angefeuert hatten und wie sie den Kampf forderten, führten sie sie auf eine Ebene, die Idistaviso heißt. Diese buchtet sich in der Mitte zwischen der Weser und den Bergen, je nachdem die Ufer des Flusses zurücktreten oder die Vorsprünge der Berge sich entgegenstellen, in ungleichmäßiger Weise aus. Nahe dem Rücken der Germanen lag ein Hochwald. Der Boden zwischen seinen Stämmen war frei von Gestrüpp. Das offene Feld und den Anfang der Wälder hielt das Heer der Barbaren; nur die Cherusker hatten die Höhen besetzt, um auf die Römer während der Schlacht von obenher loszustürmen.

Unser Heer rückte folgendermaßen an. Die gallischen und germanischen Hilfstruppen in der Front, hinter ihnen die Bogenschützen zu Fuß, dann vier Legionen, danach mit zwei prätorianischen Kohorten und einer auserwählten Reiterabteilung, der Cäsar, dann die andern vier Legionen, die Leichtbewaffneten mit den berittenen Bogenschützen und den übrigen bundesgenössischen Kohorten. Die Truppen entfalteten den größten Eifer, damit die Marschordnung beim Aufmarsch zur Kampfhandlung eingehalten würde. So wie die Scharen der Cherusker in Sicht kamen, die in wilder Kampflust vorgestürmt waren, ließ er seine tüchtigsten Reiter einen Angriff auf ihre Flanken machen, den Stertinius aber mit den übrigen Geschwadern eine Umgehung ausführen und sie im Rücken anfallen, entschlossen, im rechten Augenblick selbst einzugreifen. Inzwischen zog ein wunderbar glückliches Vorzeichen die Aufmerksamkeit des Feldherrn auf sich: acht Adler sah man auf die Wälder zufliegen und in ihrem Bereich eindringen. Da rief er seinen Soldaten zu, sie sollten vorrücken, den römischen Vögeln folgen, den echten Schutzgeistern der Legionen. Zugleich griff die Front des römischen Fußvolkes an, und die vorausgesandte Reiterei warf die Nachhut und die Flanke

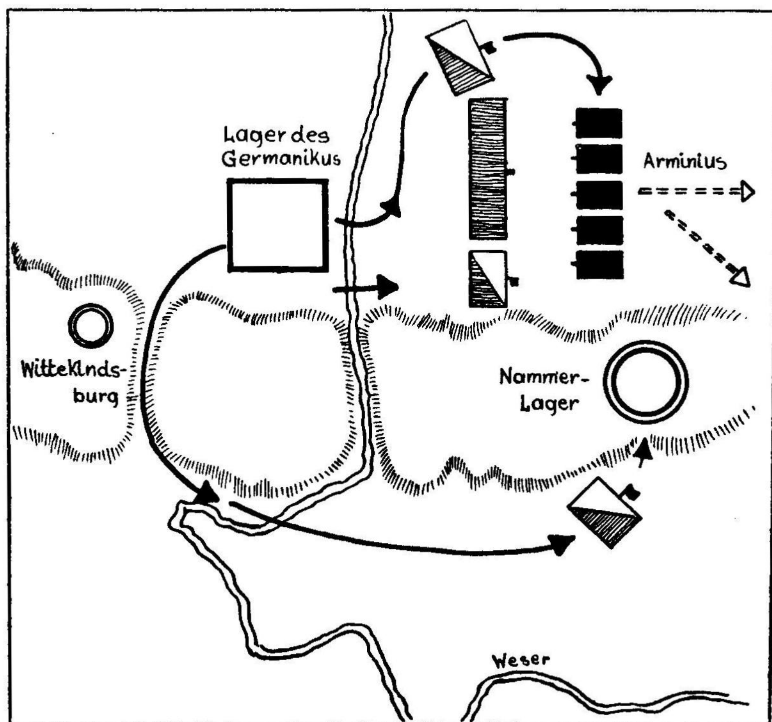
des Feindes. Und — ein wunderbares Zusammentreffen — zwei Heerhaufen der Feinde stürzten in entgegengesetzter Fluchtrichtung davon. Diejenigen, welche den Wald besetzt gehalten hatten, auf offenes Feld, die im freien Felde gestanden hatten, in den Wald. Mitten zwischen ihnen wurden die Cherusker von den Bergeshöhen herabgeworfen. Unter ihnen war Arminius deutlich zu erkennen, wie er durch persönliches Eingreifen, lauten Zuruf und durch den Eindruck seiner Verwundung die Schlacht zu halten suchte. Er hatte sich auf unser Schützenkorps gestürzt, um dort durchzubrechen, aber die Kohorten der Rätier, Vindeliker und Gallier verlegten ihm den Weg. Trotzdem schlug er sich dank der Kraft seines Körpers und der Schnelligkeit seines Rosses durch, das Gesicht mit seinem eigenen Blut beschmiert, um nicht erkannt zu werden. Einige behaupteten, daß er von den Chauken, die unter den römischen Hilfsvölkern kämpften, erkannt und durchgelassen sei. Die gleiche Tapferkeit oder die gleiche List ermöglichte dem Inguiomerus die Flucht. Die übrigen wurden allenthalben niedergehauen. Die Masse derer aber, die die Weser zu durchschwimmen suchten, begruben die ihnen nachgesandten Geschosse oder die Gewalt der Strömung und schließlich die Masse der Fortgerissenen und die einstürzenden Ufer unter sich. Einige, die in schimpflicher Flucht auf die Gipfel der Bäume geklettert waren und sich im Gezweig verborgen hielten, wurden durch die herbeigeeilten Schützen zum Spaß angespießt, andere stürzten mit den gefällten Bäumen zu Boden.

Es war ein großartiger Sieg und nicht einmal blutig für uns. Von der fünften Tagesstunde bis zum Einbruch der Nacht währte das Morden; die Feinde bedeckten mit ihren Leichen und Waffen eine Strecke von zehn Meilen. Unter den erbeuteten Waffen fanden unsere Truppen die Ketten, die die Feinde für die Römer mitgebracht hatten, weil ihnen der Ausgang völlig sicher erschien. Die Truppen begrüßten auf dem Schlachtfelde Tiberius als Imperator, errichteten einen Hügel und legten wie bei einem Siegesdenkmal die (erbeuteten) Waffen darauf. Eine Inschrift darunter nannte die Namen der besiegten Völker."

Die Schilderung des Schlachtfeldes, die Tacitus gibt, macht die Ortsbestimmung schwierig, zumal wir den damaligen Lauf der Weser nicht kennen. Die Ansicht, daß die Schlacht bei den heutigen Dörfern Ewesen — Nammen, halbwegs zwischen Minden und Bückeburg, stattgefunden habe, hat viel für sich. Es ist durchaus wahrscheinlich,

daß das „Nammer Lager" die linke Flanke des germanischen Heeres deckte, und daß dieses Lager und die anschließenden Höhen jene Bergeshöhen waren, von denen die Cherusker nach der Schilderung des Tacitus herabgeworfen wurden.

Man kann den Bericht nur dahin auslegen, daß der römische Feldherr die germanische Schlachtlinie überflügeln ließ und von den



Schematische Skizze der Schlacht von Idistaviso.

Flügeln her aufrollte. Arminius und Ingiomar gelang es, an der Spitze ihrer Schlachtkeile die römische Front zu durchbrechen. Ein Teil der germanischen Tausendschaften soll die Weser erreicht und sich über den Strom zurückgezogen haben. Auch diese Angabe bereitet einige Schwierigkeiten. Man müßte schon annehmen, daß der Rückzug in Richtung auf Eisbergen stattfand, was jedenfalls nicht unmöglich ist. Im übrigen enthält der Bericht die üblichen Ausschmückungen und Übertreibungen.

Die Schlacht von Idistaviso ist zweifellos ein Sieg der Römer, aber man kann auch nicht zweifeln daran, daß Arminius die Schlacht annahm und schlug in dem Wissen, daß er sie verlieren mußte. Die Unterlegenheit seines Heeres, die allein durch die Tatsache, daß den Römern die Überflügelung leicht gelang, bestätigt ist, war Arminius selbstverständlich bekannt. Sein Ziel war, wie wir gesehen haben, durch eine hinhaltende Schlacht Zeit zu gewinnen. Und dieses Ziel hat er erreicht. Die Römer haben wenigstens drei Tage zur Bestattung ihrer Toten und zur Errichtung des ihren Sieg kündenden Hügels gebraucht, ehe sie den weiteren Vormarsch antraten. Die vier Tage, die Arminius — den Tag der Schlacht hinzugerechnet — gewann, genügten vollauf, um den Aufmarsch der heranbefohlenen Aufgebote zu vollenden.

Die Schlacht am Angriwarierwall

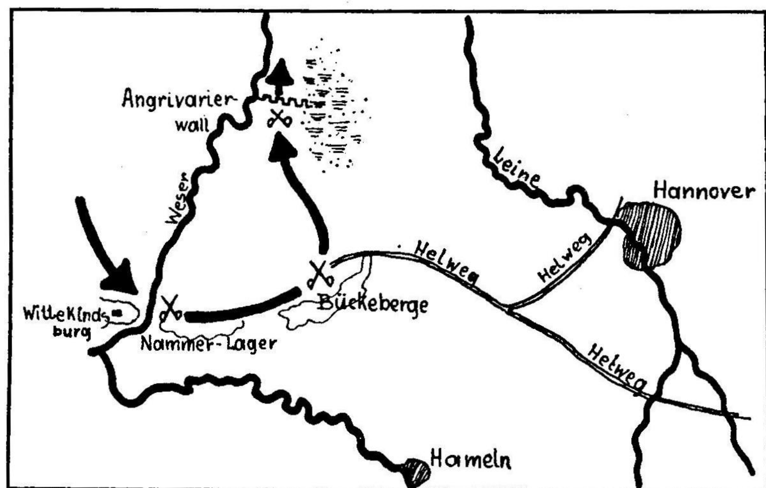
Wohin der Marsch des römischen Heeres nach dem Siege von Idistaviso ging, sagt uns Tacitus nicht. Da er aber angibt, daß wenige Tage später eine zweite Schlacht am Angriwarierwall stattfand und da wir durch die Ausgrabungen Schuchhardts den Angriwarierwall und damit den Schlachtort mit einiger Sicherheit bestimmen können, muß man annehmen, daß Germanicus auf dem Helweg nördlich der Wesergebirge in Richtung auf Hannover vormarschiert ist.

Es ergibt sich die Frage, aus welchen Gründen der römische Feldherr diesen Weg wählte, und warum er nicht in das eigentliche strategische Weserdreieck in Richtung auf Rinteln und Hameln weitermarschiert ist. Er hatte durch seinen Sieg bei Idistaviso ja gewissermaßen das Tor zum Weserdreieck aufgestoßen.

Hätte Germanicus den Weg nach Hameln eingeschlagen, dann hätte er dies nur unter Außerachtlassung der inzwischen etwa bei Bückeburg zusammengezogenen Aufgebote der Istwäonenstämme tun können. Diese hätten ständig seine linke Flanke bedroht, eine Bedrohung, die er schließlich doch durch eine Schlacht hätte zu beseitigen versuchen müssen. Der römische Feldherr hat zweifellos gewußt, daß der Sieg von Idistaviso nicht ausreichte, und daß ihm eine zweite Schlacht nicht erspart blieb. Warum sollte er sie in einem Gelände annehmen, das infolge der die Weser begleitenden Gebirge zum mindesten nicht besser war als in den Bückebergen. Der Marsch nach Süden hätte zudem keinen sonderlichen Zweck gehabt, denn auch Germanicus wird inzwischen durch seine Späher erfahren haben, daß

die von Arminius heranbefohlenen Aufgebote, vor allem das der Chatten, am Sammelort eingetroffen waren. Durch einen Vorstoß im Wesertal nach Süden konnte der Römer also keine germanischen Truppenteile mehr einzeln fassen und vernichten.

Der Vormarsch nach Osten war für die Legionen das durchaus Gegebene. In den Bückebergen stand das Heer des Arminius. Gelang es, auch dieses Heer zu schlagen, dann war der Weg zum Leinetal frei. Wurde das Tal der Leine erreicht, dann wäre das gleichbedeutend mit einem Durchstoß durch das strategische Weserdreieck gewesen. Vom



Weg der 8 Legionen des Germanicus im Feldzug des Jahres 16.

Leinetal aus konnte Germanicus das Weserdreieck ebenso sicher beherrschen, als wenn er an der Weser entlang nach Süden marschierte und etwa Hameln erreicht hätte. Die Marschrichtung nach Osten hatte außerdem den Vorteil, daß das römische Heer nördlich der Gebirge blieb und für den Fall einer Niederlage den Rückweg zur Flotte an der Ems offen hatte. Wäre Germanicus in das Weserdreieck nach Süden eingedrungen, dann hätte sein Heer bei einer Niederlage oder einer unentschiedenen Schlacht keinen so sicheren Rückzugsweg mehr gehabt. Es mußte dann immer irgendwo über die das Weserdreieck beherrschenden Gebirgszüge hinweg.

Der Marsch des römischen Heeres war also durch die Umstände gegeben und man darf ruhig annehmen, daß sich Germanicus bei der

Wahl des Weges in erster Linie von dem Willen leiten ließ, das durch die Aufgebote der Stämme des Istwäonenbundes verstärkte Heer seines Gegners erneut zu schlagen.

Der Vormarsch geriet aber sehr bald ins Stocken und in Unordnung, wie uns Tacitus ausdrücklich berichtet. Das muß bei den Bückebergen gewesen sein. Arminius war so überlegen, daß er — was Tacitus ja auch hervorhebt — den Ort der zweiten Schlacht wählen konnte, mit anderen Worten, daß er das römische Heer nach Norden gegen den Angriwarierwall abdrängte.

Der Wall erstreckt sich, wie die Ausgrabungen Schuchhardts es wahrscheinlich gemacht haben, von der Weser durch das heutige Dorf Leese bis zum Loffumer Sumpf. Er sicherte den unmittelbar östlich der Weser nach Norden führenden Weg und gehörte wohl zu dem Befestigungssystem der Düsselburg bei Rehburg.

Tacitus berichtet über die Schlacht am Angriwarierwall:

„Schließlich wählten sie (die Germanen) einen Platz aus, der durch den Fluß und die Wälder eingeschlossen war, eine enge und feuchte Ebene. Auch die Wälder umgab ein tiefes Moor, nur daß die eine Seite die Angriwarier durch einen Erdwall erhöht hatten, als Grenzscheide gegen die Cherusker. Dort stellte sich das Fußvolk. Ihre Reiterei versteckten sie in den nahen Wäldern, um die Legionen, wenn sie in den Wald eingedrungen wären, im Rücken anzugreifen. Nichts hiervon war dem Cäsar entgangen: er kannte die Pläne (der Feinde), das Gelände, offenkundige und geheime Vorgänge und suchte die Listen der Feinde zu ihrem eigenen Verderben zu wenden. Er überließ dem Legaten Seius Tubero die Reiterei und die Ebene; die Front des Fußvolkes aber stellte er so auf, daß ein Teil auf ebenem Boden in den Wald einzudringen, ein Teil das Wallhindernis zu erklettern hatte. Die schwerste Arbeit übernahm er selbst, das andere übertrug er den Legaten. Diejenigen, denen der ebene Abschnitt zugefallen war, drangen mühelos in den Wald ein, dagegen hatten die andern, die den Wall zu erstürmen hatten, gerade als wenn sie an eine Stadtmauer heranrückten, unter den schweren Hieben von oben her zu leiden. Der Feldherr merkte, daß der Nahkampf für die Römer ungleich sei; er ließ daher die Legionen etwas zurückgehen, die Schleuderer und Steinwerfer ihre Geschosse entsenden und den Feind verjagen. Dazu schleuderten die Wurfgeschütze ihre Lanzen, und je mehr sich die Verteidiger den Blicken aussetzten, mit um so schwereren Wunden wurden sie heruntergeschossen. Als erster stürmte der Cäsar

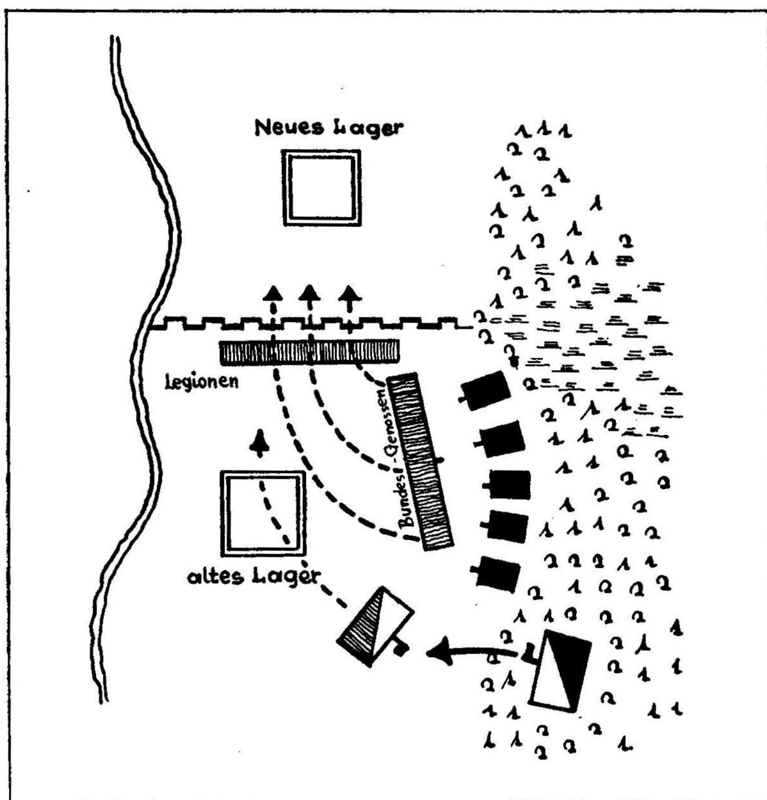
mit den prätorianischen Kohorten den Wall und machte einen Angriff auf die Wälder; dort entspann sich ein Handgemenge. Der Feind hatte im Rücken das Moor, die Römer den Fluß oder die Berge. Beide Parteien waren daher gezwungen, an Ort und Stelle zu kämpfen. Hoffnung konnte ihnen nur ihre Tapferkeit geben, Rettung nur der Sieg bringen.

An Mut standen die Germanen den Römern nicht nach, aber die Eigenart des Kampfes und der Waffen ließ sie unterliegen. Ihre riesige Menge konnte auf dem engen Raum ihre mächtigen Lanzen nicht vorstoßen oder zurückziehen; für wilden Ansturm, schnellen Anlauf war hier kein Feld, denn sie waren zum Kampf an Ort und Stelle gezwungen. Die Römer dagegen, den Schild an die Brust gepreßt und die Faust am Schwertgriff, durchbohrten die mächtigen Leiber der Barbaren und ihre ungeschützten Gesichter und bahnten sich so einen Weg durch Niedermetzeln der Feinde, während die Tatkraft des Arminius infolge der ständigen Gefahren bereits ermattete oder die frische Verwundung ihn hemmte. Selbst den Inguiomerus, der auf dem Schlachtfelde bald hier, bald dorthin jagte, verließ mehr das Glück als die Tapferkeit. Germanicus aber hatte, um leichter erkannt zu werden, den Helm abgenommen: Er bat seine Truppen, im Kampfe nicht nachzulassen, sie brauchten keine Gefangenen; nur die Vernichtung des Volkes mache dem Krieg ein Ende. Erst spät am Tage zog er eine Legion aus der Schlacht, um ein Lager aufzuschlagen, die übrigen sättigten sich bis tief in die Nacht hinein am Blut der Feinde. Der Kampf der Reiter war unentschieden."

Die Schilderung des Tacitus läßt kaum einen Zweifel daran, daß das römische Heer nicht aus freien Stücken eine Schlacht auf so ungünstigem Gelände gesucht hat. Es macht vielmehr den Eindruck, als ob die Römer sich geradezu in einer Falle befanden. Sie waren von Sümpfen und Wäldern, vom Angriwarierwall und von der Weser eingeschlossen, so daß ihnen nur der Durchbruch über den Angriwarierwall nach Norden übrigblieb. Dementsprechend setzte Germanicus seine Hauptwaffe, die Legionen, zum Sturm auf den Angriwarierwall und die anschließenden Wälder an, während er seinen Rücken und seine rechte Flanke durch Reiterei und Hilfsvölker decken ließ. Seine linke Flanke sicherte die Weser. Es ist sonst nicht römische Taktik gewesen, gleich zum ersten Ansturm die Legionen einzusetzen. Man schickte gewöhnlich die Bundesgenossen und Hilfsvölker vor und stieß dann erst mit den Legionen nach. Wenn Germanicus von dieser Taktik

absah und seine Kerntruppen sofort einsetzte, so kennzeichnet das den Ernst der Lage, in der er sich befand.

Der Angriwarierwall ist, wie die Ausgrabungen Schuchhardts ergaben, eine Holzerdmauer gewesen. Die Front bestand aus mächtigen Holzpfosten, die tief in den Erdboden eingegraben waren. Da-



Schematische Skizze der Schlacht am Angriwarierwall.

hinter lagen Holzstämme oder Bohlen, die die Mauer bildeten. Die Rückseite war ähnlich konstruiert. Querriegel hielten die beiden Holzmauern zusammen, zwischen die Erde gestampft war.

Die Germanen warfen die anstürmenden Legionen zunächst mit schweren Verlusten zurück. Da entschloß sich der römische Feldherr, den Wall im Fernkampf sturmreif schießen zu lassen. Er setzte dafür

seine Schleuderer und Steinwerfer und die Wurfgeschütze, die die Legionen mit sich führten, ein. Jede Legion führte planmäßig 65 Geschütze mit. Es warfen also rund 520 Geschütze ihre Geschosse, hauptsächlich Lanzen und schwere Pfeile, gegen den Wall. Durch den Einsatz dieser Artillerie, der übrigens erstmalig für einen Kampf zwischen Römern und Germanen von Tacitus mitgeteilt wird, gelang es den Römern, den Wall zu erstürmen und nach Norden auf besseres Gelände durchzubrechen. Die Schlacht war damit aber noch nicht beendet. Germanicus hat offensichtlich Wert darauf gelegt, an der Weser



Der Angrivarierwall nach einer Rekonstruktionsskizze von Schuchhardt.

zu bleiben, um sich den Rückweg offen zu halten. Das römische Heer kämpfte nun mit dem Rücken gegen den Strom. „Beide Parteien waren gezwungen, an Ort und Stelle zu kämpfen", meint Tacitus. Das gilt jedoch nur für die Römer, die auch, nachdem sie den Angriwarierwall überwunden hatten, eingekesselt blieben und sich nur den Rückzug über die Weser freihalten konnten.

Sehr bezeichnend ist die Mitteilung, daß Germanicus noch während der Schlacht eine Legion aus dem Kampf ziehen mußte, um ein Lager aufzuschlagen. Wenn die Schlacht wirklich ein Sieg der Römer gewesen wäre, dann hätten die Römer zu ihrem Ausgangslager zurückkehren können. Sie hatten dieses Lager aber offenbar während der Schlacht verloren. Es hätten auch alle Legionen nach der Schlacht

in sehr viel kürzerer Zeit das Lager erbauen können, wenn die Römer wirklich Herren des Schlachtfeldes geworden wären. Die Maßnahme des Germanicus beweist also, daß die Römer nicht Sieger waren, wenn sie sich auch auf dem Schlachtfeld behaupteten. Der Kampf nicht nur der Reiter war also unentschieden geblieben.

Weder die Germanen noch die Römer erneuerten den Kampf am Tage darauf. So konnte Germanicus durch die Errichtung eines Hügels aus erbeuteten Waffen vor seinen Truppen den Eindruck eines Sieges erwecken. Wenige Tage nach der Schlacht zog sich das römische Heer — „Es war schon Hochsommer" — zur Ems zurück. Stertinius verheerte mit der Reiterei auf dem Rückzug noch das Gebiet der Angriwarier. Tacitus behauptet zwar, daß dieser Stamm sich bedingungslos ergeben habe, aber davon kann, nach der Lage der Dinge, keine Rede sein. Ein Teil der Legionen wurde auf dem Landwege zum Rhein zurückgeführt, der andere ging an Bord der Flotte und segelte heimwärts. Dabei soll die Flotte, nach dem Bericht des Tacitus, durch einen schweren Sturm völlig zerstört worden sein. „Ein Teil der Schiffe ging unter, die Mehrzahl wurde auf weit entfernten Inseln an Land geworfen ... nur die Fregatte des Germanicus trieb ans Ufer der Chauken ... Endlich kamen bei Wiederkehr der Flut und günstigem Winde die Schiffe, schwerbeschädigt mit wenig Rudern oder aufgespannten Decken (anstatt der Segel) zurück, manche im Schlepptau von stärkeren. Der Feldherr ließ sie sofort ausbessern und schickte sie dann aus, um die Inseln abzusuchen. Durch diese Unternehmung wurden die meisten aufgesammelt; viele sandten auch die Angriwarier, die sich jüngst unterworfen hatten, zurück: sie hatten sie von tief im Binnenlande wohnenden Stämmen losgekauft."

Man kann sich beim Lesen dieser Schilderung nicht des Eindrucks erwehren, als ob Tacitus oder seine Gewährsmänner, von denen er die Schilderung übernahm, die Folgen des Sturmes sehr erheblich aufgebauscht haben, um die außerordentlich schweren Verluste auch an Gefangenen, die entweder in der Schlacht am Angriwarierwall oder auf dem Rückzug zur Ems in die Hände der Germanen gefallen waren, zu vertuschen. Wie sollten die an die Küsten verschlagenen Römer so schnell als Gefangene zu tief im Binnenlande wohnenden Stämmen gekommen sein! An der Küste wohnten Friesen und Chauken, die beide mit den Römern durch Verträge verbunden waren, die also die vom Meere verschlagenen Legionäre ohne weiteres freigegeben haben werden. Die Vermittlung der Angriwarier kann nur

bedeuten, daß ein Austausch von Gefangenen stattgefunden hat. Offenbar waren zahlreiche Angriwarier in römische Gefangenschaft geraten.

Der Bericht des Tacitus bestätigt also, daß die Schlacht am Angriwarierwall für die Römer sehr verlustreich war, und daß das Heer des Arminius eine große Anzahl von Gefangenen gemacht hat.

Leider schildert uns Tacitus den Rückzug der auf dem Landwege zum Rhein marschierenden Legionen nicht. Es ist aber als sicher anzunehmen, daß Arminius diesem Teil des römischen Heeres ebenso gefolgt ist, wie im Jahre vorher den Legionen des Caecina. Wenn es zu keinem neuen Kampfe kam, dann mag das auf die sicher schweren Verluste zurückzuführen sein, die auch die Germanen in den beiden großen Schlachten dieses Feldzuges erlitten hatten. Arminius mußte ja mit einer weiteren Fortsetzung des Krieges rechnen und war, wie wir ausgeführt haben, aus wichtigen Gründen darauf bedacht, sein Heer nach Möglichkeit zu schonen. Es genügte ihm auch diesmal, die Römer wieder aus dem Lande geworfen zu haben. Es ist jedenfalls sicher, daß Arminius der strategische Sieger der Schlacht am Angriwarierwall gewesen ist.

Wie stark die Römer, trotz ihrer Verluste, noch waren, geht aus der Mitteilung des Tacitus hervor, daß Germanicus zwei Expeditionen nach seiner Rückkehr absandte. Mit 30000 Mann und 3000 Reitern fiel der Legat C. Silius in das Gebiet der Chatten ein. Germanicus selbst rückte „mit einer größeren Streitmacht" in das Land der Marser, wo es ihm gelang, den Adler einer Legion des Varus, der in einem heiligen Hain vergraben war, wiederzufinden. Die Chatten stellten sich ebensowenig wie die Marser zum Kampf. Sie verfolgten also die ihnen von Arminius befohlene Taktik. Selbst wenn Tacitus die Zahlen der römischen Heere übertrieben haben sollte, um die schweren Verluste zu verdecken, so darf man doch annehmen, daß der römische Feldherr noch über wenigstens 60000 Mann verfügt hat. Daß er diese beiden Expeditionen für notwendig hielt, beweist gleichfalls, daß der Feldzug zur Weser kein römischer Erfolg gewesen ist.

Zur Taktik des Arminius

Rückblickend kann man von beiden Schlachten des Jahres 16 sagen, daß auch in ihnen die Germanen nach vorbedachtem Plane kämpften. Arminius hat sowohl bei Idistaviso wie am Angriwarierwall die planmäßig errichteten Sperrbefestigungen in seinen Schlachtplan ein-

bezogen. Der römischen Artillerie konnte er freilich nichts Gleichwertiges entgegensetzen, da die Germanen keine Geschütze besaßen. In dieser Beziehung waren also unsere Vorfahren den Römern unterlegen, aber weniger, weil sie keine Geschütze konstruieren konnten, als vielmehr, weil sie keinen Bedarf nach solchen Waffen hatten.

Was ihnen an technischer Ausrüstung fehlte, ersetzten die Germanen durch größere Beweglichkeit und durch eine erstaunliche Anpassung an das Gelände. Die römische Taktik wirkt gegenüber der germanischen, so wie sie von Arminius angewandt wurde, geradezu starr. Beweglich sind bei den Römern nur die leichten Truppen, die Reiterei und die Aufgebote der Hilfsvölker, von denen die germanischen Hilfstruppen sicher die ihnen geläufige germanische Kampfesweise anwandten. Die Legionen selbst aber wirken wie ein starres Gerüst. Um zur vollen Wirkung zu kommen, müssen sie auf freiem, möglichst ebenem Gelände kämpfen. Ganz anders die Tausendschaften und die Schlachtkeile des Arminius. Sie nutzen das Moor und die Wälder, die Bergzüge und sonstige Gegebenheiten des Geländes nicht nur für ihre Aufstellung, sondern auch für ihre Kampfesführung aus.

Arminius wendet zweimal das taktische Mittel des Rückzuges oder der Scheinflucht an, um den Römern das von ihm geplante Schlachtfeld aufzuzwingen, das von seinen Truppen bereits planmäßig besetzt ist. Solche taktischen Rückzüge oder Scheinfluchten erforderten höchste Manneszucht und hohe Führereigenschaften auch der Unterführer, andernfalls hätten sie verderblich werden müssen.

In der Schlacht vor der Weser im Jahre 15 hat Arminius einen Teil seines Heeres in den Bergwäldern versteckt so lange in Reserve gehalten, bis das römische Heer das Schlachtfeld erreicht hatte. Der große Cherusker nutzt also auch das Moment der Überraschung, und es gelingt ihm, durch überraschenden Einsatz seiner Reserven die römische Reiterei und die Vortruppen in Verwirrung zu bringen und zu werfen. Auch in dem Kampf mit Caecina dürfte Arminius Reserven zurückbehalten haben, die er jedoch nicht einsetzen konnte, weil, wie wir gesehen haben, durch den unklugen Angriff auf das römische Lager und den geschickten Ausfall der Römer der Kampf unübersichtlich geworden war.

Vor der Schlacht bei Idistaviso locken die Cherusker die Bataver durch eine scheinbare Flucht auf eine von Bergen umgebene Ebene. Dann erst stürmen die verborgenen Reserven vor und schließen den Feind ein. Für die Schlacht von Idistaviso waren offenbar die cherus-

kischen Tausendschaften, die die Höhen besetzt hatten, als Reserve vorgesehen. Durch die beiderseitige Überflügelung, die den Römern gelang, kamen sie nicht zu dem wahrscheinlich geplanten Einsatz. In der Schlacht am Angriwarierwall bildete die Reiterei, die in den nahen Wäldern versteckt war, „um die Legionen, wenn sie in den Wald eingedrungen wären, im Rücken anzugreifen", die Reserve, die sich Arminius zum letzten Einsatz aufgespart hatte. Wann es zu diesem Einsatz kam, geht aus den Angaben des Tacitus nicht hervor.

Wenn der römische Historiker bei der Schilderung des wohl im Jahre 17 zwischen Arminius und Marbod geführten Kampfes von den beiden germanischen Heeren sagt, sie hätten bei den jahrelangen Kämpfen gegen die Römer gelernt, Reih und Glied zu halten, sich mit Reserven zu sichern und den Befehlen ihrer Heerführer zu gehorchen, so ist das zweifellos unzutreffend. Es wäre an sich für die Beurteilung der germanischen Kriegskunst unerheblich, wenn die Germanen das Zurückhalten der Reserven von den Römern gelernt hätten. Die Kriegsgeschichte zeigt, daß immer wieder ein Volk vom anderen lernt und militärische Einrichtungen übernimmt, ja oft in eigener Art um- und ausgestaltet. Zweifellos haben die Germanen in diesen Kämpfen manches von den Römern gelernt, und es ist sicher, daß Arminius, als Kenner des römischen Heereswesens, seine strategischen Pläne ebenso wie seine Schlachtpläne unter Zugrundelegung der ihm bekannten römischen Einrichtungen und Gepflogenheiten, kurzum der römischen Kriegskunst, aufstellte und durchführte.

Die Germanen haben, wie die Funde aus jener Zeit beweisen, von den Römern das kurze, besonders zum Stoß brauchbare Schwert übernommen und auf ihr langes zweischneidiges Schwert, das sie bis dahin führten, weitgehend verzichtet. M. Jahn sagt in seiner Arbeit „Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit": „An Stelle des keltischen langen Hiebschwertes tritt (mit Beginn der römischen Kaiserzeit — also zur Zeit des Arminius —) in ganz Germanien das römische kurze Stoßschwert. Dieser Wechsel tritt so unvermutet ein, daß die alte Schwertform mit einem Schlage selbst in den entlegensten Gauen verschwunden ist. Nur in einzelnen wenigen Funden der Übergangszeit trifft man die alte Waffe noch an."

Die Germanen haben sich also keineswegs gescheut, von den Römern zu lernen und eine Waffe, deren Wirkung sie in den Schlachten gegen Drusus und Tiberius schon zur Genüge kennenlernten, zu übernehmen und sie in allen Einzelheiten, z. B. auch, was die Schwert-

scheiden anbetraf, nachzubilden. Es ist selbstverständlich, daß ihnen die Beute, wie sie sie z. B. in der Schlacht im Teutoburger Walde machten, willkommen war, um ihre eigene Ausrüstung zu erhöhen. Aber sie begnügten sich nicht mit dieser Beute, sondern führten eine völlige Neuausrüstung ihrer Tausendschaften mit nach römischem Vorbild gefertigten Kurzschwertern durch.

Die Römer haben auch ihrerseits von den Germanen gelernt, und, wie wir gesehen haben, auch den Spitzgraben übernommen und bei ihren Befestigungen angewendet. Man wird weder die Römer noch die Germanen deshalb schelten oder als unterlegen ansehen dürfen. Die Zurückhaltung der Reserven aber scheint nicht etwas gewesen zu sein, was die Germanen erst in jenen Kämpfen von ihren Gegnern gelernt haben sollten. Schon Ariovist behielt Reserven zurück, als er das von Cäsar errichtete kleinere Lager angriff. Wenn er in der Schlacht selbst keine Reservetruppen zum Einsatz bringen konnte, so nur deshalb, weil sein Heer dazu nicht stark genug war und weil er die Schlacht bewußt und planmäßig auf die Angriffswucht seiner verstärkten Schlachtkeile auf dem rechten Flügel abgestellt hatte.

Die Schilderung des Tacitus über die Schlacht zwischen Marbod und Arminius ist für uns nur insoweit von Belang, als der Historiker ausdrücklich hervorhebt, daß das Heer des Arminius in einzelne Abteilungen, also Keile, geordnet war. Beide Heere müssen mit verstärkten linken Flügeln in den Kampf gegangen sein, denn Tacitus sagt, daß von beiden Heeren die rechten Flügel geschlagen wurden. Die Schlacht soll unentschieden geendet haben. Marbod aber habe sich in die Berge zurückgezogen. Er sei durch das allmähliche Übergehen seiner Truppen zum Gegner geschwächt worden und habe sich schließlich nach Böhmen zurückgezogen. Die politischen Gründe, die zu diesem Bruderkampf führten, bei dem auf Seiten Marbods auch Ingiomar kämpfte, „weil er es als Oheim bei seinem Alter unter seiner Würde hielt, sich dem jugendlichen Sohne seines Bruders unterzuordnen", gehören nicht in eine Arbeit über die germanische Kriegskunst. Die Bemerkung des Tacitus über Ingiomar beweist uns aber, daß es Arminius im Jahre 16 tatsächlich gelungen war, die Zweiteilung im Oberbefehl zu beseitigen und die Führung allein zu übernehmen.

Kein geringerer als hervorragendster römischer Feldherr jener Zeit, der Kaiser Tiberius selbst, hat Arminius als den Sieger über die römischen Legionen anerkannt. Gewiß nicht mit Worten, aber dadurch,

daß er befahl, den Krieg abzubrechen und fortan nur die Rheingrenze zu verteidigen. Germanicus soll — nach Tacitus — weitere Feldzüge geplant haben, aber Tiberius berief ihn vom Oberbefehl ab. Er begründete die Einstellung des Krieges gegen Arminius mit dem Hinweis auf die Schicksalsschläge und die Verluste, die schwer und furchtbar gewesen seien. Auch Tacitus erkennt Arminius als Sieger an. In einer Art Nachruf, den er ihm widmet, sagt er von ihm:

„... Unzweifelhaft der Befreier Germaniens und ein Mann, der nicht wie andere Könige und Heerführer das römische Volk in seinen Anfängen, sondern das römische Reich auf der Höhe seiner Macht herausgefordert hat. In der Schlacht hat er mit wechselndem Glück gekämpft, aber im Kriege ist er unbesiegt."

400 Jahre Kampf mit Rom

Der Freiheitskampf der Friesen

Eine Fortführung unserer Untersuchungen über Heereswesen und Kriegskunst der Germanen über die Zeit des Arminius hinaus vermag nicht mehr viel Neues und Wesentliches zu erbringen, aber sie rundet das Bild, das schon gewonnen wurde, ab und beweist, daß auch nach Arminius das germanische Heereswesen dem römischen gleichwertig war, und daß germanische Heere und Heerführer viel öfter über römische Heere siegten, als im allgemeinen angenommen wird. Es kommt hinzu, daß die kriegerischen Ereignisse bis zum Beginn der historischen Völkerwanderung, im wesentlichen bis zu den großen ostgermanischen Königen wie dem Westgoten Alarich oder dem Ostgoten Theodorich im Rahmen kriegsgeschichtlicher Abhandlungen nur wenig Beachtung gefunden haben. Das erklärt sich zum Teil daraus, daß die Berichte vielfach sehr unzulänglich und lückenhaft sind, und daß sie wenig brauchbare Angaben über das Heereswesen und die Art der Kriegführung unserer Vorfahren enthalten.

Der erste größere Kampf zwischen Germanen und Römern nach Arminius fand im Jahre 28 statt. Die Friesen hatten im Jahre 12 v. Ztr. mit Drusus einen Vertrag abgeschlossen, ohne von ihm unterworfen worden zu sein. Durch den Vertrag wurden sie Bundesgenossen der Römer und verpflichteten sich, diesen eine jährliche Abgabe in Gestalt von Ochsenhäuten zu liefern. Über diesen Zins oder Zoll kam es zum Konflikt, als der römische Befehlshaber, dem die Verwaltung des Zinses anvertraut war, Felle von Auerochsen statt von gewöhnlichen Rindern forderte. Die Friesen ergriffen und töteten die römischen Soldaten, die in ihrem Lande weilten und belagerten das in ihrem Lande errichtete Kastell Flevum. L. Apronius, der Statthalter von Niedergermanien, ließ deshalb die ihm zur Verfügung stehenden Legionen sowie ein zweites Heer, das aus Abteilungen der Legionen Obergermaniens und auserlesenen Verbänden Fußvolk und Reiterei der Bundesgenossen gebildet war, in das Land der Friesen

einrücken. Die Friesen gaben die Belagerung des Kastells auf und wählten einen Schlachtort, den die Römer nicht mit ihrem ganzen Heere, sondern nur mit Einzelabteilungen nacheinander erreichen konnten. Der römische Feldherr versuchte die Friesen im Rücken zu umgehen, aber die zu diesem Zweck angesetzten Reitergeschwader wurden geschlagen. Auch die nun eingreifenden Fußtruppen, zunächst drei Kohorten und dann nochmals zwei, wurden über den Haufen geworfen. Das gleiche Schicksal hatte auch der Rest der in die Schlacht geworfenen römischen Hilfsvölker. Nun erst griff die fünfte Legion ein und deckte die geschlagenen Kohorten und Geschwader. Aber auch von den römischen Kerntruppen muß ein Teil von den Schlachtkeilen der Friesen zersprengt worden sein, denn Tacitus berichtet, daß 900 Römer — nicht Hilfstruppen — bei dem Hain der Baduhenna umzingelt und niedergehauen worden sind, und daß eine andere Abteilung von 400 Mann sich in einem Gehöft selbst den Tod gab.

Der Verlauf des Kampfes ist nur zu erklären, wenn man annimmt, daß die Friesen ihren Heerbann auf einer Insel versammelt hatten, zu der es nur zwei Zugänge gab. Beide Furten müssen so geartet gewesen sein, daß sie nur einer beschränkten Zahl von Kämpfern den Übergang ermöglichten. Infolgedessen wurden die nacheinander auf dem Kampfplatz eintreffenden römischen Abteilungen von den Friesen geschlagen. Während des Kampfes der bundesgenössischen Kohorten gelang es den Römern, wenigstens eine Legion geschlossen in die Schlacht zu werfen und den Rückzug der Hilfsvölker damit einigermaßen zu decken.

Der Sieg der Friesen in dieser Schlacht wird durch die Mitteilung bestätigt, daß der römische Feldherr die Leichen der Gefallenen unbestattet lassen mußte, „obgleich viele Tribunen und Hauptleute und auch hervorragende Centurionen gefallen waren“.

Wenn auch bei weitem nicht das ganze römische Heer geschlagen war, so war der Sieg der Friesen doch entscheidend genug, um den Friesen die Freiheit zu geben. „Seitdem hatte der Name der Friesen unter den Germanen einen hellen Klang.“

Für unsere Untersuchung ist bedeutsam, daß in diesem Feldzug ein einzelner germanischer Stamm sich als stark genug erwies, um der damals am Rhein stehenden römischen Heeresmacht unter Ausnützung der Natur des Landes defensiv zu trotzen. Die Stärke der eingesetzten römischen Heeresteile ist nicht bekannt. Man wird jedoch mit einigen 10000 Mann rechnen dürfen. Die Friesen werden gleich-

falls einige 10000 Mann aufgebracht haben. Möglicherweise wurden sie durch Tausendschaften der freien Nachbarstämme verstärkt. Wir sehen jedenfalls, daß einer der großen germanischen Stämme eine so beachtliche Truppenzahl aufbringen konnte, daß die Römer auf die Wiedereroberung des Friesenlandes verzichten mußten. Damit werden unsere Berechnungen über die möglichen Heeresstärken auf germanischer Seite bestätigt.

Der Krieg der Bataver und Kanninefaten

Den Kampf der vier Kaiser Galba, Otho, Vitellius und Vespasian um die Herrschaft (im Jahre 69) benutzte der Bataverfürst Civilis — sein germanischer Name ist nicht bekannt —, um die Unabhängigkeit seines Stammes und die der benachbarten Kanninefaten zu erkämpfen. Die Bataver waren noch vor den Feldzügen des Drusus, also vor 12 v. Ztr. durch Vertrag dem römischen Reiche angegliedert worden. Sie genossen eine Sonderstellung, da sie Steuerfreiheit hatten. Dafür stellten sie den Römern Hilfstruppen, die jedoch von eigenen und nicht von römischen Offizieren geführt wurden. Es sind zehn Bataverkohorten sowie batavische Reitergeschwader bekannt.

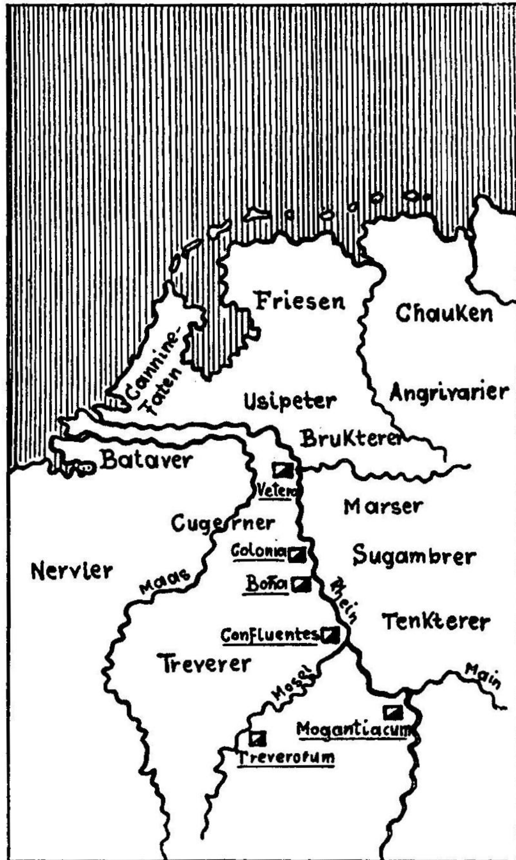
Der Stamm muß den Römern daher eine Hilfstruppe von mehr als 6000 Mann gestellt haben. Zur Zeit des Kaisers Nero wurde diese Truppe von den beiden Bataverfürsten Julius Civilis und Julius Paulus — zwei Brüdern — befehligt. Civilis hatte 25 Jahre im römischen Heere gedient, als er mit seinem Bruder, angeblich wegen Hochverrat, verhaftet wurde. Paulus wurde zum Tode verurteilt, Civilis nach dem Sturz Neros von Kaiser Galba freigelassen.

Die Kanninefaten waren im Jahre 4 von Tiberius unterworfen worden. Auch sie stellten den Römern Hilfstruppen, jedoch ist die Zahl der von ihnen gestellten Kohorten und Reitergeschwader nicht bekannt. Der Führer der Kanninefaten, Brinno, hat nicht im römischen Heere gedient, Tacitus hätte sonst sicherlich nicht unterlassen, dies ebenso wie von Civilis zu erwähnen. Die Kanninefaten müssen weit mehr als die Bataver Seefahrer gewesen sein, denn ihre Flotte wird von Tacitus ausdrücklich erwähnt. Sie spielt in dem Freiheitskampf der beiden Stämme eine entscheidende Rolle.

Civilis begann den Krieg, indem er sich zum Parteigänger Vespasians und damit zum Gegner des Vitellius erklärte, dem die Legionen am Rhein anhingen. Er hatte zunächst nur seine eigene Kohorte zur Verfügung, acht Bataverkohorten standen noch in Obergermanien.

Die Bataver, von ihm zum Freiheitskampf aufgerufen, stellten ihm ihre Mannschaft, soweit sie sich nicht im römischen Dienst befand. Die Kanninefaten stellten unter der Führung Brinnos gleichfalls ein Heer auf, verbündeten sich mit den Friesen, berannten und eroberten die römischen Kastelle in ihrem Gebiet und stießen zu den Batavern.

Die erste Schlacht schlugen Civilis und Brinno nach germanischer Weise. Die Kanninefaten, Friesen und Bataver wurden in gesonderten Schlachthaufen, d. h. in Keilen, zur Schlacht geordnet. Die Römer wurden geschlagen, nachdem die Kohorte der Tungerer, eines keltischen Stammes, zu Civilis übergegangen war und die auf den römischen Schiffen tätigen Rudermannschaften batavischen Stammes die Schiffe zu den Batavern gebracht hatten. Die Römer verloren dabei ihre gesamte Flotte von 24 Schiffen.



Der Kriegsschauplatz des Bataverkrieges mit den großen römischen Legionslagern und der Stadt Köln (Colonia).

Hatte Civilis den Freiheitskampf mehr als Politiker denn als Feldherr eingeleitet, so führte er ihn auch weiter mehr mit politischen als militärischen Mitteln. Er verstärkte sein Heer aus Tausendschaften, die ihm die freien Germanen zu Hilfe schickten. Gleichzeitig aber verhandelte er mit den Hauptleuten der gallischen Kohorten. „So war

sein Blick auf Gallien und Germanien gerichtet, denn er trachtete, für den Fall, daß seine Pläne gelingen sollten, nach der Königsherrschaft über die reichsten und stärksten Völker."

Die gegebene strategische Aufgabe war die Eroberung der großen Standlager der Legionen am Rhein, zunächst des Lagers von Vetera, in dem zwei Legionen standen. Eine Schlacht, die in der Nähe des Lagers stattfand, endete mit einem Sieg der Germanen, zumal die Reitergeschwader der Bataver, die am linken römischen Flügel standen, zu Civilis übergingen. Die in das feste Lager geflüchteten Legionen vermochten jedoch das Kastell zu halten.

Der römische Befehlshaber Hordeonius Flaccus konnte sich als Anhänger Vespasians zu einer tatkräftigen Kriegsführung gegen Civilis nicht entschließen. Es gelang deshalb den acht Bataverkohorten, die auf dem Wege in die Heimat an dem Lager von Bonn vorbeizogen, die dort liegende Legion und die belgischen Kohorten, die ihnen den Weg sperrten, zu schlagen und den Durchbruch zu erzwingen. Civilis hatte nun neun kriegserfahrene Kohorten unter seinem Befehl, dazu die zu ihm übergegangenen batavischen Reitergeschwader, also eine nach römischer Weise geschulte und bewaffnete Kerntruppe von rund 5000 Mann. Dazu kamen die Aufgebote der Bataver, Kanninefaten, Brukterer und Tenkterer, insgesamt ein Heer, das man auf 15000 bis 20000 Mann schätzen darf.

Das römische Heer war wenig schlagkräftig, teils infolge mehrfachen Versagens seiner Führer, teils wegen immer wieder auftretender Revolten. So ging der Kampf mit wechseltem Erfolg hin und her. Germanische Reiterabteilungen eroberten durch Überrumpelung das Winterlager Asciburgium (Asberg bei Mörs) an der Ruhrmündung. Die herangeführten Legionen konnten aber ihre in Vetera belagerten Kameraden entsetzen.

Inzwischen war Vespasian über Vitellius Sieger geblieben. Civilis, der bisher als Parteigänger Vespasians gekämpft zu haben vorgab, ließ nun offen erkennen, daß er für die Freiheit der Bataver und ihrer Bundesgenossen kämpfte. Der Kampf ging also weiter. Vetera wurde wieder eingeschlossen und die Legionen, die erneut gemeutert und ihren Feldherrn Hordeonius ermordet hatten, wurden von Civilis geschlagen.

Ein Heer von Chatten, Usipetern und Mattiakern war inzwischen über den Rhein gegangen und belagerte Mainz. wurde dann aber von drei Legionen, der 1., 4. und 18., die unter dem Befehl des

Vocula standen, zum Abzug gezwungen. Immer mehr gallische Stämme schlossen sich den Batavern und ihren Verbündeten an. Nachdem auch Vocula ermordet worden war, gingen schließlich die Legionen selbst zum Feinde über und leisteten einen Fahneneid für das „Reich Gallien". So gelang es Civilis und den ihm verbündeten gallischen Fürsten schließlich durch politische Mittel alle Standlager am Rhein bis herunter nach Mainz und nach Trier in ihre Hand zu bekommen.

Das Bündnis mit den Galliern hat Civilis mehr geschadet als genützt. Er hatte zwar weder sich noch seine Bataver durch einen Eid auf das gallische Reich verpflichtet, aber seine Truppen kämpften Schulter an Schulter mit denen der gallischen Fürsten, und die Niederlage der Gallier wurde auch die des Civilis.

Die Römer hatten ein neues Heer aufgestellt und einen ebenso fähigen wie leichtsinnigen Mann, Petilius Cerialis, mit dem Oberbefehl betraut. Dies neue Heer, das sich am Rhein sammelte, bestand aus sechs Legionen, darunter zwei Legionen, die zu den Kerntruppen des Vespasian gehörten, die achte und die elfte. Aus Britannien wurde die 14. Legion, aus Spanien die 16. herbeigerufen. Diese starke Truppenmacht zeigt, daß der Kaiser den Krieg am Rhein sehr ernst nahm. Er kannte seinen Gegner Civilis und unterschätzte ihn nicht. Die Legionen, die einen Eid auf das „Reich Gallien" geleistet hatten, gingen gleich beim ersten Zusammentreffen wieder zum Kaiser über. Einige der gallischen Stämme taten das gleiche. Der Rest der gallischen Truppen wurde bei Bingen geschlagen und zersprengt. Diese erste Niederlage hatte weitreichende politische Folgen bei den gallischen Stämmen, zumal bald darauf die Treverer an der Mosel besiegt wurden und Trier von den Römern besetzt wurde.

Civilis beurteilte die Lage offenbar richtig, denn er riet, nun erst die Verstärkung des Heeres durch die zu Hilfe herbeigerufenen und schon auf dem Marsch befindlichen Tausendschaften der rechtsrheinischen Germanen abzuwarten. Die führenden gallischen Fürsten Tutor und Classicus aber wollten den sofortigen Kampf. Civilis mußte nachgeben. Er hatte offenbar nicht den alleinigen Oberbefehl, sondern mußte ihn wohl mit den beiden anderen teilen. Es kam in und bei Trier zur Schlacht, wobei den Verbündeten eine Überraschung der Römer, deren Feldherr bei Beginn des Kampfes noch im Bett lag, gelang. Die Legionen erholten sich aber bald von ihrer Überraschung, und auch die schon fliehenden Kohorten machten, von Cerialis zurück-

gerissen, wieder Front. Der römische Feldherr griff ungepanzert im Bereich der Geschosse entschlossen ein und sicherte zunächst die Brücke über die Mosel. Die 21. Legion, die auf einem freieren Raum kämpfte als die anderen, brach den Ansturm der Germanen und Gallier und warf sie zurück. So wurde die Schlacht für Civilis eine Niederlage, die ihn zum Rückzug zwang.

Zur gleichen Zeit hatten die Kanninefaten die von Britannien heransegelnde Flotte angegriffen und die römischen Schiffe entweder versenkt oder gekapert. Auf die Folgen dieser siegreichen Seeschlacht werden wir noch zurückkommen. Nach einigen Gefechten kam es zur Entscheidungsschlacht bei Vetera. Cerialis hatte inzwischen alle sechs Legionen vereint, auch waren die herbeigerufenen Kohorten und Geschwader der Bundesgenossen eingetroffen, sein Heer dürfte also 40000—50000 Mann stark gewesen sein. Civilis hatte eine feste Stellung bezogen, die durch teilweise Überschwemmung des Geländes — Civilis hatte zu diesem Zweck einen Damm in den Rhein errichten lassen — noch besonders gesichert war. Das germanische Heer dürfte wesentlich kleiner als das römische gewesen sein.

Die ersten Versuche der Römer, Civilis in seiner Stellung anzugreifen, mißglückten unter starken Verlusten für die Legionen. Am Tage darauf wurde die Schlacht erneuert. Civilis stellte sein Heer nicht nach römischer Weise in ausgedehnter Linie, sondern nach germanischer Weise in Schlachthaufen auf. Daraus geht hervor, daß sich sein Heer zum größten Teil aus den Aufgeboten der dem Rhein benachbarten freien Germanenstämme zusammensetzte, die in der ihnen gewohnten Keilstellung kämpfen wollten. Die Römer hatten in die erste Schlachtreihe, wie üblich, die bundesgenössischen Kohorten gestellt, die Legionen bildeten die zweite Schlachtreihe.

Die erste römische Schlachtreihe wurde durch den Ansturm der germanischen Keile sehr bald geworfen. Die Legionen brachten den Kampf aber zum Stehen. Da führte ein batavischer Deserteur, der das Gelände kannte, zwei Reitergeschwader in den Rücken des germanischen Heeres. Durch diesen Angriff im Rücken und durch einen gleichzeitigen Vorstoß der Legionen in der Front wurde das germanische Heer in Verwirrung gebracht und geschlagen. „Der Krieg wäre an diesem Tage zu Ende gewesen, wenn die römische Flotte die Germanen sofort verfolgt hätte", urteilt Tacitus.

Tatsächlich gab nun die Überlegenheit der germanischen Flotte den Ausschlag. Sie beherrschte nach der Seeschlacht im Kanal sowohl das

Meer wie den Rhein. Die inzwischen auf dem Rhein aufgestellte neue römische Flotte wagte keinen ernsten Kampf, so konnten sich die Bataver auf ihre Insel zurückziehen. Sie konnten von dort aus sogar noch mit vier verschiedenen Abteilungen die Quartiere der Legionen, Kohorten und Reitergeschwader angreifen, und zwar mit Erfolg. Schließlich sah man auf beiden Seiten ein, daß der Krieg nicht durch die endgültige Niederlage des einen oder des anderen beendet werden konnte, solange wenigstens nicht, wie die Überlegenheit der germanischen Flotte vorhanden war. Es kam zu Friedensverhandlungen und zum Vertrag, durch den die Bataver in ihr altes Verhältnis als Bundesgenossen der Römer wieder zurückgeführt wurden.

Der Freiheitskampf der Bataver ist für unsere Untersuchung insofern wichtig, als er zeigt, daß die freien Germanen an ihrer alten Kampfesweise, vor allem am Keil, festhielten. Die im römischen Kriegsdienst geschulten Bataverkohorten und ihr Führer Civilis mögen zeitweise, soweit sie allein oder mit ihren gallischen Bundesgenossen kämpften, in römischer Schlachtordnung angetreten sein und nach römischer Weise gekämpft haben. Sobald sie mit starken Aufgeboten der freien Germanenstämme in die Schlacht gingen, ordneten sie sich der germanischen Kampfesweise unter.

Hätte sich Civilis nur auf Germanen gestützt und ein Bündnis mit den unzuverlässigen und wenig kampfkräftigen Galliern abgelehnt, dann wäre der Krieg wahrscheinlich anders verlaufen. Die politischen Mittel, die Civilis anwandte, brachten ihm nur Teilerfolge, manche wirkten sich sogar gegen ihn aus.

Von besonderer Bedeutung ist für uns jedoch die in diesem Krieg erstmalig in Erscheinung tretende Bedeutung einer germanischen Flottenüberlegenheit. Da die Kanninefaten von Tacitus als die Sieger über die britannische Flotte der Römer bezeichnet werden, dürfen wir annehmen, daß Brinno als Seekönig die Flotte auf dem Meer und auf dem Rhein geführt hat. Er ist als der eigentliche Sieger dieses Krieges anzusprechen.

Die Germanenkriege Domitians

Über die Kriege, die Kaiser Domitian mit germanischen Stämmen führte, sind uns nur Nachrichtenbruchstücke erhalten. Wichtig ist, daß daraus hervorgeht, daß die Anlage des Limes, jener großen Grenzbefestigung, die nördlich von Koblenz begann, den Taunus durchzog, den Main südlich von Hanau erreichte und dann von Miltenberg am

Main nach Süden bis Lorch, östlich Stuttgart, von da nach Osten verlief, um westlich der Altmühlmündung in die Donau diesen Fluß zu erreichen, in der ersten Anlage auf Domitian zurückgeht.

Bei Frontin heißt es: „Da die Germanen nach ihrer Sitte öfter aus Wäldern und dunklen Schlupfwinkeln unsere Truppen angriffen und einen sicheren Rückzug in die Tiefe der Wälder hatten, ließ der Kaiser Domitianus auf 120 Meilen Grenzwälle errichten und veränderte hierdurch nicht nur die Kriegslage, sondern unterwarf auch die Feinde seiner Gewalt, da er ihre Zufluchtsorte aufgedeckt hatte."

Der Zweck der von Domitian schon im Chattenkrieg im Jahre 83 errichteten Grenzwälle wird hier klar herausgestellt. Es ist die Sicherung der römischen Truppenlager und der Städte am Rhein, die sich bei den Lagern entwickelten, gegen überraschende germanische Vorstöße. In erster Linie sollte wohl die große Festung Mainz durch die vorgeschobenen Befestigungen gesichert werden. Wenn der Kaiser, um sein Werk durchführen zu können, auch offensiv nach Germanien hineinstieß, so war sein Unternehmen doch defensiver Natur. Er führte nur einen verbesserten Schutz durch, womit er freilich die Kriegslage in diesem Gebiet veränderte. Die Angabe Frontins über die Aufdeckung der Zufluchtsorte ist insofern richtig, als der Limes mehrere germanische Ringburgen im Taunus umschloß, darunter Altkönig, Althöfer Mauer und Goldgrube. Auf den Limes selbst werden wir noch aus Anlaß der Alamannenkriege zu sprechen kommen.

Im übrigen künden uns die überkommenen Nachrichten noch einen Sieg der Markomannen über den Kaiser Domitian. Dio meldet: „Domitian, der von den Markomannen besiegt war und die Flucht ergriffen hatte, schickte schleunigst zu Decebalus, dem König der Daker und bewog ihn zu einem Friedensvertrag." Dieser germanische Sieg fällt in das Jahr 89. In einem zweiten Krieg gegen die Markomannen erlitten die Römer eine schwere Niederlage, wobei die 21. Legion mit ihrem Führer niedergehauen wurde (im Jahre 92). Diese beiden germanischen Siege beweisen, daß das germanische Heereswesen immer noch auf der Höhe und dem der Römer gewachsen war.

Markomannen- und Quadenkriege

Ausführliche Nachrichten liegen uns erst wieder über die Kriege vor, die der Kaiser Marcus Aurelius mit Germanen und Sarmaten führen mußte. Die Nachrichten enthalten nur sehr wenige Angaben über militärische Vorgänge. Sie lassen aber immerhin erkennen, daß

es sich um Kämpfe gehandelt hat, die auf beiden Seiten kaum weniger schwer und ausgedehnt waren, als die Kämpfe zwischen Arminius und den Römern.

Auf germanischer Seite wird der Krieg von dem Stammbund der Irminonen geführt. Es werden die zu diesem Bund gehörenden Stämme der Markomannen, Quaden (Sweben), Langobarden, Obier, Naristen, Hermunduren, Buren und Victualen genannt. Die Lakringer, die in diesem Zusammenhang verzeichnet werden, gehörten wohl nicht zum Irminonenbund, sondern waren wahrscheinlich Ostgermanen. Auch die Zugehörigkeit der Buren, die im Gebiet der mährischen Senke seßhaft waren, zum Irminonenbund ist umstritten.

Diese Eidgenossenschaft germanischer Stämme — von den Irminonen sind nur die Semnonen nicht genannt, man darf aber annehmen, daß auch sie sich wenigstens durch die Stellung von Hilfstruppen beteiligt haben werden — war verbündet mit sarmatischen Völkerschaften, von denen die Quellen die Sosiber, Sikoboten, Roxolanen, Jazygen, Alanen, Peukiner und Kostoboken verzeichnen.

Eine dritte Gruppe bildeten ostgermanische Stämme, von denen der bedeutendste die der wandalischen Hasdingen war.

Zwischen den drei Gruppen hat wenigstens zeitweise ein Bündnis bestanden, das Eutrop ausdrücklich bezeugt. Auch die Bedingungen, die der Kaiser den einzelnen Stämmen bei den mehrfach geführten Friedensverhandlungen stellte, beweisen, daß nicht jeder Stamm oder jede Gruppe für sich mit den Römern Krieg geführt hat, sondern daß es sich um ein großes Völkerbündnis handelte. Nur die Wandalen und mit ihnen andere ostgermanische Stämme, wie die Lakringer und Bastarner, haben zeitweise selbständig und ohne Rücksicht auf die anderen gehandelt. Sie können also nur kurze Zeit im Bunde mit den Irminonen und Sarmaten gewesen sein.

Das Kriegsziel der Irminonen und auch der ostgermanischen Stämme war die Gewinnung von Neuland. Offenbar war der Landbedarf stark angewachsen, hatten ihn doch die Irminonen während mehr als 150 Jahren nicht mehr zur Genüge befriedigen können, seitdem die Römer die Donaugrenze sicherten. Die Landnahme als Ziel des Krieges wird von den Quellen mehrfach bestätigt. So heißt es, daß die Barbaren mit Krieg drohten für den Fall, daß man sie nicht in der römischen Provinz aufnehme. Weiter wird mehrfach von Landanweisungen, die der Kaiser zu geben offenbar gezwungen war, berichtet. Dio sagt: „Andere erhielten Land angewiesen, zum Teil in

Dakien, zum Teil in Pannonien, Mösien und Germanien und in Italien selbst.“ Von den Hasdingen meldet Dio ausdrücklich, daß sie unter ihren Anführern Raos und Raptos nach Dakien kamen, „um sich dort anzusiedeln“.

Der äußere Anlaß zum Kriegsbeginn im Jahre 166 war die Schwäche des römischen Reiches, die den germanischen Fürsten nicht verborgen bleiben konnte. Der Kaiser Marc Aurel war in einen schweren Kampf mit den Parthern verwickelt. Er hatte die Garnisontruppen an der Donau sehr schwächen müssen. Die Legionen, die sonst an der Donau standen, befanden sich größtenteils bei seinem Heere im Kampf mit den Parthern. An der Grenze von Rätien und Noricum standen nur wenige bundesgenössische Kohorten und Reitergeschwader zum Grenzschutz zur Verfügung. Eine Pest, die damals das Römerreich heimsuchte, hatte eine weitere sehr ernste Schwächung der römischen Kraft zur Folge. Der Krieg wurde also von germanischer Seite bewußt in einem Augenblick unternommen, in dem er der allgemeinen Lage des Römerreiches nach Aussicht auf Erfolg bot. Er wurde auch ganz nach der Art der früheren Landnahmekriege durch ein verhältnismäßig kleines Heer begonnen. Dio spricht von 6000 Langobarden und Obiern, die als erste im Jahr 166 die Donau überschritten, gewissermaßen als erster Stoßtrupp, der aber von dem römischen Kommandeur Vindex zurückgeworfen werden konnte. Sehr bald aber drangen die Germanen und ihre Verbündeten mit starken Heeren in das römische Reich ein. Der Krieg entwickelte sich nun an der ganzen Donaufront, etwa von Regensburg bis zur Mündung.

Die Annahme, daß die germanischen Stämme durch die Ausdehnung und Wanderung der Goten, die in dieser Zeit zum Schwarzen Meer vordrangen und sich dort festsetzten, bedrängt worden sind und deshalb nach Süden auszuweichen versuchten, ist für die Irminonenstämme nicht haltbar. Für die Wandalen und andere Ostgermanen könnte sie zum Teil zutreffen, aber auch da ist es wenig wahrscheinlich, daß der starke Stamm der Wandalen einem Druck seiner Nachbarn, der Goten und Burgunder, nachgegeben haben soll. Die Führer der Hasdingen werden von sich aus die Gunst der Stunde genutzt haben.

Im Jahre 167 bedrohten Markomannen und Quaden das römische Noricum, Hermunduren und Naristen Rätien. Wir dürfen durchaus annehmen, daß es sich um eine verabredete gemeinsame Aktion gehandelt hat. Als Führer der Irminonenstämme wird uns der Marko-

mannenfürst Ballomar genannt. Die ostgermanischen Stämme bedrohten und beunruhigten gleichzeitig das römische Dakien.

Die römischen Truppen leisteten, so gut sie konnten, Widerstand, aber man fürchtete wohl mit Recht, daß die Germanen, unter Benutzung der Brennerstraße, bis nach Italien vordringen würden. Ob germanische Tausendschaften damals schon bis Aquileja gekommen sind, ist fraglich. Ein bis zum Jahre 166 reichender Münzfund von Verona beweist jedenfalls, daß man damals einen Einfall auch in Oberitalien gefürchtet hat. Kaiser Marc Aurel und sein Bruder eilten sofort in die bedrohten Gebiete, was die Germanen veranlaßte, sich zurückzuziehen.

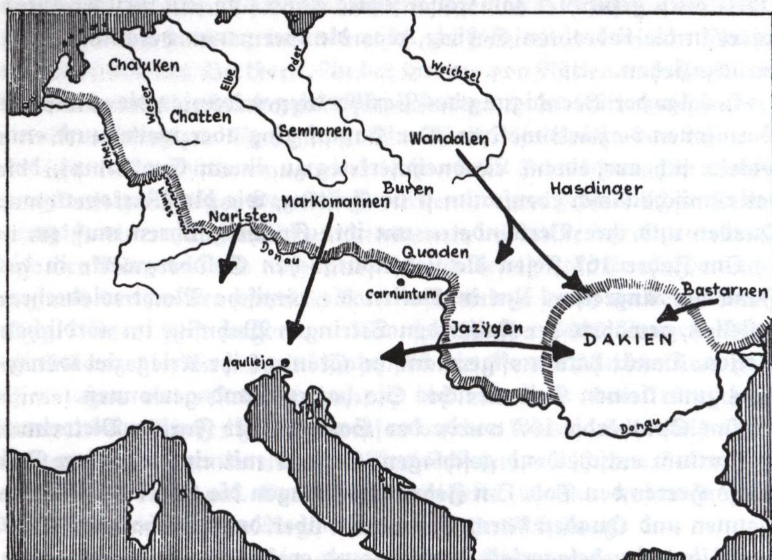
Infolge der Beendigung des Partherkrieges konnten die römischen Garnisonen verstärkt werden. Der Kampf ging aber weiter und entwickelte sich aus einem Landnehmerkrieg zu einem Großkampf, den das römische Reich ebenso um seine Existenz, wie die Markomannen, Quaden und ihre Verbündeten um ihre Freiheit führen mußten.

Im Jahre 167 fielen die siebenbürgischen Goldbergwerke in die Hand der Angreifer. Um in Dakien die römische Macht wiederherzustellen, gewährte der Kaiser den Lakringen Wohnsitze im nördlichen Dakien. Damit hatten ostgermanische Stämme ihr Kriegsziel wenigstens zum kleinen Teil erreicht. Sie hatten Land gewonnen.

Im Spätherbst 168 wurde der Gardepräfekt Furius Victorinus in Norikum entscheidend geschlagen. Er fand mit einem großen Teil seines Heeres den Tod. Im Jahre 169 drangen die Heere der Markomannen und Quaden durch Pannonien über den Birnbaumer Wald in Italien ein, belagerten Aquileja und eroberten Opitergium, das heutige Oderzo. Daß es sich bei diesem Feldzug um größere Heere als bei früheren Landnahmekriegen gehandelt hat, geht schon aus der Belagerung Aquilejas und der Eroberung Opitergiums hervor. Im übrigen lassen auch die in den Quellen angegebenen Zahlen der römischen Gefangenen erkennen, daß die Germanen nun mit großen Heeren den Krieg führten. So versprachen die Quaden bei Friedensverhandlungen im Jahre 170 die Auslieferung von zunächst 13000 Kriegsgefangenen.

Kaiser Marc Aurel, einer der fähigsten und edelsten römischen Kaiser, sah sich gezwungen, zu verzweifelten Mitteln zu greifen, um neue Heere aufzustellen. Er ließ Sklaven bewaffnen, die er „Freiwillige" nannte. Gladiatoren wurden in das Heer eingestellt und sogar Räuber aus Dalmatien und Dardanien zu Soldaten gemacht. „Er

kaufte auch Hilfstruppen der Germanen gegen die Germanen, außerdem rüstete er mit aller Sorgfalt die Legionen für den germanischen und markomannischen Krieg aus." Die Geldmittel verschaffte sich der Kaiser zum Teil durch eine Versteigerung der Kostbarkeiten aus dem Besitz des kaiserlichen Hauses, „bei der er außer Gewändern und goldenen Pokalen und Gefäßen auch Bilder und Gemälde großer Künstler verkaufen ließ". Selbst aus Afrika wurden Truppen herangezogen. Es wurden Festungen neu errichtet oder wiederhergestellt



Lagekarte zum Markomannenkrieg.

und viele Städte von Dalmatien bis Dakien erhielten neue Befestigungen, darunter Salonae und Philippopel.

Die Markomannen und Quaden zogen sich über die Donau zurück, ein Teil von ihnen aber wurde noch beim Übergang über den Strom gefaßt und geschlagen.

Im Jahre 170 erlitt der römische Befehlshaber in Dakien Claudius Fronto im Kampf mit Germanen und Jazygen eine schwere Niederlage, wobei er den Tod fand. Wir dürfen annehmen, daß sich bei den Germanen, die an dieser Schlacht teilnahmen, um Ostgermanen gehandelt hat. Die Bastarner, die damals an der Donaumündung saßen, traten jedenfalls im Jahre 170 in den Krieg ein. Es ist auch nicht

unwahrscheinlich, daß der wandalische Stamm der Hasdingen unter seinen Königen Raos und Raptos an diesen Kämpfen in Dakien und an der Schlacht teilgenommen hat.

Um Dakien zu retten, dürften die Römer weiteren ostgermanischen Stämmen, darunter den Hasdingen, Land zugewiesen haben, das sich die Hasdingen freilich erst von den Kostoboken erobern mußten. Diese wiederholten Mitteilungen von Landabtretungen oder Zuweisungen lassen erkennen, daß das Ziel des Krieges auf germanischer Seite immer noch die Landnahme war. Kaiser Marcus soll den Hasdingen sogar Geld gegeben haben, um sie zum Frieden zu bewegen.

Die eigentlichen Träger des Krieges waren zweifellos die Markomannen und Quaden. Als Führer der Markomannen dürfen wir den in den Quellen genannten Fürsten Ballomar ansehen. Bei den Quaden wechselte die Führung, jedoch war jahrelang der Fürst Ariogais die Seele des Kampfes. Auf seinen Kopf setzte Kaiser Marc Aurel einen Preis von 1000 Dukaten, wenn er lebend, und 500, wenn er tot in römische Hand fiele. Als später, im Jahre 174, Ariogais gefangen genommen wurde, ließ er ihn aber nicht hinrichten, sondern verbannte ihn nach Alexandria.

Bis zum Jahre 172 muß es den Römern gelungen sein, die Donaugrenze wieder zu sichern. Nun unternahm der Kaiser von seinem Hauptquartier Carnuntum aus Angriffsfeldzüge gegen die Quaden und Markomannen. Zunächst wurden die Quaden angegriffen, das römische Heer drang im Tal der March nach Norden vor, offenbar mit solchem Erfolg, daß die Quaden Friedensverhandlungen einleiteten. Dabei wurde auch über die Auslieferung von jetzt bereits 50000 Kriegsgefangenen verhandelt. Zu einem wirklichen Friedensschluß scheint es jedoch nicht gekommen zu sein. Soweit die Quellen erkennen lassen, hat Ariogais seinen Stamm zum weiteren Widerstande aufgerüttelt. Auch mit den Jazygen, den sarmatischen Nachbarn der Quaden, kam es nicht zum Frieden.

Der zweite Stoß der Römer war gegen die Markomannen gerichtet, die besiegt worden sein sollen. Ob mit ihnen ein Friede abgeschlossen wurde, ist zweifelhaft.

Im Jahre 173 griff der Kaiser wieder die Quaden an. Hierbei wurde sein Heer auf ungünstigem Gelände eingeschlossen und vom Wasser abgeschnitten: „Die Quaden hatten sie (die Römer) auf einem für sie günstigen Gelände umzingelt. Die Römer aber bildeten eine dicht geschlossene Phalanx und kämpften unverdrossen. Die Barbaren

jedoch hielten im Kampf inne, in der Hoffnung, sie leicht durch Hitze und Durst zu überwältigen. Sie besetzten und sperrten daher das ganze Gelände ringsum, damit die Römer nirgend woher Wasser holen konnten", erzählt Dio. Diese Schilderung läßt erkennen, daß die Schlacht von den germanischen Führern dem Gelände entsprechend angelegt und geleitet worden ist: Ein weiteres Zeugnis für eine bewußte Kampfführung auf germanischer Seite! Ein schweres Unwetter, ein Wolkenbruch mit Gewitter, soll die Römer gerettet haben. Man nennt den Kampf daher „die Schlacht des Regenwunders".

Dio sagt dazu: „Es wird überliefert, daß ein gewisser Arnuphis, ein ägyptischer Zauberer im Gefolge des Marcus, außer andern Göttern vor allem Hermes, den Herrn der Luft, durch gewisse Zaubereien herbeigerufen und so den Regen herabgezogen habe." Der byzantinische Epitomator Xiphilinos meint dagegen, Dio scheine zu lügen, ob nun bewußt oder unbewußt, „doch glaube ich eher, er tut es mit Bewußtsein, denn er wußte doch gut, daß die Legion die ‚Blitzgetroffene' mit ihrem besonderen Namen heißt. Er erwähnt sie ja auch in dem Verzeichnis der übrigen Legionen. Sie ist ja aus keinem andern Grunde — denn es wird überhaupt kein anderer genannt — als wegen des Wunders in diesem Kriege so genannt. Dieses hat die Römer damals gerettet und nicht der Zauberer Arnuphis. Denn nirgends ist überliefert, daß Marcus an der Gesellschaft und den Schwindeleien von Zauberern Gefallen gehabt hätte. Die Sache war aber folgendermaßen: Marcus hatte eine Abteilung — eine solche Abteilung nennen die Römer ‚Legion' —, die aus Soldaten aus der Landschaft Melitene bestand. Diese sind sämtlich Verehrer des Christus. In jener Schlacht nun soll der General an Marcus herangetreten sein, der angesichts der Lage vollkommen ratlos und um das ganze Heer in größter Angst war, und ihm mitgeteilt haben, daß die sogenannten Christiner alles durch ihre Gebete vermöchten, und daß in seinem Heer eine ganze Legion aus dieser Menschenklasse sei. Darauf habe Marcus sie bitten lassen, zu ihrem Gotte zu beten: Ihr Gebet habe Gott alsbald erhört und die Feinde durch den Blitz getroffen. Die Römer dagegen durch Regen erquickt. Und Marcus habe voll Staunen hierüber die Christen durch ein Edikt in hohem Maße geehrt und die Legion die ‚Blitzgetroffene' genannt."

Diese verschiedenartige Begründung des Unwetters, das die Römer rettete, hat zu wissenschaftlichen Auseinandersetzungen geführt, auf die einzugehen sich für uns erübrigt. Unzweifelhaft ist jedenfalls, daß

die Römer sich in einer katastrophalen Lage befanden, die durch die geschickte germanische Heerführung herbeigeführt worden war, ein Beweis für das strategische und taktische Können der germanischen Feldherren und für die Höhe der germanischen Kriegskunst.

Die Schlacht, sowie weitere Erfolge des Kaisers, die wir annehmen müssen, darunter die Gefangennahme des Ariogais im Jahre 174, führten zu einem Friedensschluß mit den Quaden. Der Krieg mit den anderen Stämmen ging zunächst weiter. Vor allem wandte sich der Kaiser im Jahre 174 gegen die Jazygen, die zu Anfang des Jahres 175 eine schwere Niederlage hinnehmen mußten und um Frieden baten. Auch mit den Markomannen wurde erneut Frieden geschlossen, wobei ihnen der Kaiser die Hälfte des nördlich der Donau siedlungsfrei — also wüst — gehaltenen Grenzlandes, d. h. einen Landstrich von $7^1/_2$ km Tiefe, ebenso wie den Quaden freigab. Die Jazygen mußten dagegen den ganzen 15 km tiefen Grenzstreifen anerkennen. Durch den Aufstand des Avidius Cassius im Orient war der Kaiser wohl gezwungen, einen für die Germanen und Jazygen nicht ungünstigen Frieden zu schließen.

Nach der Ermordung des Usurpators richtete Marc Aurel seine Waffen wider die Germanen. Der neue Krieg begann im Jahre 177 und dauerte mit wechselnden Erfolgen auf beiden Seiten bis zum Jahre 180. Der Tod des Kaisers am 17. März 180 führte zur Beendigung des Krieges, da sein Nachfolger Commodus sofort Frieden schloß. Er gab alle Kastelle, die Marcus in den Gebieten der Markomannen, Quaden und Jazygen errichtet hatte, auf und überließ den germanischen Stämmen die Hälfte des Grenzstreifens, wie schon Marc Aurel bei früheren Friedensschlüssen. Dafür stellten die Germanen dem Kaiser jährlich Mannschaften zur Verfügung. Zu den Friedensbedingungen soll auch die Bestimmung gehört haben, daß die Stämme nur einmal in jedem Monat und an einem einzigen Ort ihre Versammlungen in Gegenwart eines römischen Centurionen abhalten durften. Wieweit diese Bestimmung Wirklichkeit geworden ist, bleibe dahingestellt.

Für die Germanen war jedenfalls der Krieg nicht verloren, wenn auch nicht gewonnen. Sie hatten die Abtretung eines $7^1/_2$ km breiten Landstriches an der Donau erreicht.

Durch Tacitus wissen wir, daß die Römer die Gewohnheit hatten, an ihren Grenzen nach Germanien zu einen breiten Landstrich wüst zu legen. Tacitus teilt uns dies für die Rheingrenze mit. Dort ver-

suchten die Friesen, „die unbenutzten, für den Gebrauch unserer Soldaten vorgesehenen Ländereien“, also das Ödland östlich bzw. nordöstlich vom Rhein in Besitz zu nehmen, wurden von den Römern aber wieder zurückgeworfen. Nach ihnen wiederholten die Ampsivarier den gleichen Versuch, ebenfalls ohne Erfolg. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Römer auch nördlich der Donau einen solchen wüsten Grenzstreifen von 15 km Tiefe gegen die Markomannen und Quaden angelegt hatten. Jedenfalls geht aus den Überlieferungen nicht mit Sicherheit hervor, daß dieser Grenzstreifen erst bei den ersten Friedensschlüssen Marc Aurels geschaffen wurde. Ist unsere Annahme, daß er schon früher vorhanden war, richtig, dann haben die Markomannen und Quaden ein recht beträchtliches Stück Neuland durch ihre Kämpfe gewonnen.

Wir wissen, welche Rolle die Landnahme bei den Germanen gespielt hat. Als die Römer der germanischen Ausbreitung am Rhein und an der Donau Halt geboten, muß eine soziale Krisis die Folge gewesen sein. Gewiß konnte durch Teilung der Höfe, durch Kultivierung von Ödland und Rodung in den Wäldern für einige Jahrzehnte den zweiten und dritten Bauernsöhnen noch zur Ansiedlung und zum eigenen Hof verholfen werden. Aber schon bald nach dem Tode des Arminius muß sich die Landnot immer stärker bemerkbar gemacht haben. Die Bauernburschen, die keine Aussicht mehr auf einen eigenen Hof hatten, und die nicht ihr Leben lang am väterlichen oder brüderlichen Hof in untergeordneter Stellung bleiben wollten, wurden nun Berufssoldaten. Sie folgten den römischen Werbern und nahmen im römischen Heer Kriegsdienst. So konnten sie Ruhm, Ehre und Gut erwerben. Die germanischen Fürsten werden bestrebt gewesen sein, die tüchtigsten Krieger im Lande zu halten. Das zwang sie dazu, ihre Gefolgschaften zu vergrößern und kleine stehende Heere zu bilden. Zu deren Ernährung und Ausrüstung reichten aber die freiwilligen Beiträge der Bauern nicht mehr aus. Die Fürsten mußten nun Kriege führen, um durch Beute für die notwendige Bewaffnung und den Unterhalt ihrer Gefolgschaften zu sorgen. Die römischen Kaiser erkannten diese Zwangslage der germanischen Fürsten und kauften ihnen den Frieden mit Gold ab, wie mehrfach von den Quellen berichtet wird. So dürfen wir auch die Mitteilung verstehen, daß die Wandalen von Marc Aurel Gold forderten und wohl auch erhalten haben.

Der Kampf der Markomannen und Quaden und ihrer Bundes-

genossen ist nach der Lage und Entwicklung nur als ein Kampf um Neuland zu verstehen. Deshalb war für sie der Gewinn eines $7^1/_2$ km tiefen Landstreifens von wesentlicher Bedeutung. Wir sahen schon, daß auch anderen germanischen Stämmen die Landnahme in der einen oder anderen Form gelang, so den Wandalen (Hasdingen), die sich damals im Theißlande festsetzten, den Lakringern, die in Dakien Wohnsitze erhielten und den Naristen, von denen dreitausend „in ihrer Bedrängnis" zu den Römern übergelaufen sein sollen. Jedenfalls erhielten diese Naristen Land in der römischen Provinz.

Gegen unsere Annahme einer Landnot könnte die Behauptung des Dio sprechen, daß die Quaden den Versuch gemacht hätten, mit ihrem gesamten Volk zu den Semnonen auszuwandern. Wir werden aber dieser Behauptung nicht allzuviel Wert beilegen dürfen, denn es ist entgegen der Behauptung des Dio nicht zu sehen, wie der Kaiser die Quaden „durch Sperrung der Bergpässe" an einer solchen Umsiedlung hätte verhindern können. Die Semnonen selbst lebten damals noch vornehmlich in der Mark Brandenburg. Ihre Abwanderung nach Süddeutschland mag damals vielleicht schon begonnen haben, hatte aber sicher nur ein geringes Ausmaß, wie die Ausgrabungen bewiesen haben.

Die Alamannen

Die innere Krisis, in der sich die Westgermanen im zweiten Jahrhundert befunden haben müssen, führte zu einer Auflösung der alten Stammbünde und zu neuen Zusammenschlüssen. Die Stämme am Rhein waren ständig durch die römischen Truppen bedroht. Auch wenn uns die Quellen nur wenig über Kriege melden, war es an der Grenze doch immer unruhig und es fanden immer wieder Kämpfe statt. Aus dem gemeinsamen Grenzlandschicksal mag wohl der Bund der Franken hervorgegangen sein, der die alten Stämme der Salier, Chamawen, Chattuarier, Brukterer, Tenkterer, Ampsiwarier, Casuarier, Usipier und Tubanten vereinte, zu denen später auch die Chatten kamen. In Süddeutschland bildete sich etwa zur gleichen Zeit der Bund der Alamannen aus den dort lebenden kleineren swebischen Stämmen, einem Teil der Hermunduren und aus Semnonen, die aus der Mark Brandenburg nach Süddeutschland übersiedelten. Es ist nicht ohne weiteres ersichtlich, was die Semnonen veranlaßte, ihre alte Heimat zum Teil aufzugeben und nach Süddeutschland zu ziehen. Einer der

Gründe dürfte aber die Vorverlegung der römischen Grenzbefestigungen und die Anlage des Limes gewesen sein.

Schon im Jahre 40 hatten die Römer das Gebiet der Mattiaker Mainz gegenüber besetzt und durch die Erdkastelle von Wiesbaden, Hochheim und wahrscheinlich auch Groß-Gerau gesichert. Auf dem Kapellenberg bei Hochheim war ein hölzerner Wachturm errichtet worden. Etwa vom Jahre 46 ab wurde die Donau befestigte Militärgrenze und von Windisch (Windonissa) rechtsrheinisches Gebiet im südlichen Baden besetzt, wo die Wutach ein Zeitlang die Grenze gebildet hat. Die Verbindung zur Donau wurde durch das Kastell Hüfingen gesichert und eine Straße von Windisch über Zurzach, Schleitheim nach Donaueschingen angelegt.

Unter Vespasian griffen die Römer auch in Rätien über die Donau hinaus. Der Kaiser Domitian (81—96) stellte die Kastelle von Wiesbaden und Hochheim wieder her und legte neue an, darunter Heddernheim und südlich vom Main Ladenburg, Neuenheim bei Heidelberg, Baden-Baden, Riegel am Kaiserstuhl. Ferner wurde eine Verbindung von Straßburg über Offenburg, und das Kinzigtal, Rottweil, Tuttlingen zur Donau geschaffen mit Anschluß an die Straße Hüfingen—Windisch. Auch hier sicherten Erdkastelle die Verbindung. In seinen Kämpfen mit den Chatten schuf Domitian den Limes durch Errichtung der Erdkastelle Friedberg, Höchst a. M., Heddernheim, Okarben, Frankfurt, Gr.-Gerau, Gernsheim und das Lager von Kesselstadt bei Hanau, das den Mainzer Legionen wohl kurze Zeit als Sommerlager gedient hat. Domitian dehnte auch um 90 den Limes weiter nordwärts über das Neuwieder Becken aus und erweiterte das römische Okkupationsgebiet am oberen Neckar und auf der schwäbischen Alb. Die Erdkastelle wurden überall nun massiv in Stein erbaut und für eine dauernde Überwachung des Limes gesorgt. Längs des Limes entstehen jetzt regelmäßig geformte Erdkastelle von durchschnittlich 0,7 ha Größe, die dauernd belegt waren, darunter Zugmantel, Saalburg, Kaspersburg, Langenhain und Butzbach. Es erfolgte der Ausbau des Limes auf der Linie Obernburg am Main — Wimpfen am Neckar. Im Süden wurden die Kastelle Sülz, Rottenburg, Köngen und Cannstadt errichtet. Das Kastell von Cannstadt sicherte die Verbindung des Mainzer Legionslagers mit Rätien und zwar auf der Strecke Mainz, Gr.-Gerau, Ladenburg, Neuenheim, dann der Bergstraße folgend bei Stettfeld von ihr abzweigend, nach Cannstatt, von dort weiter nach Günzburg an der Donau. Den Weg

nach Günzburg sicherte das Kastell Urspring. Ferner wurde der rätische Limes ausgebaut.

Unter Trajan (98—117) standen zwanzig bundesgenössische Kohorten und drei Reitergeschwader am rheinischen Limes. Der Kaiser Hadrian (117—131) erbaute neue Kastelle, darunter in der Ost-



Der Limes.

wetterau Marköbel, Rückingen und Gr.-Krotzenburg. Der Limes wurde nun in Abschnitten von 14 bis 16 km Länge schnurgerade gelegt. Weitere Erdkastelle wurden massiv erbaut, darunter die Saalburg. Aus der Rheinebene wurden die Besatzungen der dortigen Kastelle an den Limes vorgeschoben und neue Kastelle für kleinere Truppenteile, die Numeri, eingerichtet. Am Limes selbst wurde die

Holzpalissade nun überall durchgeführt. Einundzwanzig Kohorten und vier Reitergeschwader sicherten den Grenzwall.

Der Kaiser Antoninus Pius (138—160) erweiterte den Limes noch einmal erheblich. Er schob ihn südlich vom Main bis zu 30 km weiter nach Osten zur Linie Miltenberg — Haghof bei Lorch vor. Die Auxiliarkastelle an der inneren Linie Obernburg—Wimpfen wurden geräumt und die Kohorten an die neue Linie vorverlegt. Es entstanden die Kastelle Miltenberg, Walldürn, Osterburken, Jagsthausen, Öhringen, Mainhardt, Murrhardt, Welzheim, Lorch und der rätische Limes mit den Kastellen Schierenhof, Unterböbingen, Buch, Halheim, Ruffenhofen, Dambach mit Anschluß an die von Domitian errichteten Kastelle von Gnotzheim, Weißenburg, Pfünz und Kösching. Der Kaiser ersetzte auch die Holztürme durch Steinbauten. Kaiser Caracalla (211—217) verstärkte den Limes durch den Pfahlgraben und ersetzte bei dem rätischen Limes die Palissade durch eine Mauer.

Im dritten Jahrhundert zog sich der rheinische Limes, die Mainlinie eingerechnet, 382 km vom Rhein gegenüber der Mündung des Vinxtbaches bis zum Beginn des rätischen Limes hin. Er war durch 23 Alen- und Kohortenkastelle und 18 Numeruskastelle gesichert. Alle 500 m im Durchschnitt stand ein Wachtturm. Diese Steintürme hatten quadratischen Grundriß — die sechseckigen Türme sind selten —, waren bis zu drei Stockwerke, etwa 8 m hoch, und hatten Eingänge in einer Höhe von 1,5 m, zu denen Leitern oder Treppen führten. Zeitweise sind diese Türme mit Geschützen armiert gewesen. An oder kurz vor den Türmen waren die Palissaden errichtet, dahinter ein 6 m breiter Spitzgraben mit Wall. Graben und Wall fehlen nur dort, wo das Gelände die Annäherung an den Limes, besonders für Reiter, erschwerte oder unmöglich machte. Die Türme waren ständig mit Wachposten besetzt, Signaleinrichtungen ermöglichten die schnelle Benachrichtigung der in den Kastellen liegenden Truppen.

Der rätische Limes hatte eine Länge von 166 km. Die Türme standen in einem Abstand von 500 bis 600 m. Am rätischen Limes lagen 12 Kohortenkastelle und 5 Kastelle für die Reitergeschwader. Die Mauer war 1 bis 1,2 m stark und 2,5 bis 3 m hoch.

Im dritten Jahrhundert standen am Limes demnach rund 40 Kohorten und Reitergeschwader, sowie eine Anzahl, etwa zwanzig, Numeri, im ganzen eine Streitmacht, die man auf 25000 bis 30000 Mann veranschlagen darf.

Die militärische Aufgabe des Limes ist aus der Art seiner Anlage

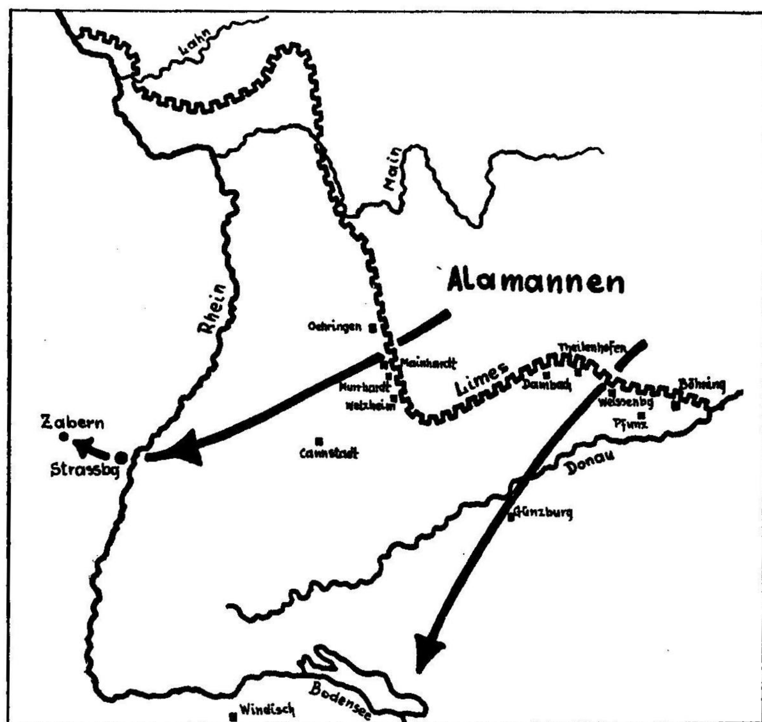
ohne weiteres zu erkennen. Er sollte überraschende Einfälle, vor allem der gefürchteten germanischen Reitergeschwader verhindern. Von den Wachttürmen aus wurde das Vorgelände überwacht und das Nahen einer feindlichen Schar zu den Kastellen signalisiert. Bei nächtlichen Überfällen wurden die Truppen durch Lichtsignale alarmiert. Einem ernsthaften Angriff konnte die verhältnismäßig einfache Befestigung der Limesstrecken nicht standhalten. Palissade, Graben und Wall, ebenso die Wachttürme waren leicht und schnell zu überwinden. Der Angreifer konnte aber doch nicht verhindern, daß die Kohorten in den Kastellen alarmiert wurden. Die Kastelle selbst mußten, wenn sie nicht geräumt wurden, belagert werden, Unternehmungen, auf die sich die Germanen nach den römischen Erfahrungen nicht gerne einließen. Jedenfalls gewannen die Römer Zeit, um ihre Kerntruppen, die Legionen, die bezeichnenderweise nicht in der Nähe des Limes lagen, sondern in Mainz, Straßburg und Windisch (dies nur bis 101), gegen den Angreifer aufmarschieren zu lassen. Durch den Limes hatten sich die römischen Heerführer also das Gesetz des Handelns, die strategische Freiheit, für eine ausreichende Zeit gesichert.

Es kann kein Zweifel daran sein, daß die in Süddeutschland seßhaften Sweben sich durch die Anlage des Limes, insbesondere durch das ständige Weitervorschieben der Befestigungen bedroht gefühlt haben müssen. Insbesondere als durch Kaiser Antoninus Pius um die Mitte des zweiten Jahrhunderts der Limes südlich vom Main um 30 km weiter nach Osten vorverlegt wurde. Wir sind also durchaus berechtigt anzunehmen, daß die Semnonen mit aus diesem Grunde ihre alte Heimat verließen und nach Süddeutschland zogen. Sie kamen ihren dort lebenden Volksgenossen zu Hilfe. Ein Zusammenhang zwischen der Anlage des Limes und der Bildung des neuen Bundes der Alamannen besteht sicher.

Es kam zunächst zu Einzelunternehmungen, wie aus der Mitteilung Ammians hervorgeht, daß Trajan ein Kastell im Gebiet der Alamannen, das erstürmt nnd zerstört worden war, wieder aufbauen ließ. Im Beginn des dritten Jahrhunderts war die Alamannengefahr für die Römer offenbar so dringend geworden, daß Kaiser Caracalla im Jahre 213 mit einem starken Heere, zu dem sogar eine Legion aus Ägypten herangezogen war, aufbrach, um die Alamannen in ihrem eigenen Lande anzugreifen. Der Kaiser soll einen Sieg errungen haben. Auf dem Rückmarsch aber muß er in eine Lage geraten sein, die ihn veranlaßte, für sich und sein Heer die Freiheit durch Geld

zu erkaufen. Dio berichtet, daß die Germanen „den Namen der Niederlage für viel Geld an den Kaiser verkauften und ihm erlaubten, sich nach der Provinz Germanien zu retten".

Zur Zeit des Kaisers Alexander Severus griffen die Alamannen den Limes ernsthaft an. Die ersten Angriffe fanden 233/34 statt, wie aus den Nachrichten und aus Münzfunden hervorgeht. Die Unter-



Die Vorstöße der Alamannen 233/34.

suchungen der Kastelle lassen erkennen, daß die Angriffe planmäßig und offenbar mit sehr starken Kräften durchgeführt wurden. Es wurden damals folgende Kastelle und Ortschaften zerstört: Öhringen, Mainhardt, Welzheim, Dambach, Teilenhofen, Böhming, Pfünz, Pföring, Faimingen, Cannstadt, Einsiedel bei Tübingen, Unterdigisheim bei Balingen, Baden-Baden, Kempten, Wigginsbach und Rembrechts im Allgäu, Straßburg-Königshofen, Saarburg in Lothringen. Der Durchbruch durch den Limes ist also an zwei Stellen erfolgt, zwischen

Öhringen und Welzheim, mit Richtung auf Cannstadt—Straßburg und zwischen Dambach und Pföring, mit Richtung auf die Donau und nach erfolgtem Übergang über den Fluß in Richtung auf den Bodensee.

Der Zeitpunkt für diesen Doppelgriff war gut gewählt, da die römischen Grenztruppen durch Abkommandierungen nach dem orientalischen Kriegsschauplatz, auf dem der Kaiser mit den Partern kämpfte, geschwächt waren. Wir sehen hier, wie früher schon beim Beginn der Markomannen- und Quadenkriege, daß die freien Germanen über die Ereignisse im Römerreich und über die militärischen Vorgänge an der Grenze gut unterrichtet waren, und daß sie ihre Angriffe bewußt dann durchführten, wenn sie eine Schwächung der Grenztruppen festgestellt hatten. Von einer nur aus der Lust am Kriege entstandenen „barbarischen" Kriegsführung kann also keine Rede sein.

Der Kaiser war gezwungen, den Feldzug am Euphrat abzubrechen und sein Heer, das durch orientalische Völker verstärkt war, gegen die Alamannen zu führen. Es kam zu Kämpfen, bei denen sich nach dem Urteil des Herodian die Alamannen den Römern gewachsen zeigten. Kaiser Alexander leitete deshalb sehr bald Friedensverhandlungen ein und bot den Germanen Gold, also Tribute.

Sein Nachfolger, Maximinus Thrax (235—38), erneuerte den Krieg, wobei er nach Herodian, „beinahe die ganze Streitmacht der Römer", verstärkt durch „eine riesige Anzahl von maurischen Speerwerfern und osroënischen und armenischen Bogenschützen" gegen die Alamannen einsetzte. Diese Speerwerfer und Bogenschützen kämpften in einer neuen Taktik. Sie stürmten bis auf Wurf- oder Schußweite heran und zogen sich dann sofort zurück. Sie ließen es also zum Nahkampf gar nicht erst kommen. Die von Herodian berichtete Gegenmaßnahme der Alamannen ist für die Höhe der germanischen Kriegskunst jener Zeit bezeichnend. Die Alamannen paßten sich nämlich dem Gelände, insbesondere unter Ausnutzung der Wälder und Sümpfe so an, daß „das Dickicht die Geschosse und Speere der Feinde abhielt", daß sie selbst aber Angriffe auf die Römer unternehmen konnten. Es gelang dem Kaiser jedoch, die Alamannen aus dem Dekumatenland herauszuwerfen. Die Kastelle des Limes wurden von ihm und seinem Nachfolger größtenteils wiederhergestellt.

Vom Jahre 254 ab griffen die Alamannen den Limes erneut an. Es kam zu heftigen Kämpfen mit den Legionen des Kaiser Gallienus.

Der Kaiser hatte sein Heer noch durch Truppen der britannischen Legionen verstärkt, führte den Krieg aber hauptsächlich defensiv, und suchte wenigstens die Rheinübergänge zu halten. Der Hauptstoß der Alamannen zielte diesmals nach Bregenz und durch die Alpen nach Südgallien und nach Italien.

Wieder geben uns die vergrabenen Münzschätze Auskunft über den von den germanischen Tausendschaften eingeschlagenen Weg. Danach sind die Alamannen durch die Schweiz über Genf bis nach Südfrankreich gekommen. Ihr Führer war Chrocus, der bei der Stadt Arelate (Arles in Südfrankreich) in Gefangenschaft geriet. Nach Eutrop und Orosius sollen die Alamannen sogar bis nach Spanien vorgedrungen sein und die Stadt Tarraco (Tarragona) erobert haben. Ein Teil von ihnen soll Schiffe gekapert haben und bis nach Afrika herübergesegelt sein. In Italien sind alamanische Streifscharen bis Ravenna und Rom gekommen. Bei Mailand wurden sie aber vom Kaiser geschlagen (259).

Das Ergebnis dieses Krieges war, daß die Römer das Dekumatenland und Rätien, nördlich der Donau, größtenteil aufgaben. Die Alamannen hatten ihr Ziel erreicht, sie hatten den großen Raum östlich vom Rhein und nördlich der Donau gewonnen. Sämtliche Limeskastelle waren bis zum Jahre 260, soweit sie von den Römern nicht geräumt wurden, von den Alamannen erobert. Die starken römischen Grenzbefestigungen haben also der Angriffskraft unserer Vorfahren damals ebensowenig standgehalten, wie die von der ganzen Welt für unüberwindlich gehaltene Maginotlinie der Franzosen im Sommer 1940 gegen die Angriffskraft der deutschen Truppen.

Die Kämpfe um das rechtsrheinische Gebiet waren mit der Zerstörung des Limes jedoch nicht abgeschlossen. Sie gingen noch Jahrzehnte weiter. Dabei drangen die Alamannen im Jahre 268 über den Brenner wieder in Italien ein, wurden aber am Gardasee von Kaiser Claudius II. geschlagen. Ihre östlichen Nachbarn, die Juthungen, die in der Gegend zwischen Nürnberg und Regensburg ihre Heimat hatten, griffen in die Kämpfe mit ein, marschierten nach Italien, verheerten die Umgegend von Mailand, eroberten Plazentia und schlugen dort den Kaiser und sein Heer durch einen nächtlichen Überfall (270). Im Jahre darauf gelang es dem Kaiser aber die Juthungen und Alamannen am Ticinus, in der Gegend von Pavia entscheidend zu schlagen.

Für unsere Untersuchung über die Kriegskunst unserer Vorfahren

sind die Angaben, die über die Stärke der Juthungen gemacht werden, von Bedeutung. Sie sollen nach Dexipos 80000 Mann Fußvolk und 40000 Mann Reiterei gehabt haben, Zahlen, die sicher hoch übertrieben sind. Aber das Zahlenverhältnis ist bezeichnend für das Anwachsen der Bedeutung der Reiter. Bei Ariovist, der eine sehr starke Kampftruppe zu Pferde besaß, war das Verhältnis zwischen Reiterei und Fußvolk noch etwa 1 : 4. Jetzt ist es 1 : 2. Noch überwiegt also das Fußvolk, aber die Reiterei wird immer stärker und für den Ausgang einer Schlacht, sowie des ganzen Feldzuges immer entscheidender. Die weiten Vorstöße der Alamannen und Juthungen nach Italien und Gallien wären ohne eine starke Reiterei gar nicht durchführbar gewesen. Auch die Römer hatten ja ihre Reiterei besonders durch orientalische Reiter wesentlich verstärkt.

Die Kämpfe der nächsten Jahrzehnte besagen über die Kriegskunst der Germanen wenig. Es ist bezeichnend, daß die Römer nach dem Verlust des Dekumatenlandes neue Befestigungen im linksrheinischen Gebiet errichteten, und daß auch viele Städte, darunter Rom, befestigt wurden. Rom erhielt damals die Aurelianische Mauer. Um 300 wurden neu errichtet bzw. wiederhergestellt die Befestigungen von Basel, Kaiseraugst, Zurzach, Altenburg bei Windisch, Ober-Winthertur, Irgenhausen, Burg bei Stein, Pfyn, Arbon, Schaan in Lichtenstein, Olten, Solothurn, Avenches, Yverdon, Genf, zum Schutz der Straßen, die durch die Alpen nach Italien führten. Die Kastelle am Rhein wurden durch eine Kette von Wachtürmen unmittelbar am linken Stromufer von Basel bis zum Bodensee miteinander verbunden. Drei feste Brücken mit befestigten Brückenköpfen führten bei Kaiseraugst, Zurzach und Tasgaetium über den Strom. Auch östlich vom Bodensee schützten einige Kastelle, wie Kempten und Günzburg, die neue Grenze gegen die Alamannen. Östlich des Rheins hielten die Römer auch im Badener Land bis hinauf nach Wiesbaden einige Brückenköpfe. Im Neckartal wurde Heidelberg—Neuenheim weiter gehalten.

Nach einem halben Jahrhundert verhältnismäßiger Ruhe griffen die Alamannen wieder an mit dem Ziel, das Elsaß zu erobern. Ihr Führer Chnodomar siegte entscheidend über Decentius im Jahre 351. Straßburg, Brumath, Zabern, Selz, Speyer, Worms, Mainz und andere Städte, wie Xanten, Neuß, Bonn, Andernach und Bingen, wurden erobert und zerstört. Gleichzeitig mit den Alamannen gingen auch andere germanische Stämme, u. a. die Franken, über den Rhein.

Erst Julian raffte sich 355 zu einem energischen Widerstand gegen die Germanen auf. Von Reims aus stieß er in das Elsaß vor und kam nach Brumath, wo er ein alamannisches Heer, das offenbar sehr klein war, schlug. Dann zog er rheinabwärts nach Köln, das er 356 wiedergewann. In seinem Winterquartier in Sens wurde er überraschend angegriffen und belagert. Nach 30 Tagen zogen aber die Germanen wieder ab.

Im Jahre 357 griffen nach einem von Chnodomar aufgestellten Kriegsplan die Juthungen Rätien an, um die Aufmerksamkeit der Römer abzulenken. Hier stießen sie auf den römischen Heermeister Barbatio, der über ein Heer von 25000 Mann verfügte. Zu einer entscheidenden Schlacht kam es nicht. Julian marschierte inzwischen mit einem Heer von angeblich nur 13000 Mann von Reims nach Zabern und stieß gegen Straßburg vor. In der Nähe der Stadt kam es zur Schlacht. Das alamannische Heer soll 35000 Mann stark gewesen sein. Beide Angaben über die Heeresstärken dürften nicht zutreffend sein. Es ist eher anzunehmen, daß beide Heere etwa gleich stark waren.

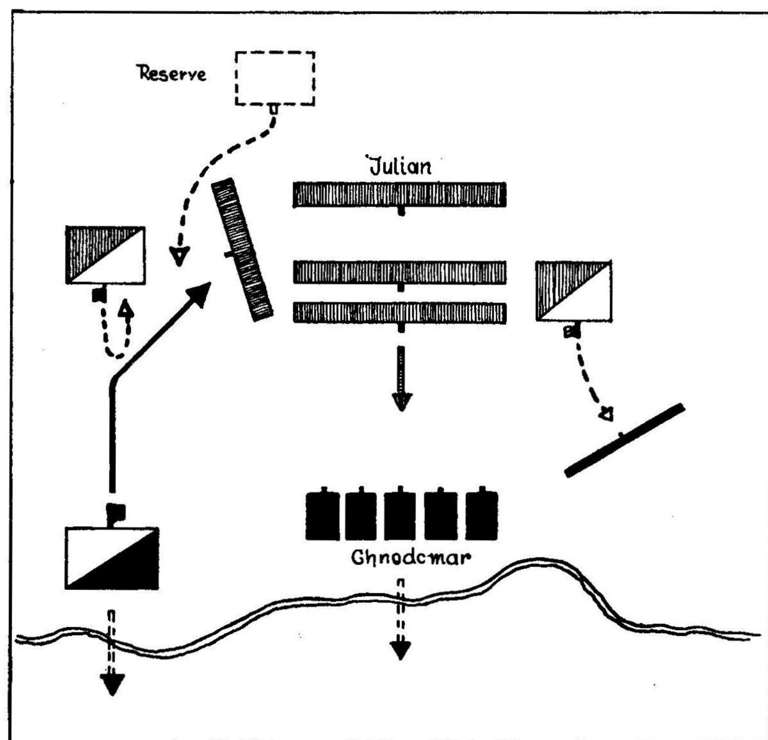
Die Germanen marschierten in Keilform auf. Sie hatten also ihre taktische Grundformation bis zu dieser Zeit beibehalten. Ammian, der uns die Schlacht sehr farbig und dramatisch schildert, berichtet: „Als unsere Offiziere sahen, wie sich die Feinde schon ganz nahe zu dichten Keilen formierten, standen sie wie angewurzelt. Die ‚Vorkämpfer', Bannerträger und Hauptleute waren wie eine undurchdringliche Mauer mit dem Boden verwachsen."

Die gesamte Reiterei der Alamannen stand am linken Flügel. Davor und dazwischen, nach dem Bericht des Ammian, leichte Plänkler zu Fuß. Den rechten Flügel deckten die Germanen durch eine kleine Truppe, die sich eingegraben hatte.

Im römischen Heer stand die Kerntruppe des Fußvolkes im Zentrum. Am römischen rechten Flügel war die Reiterei massiert, darunter die Geschwader der Panzerreiter. Den römischen linken Flügel deckten schwächere Reitergeschwader. Hinter der römischen Front stand eine starke Reserve an Fußvolk.

Die Deckung des germanischen rechten Flügels durch Fußvolk in Gräben, eine taktische Maßnahme, die uns sonst von den Germanen nicht berichtet wird, läßt zwei Schlüsse zu, einmal, daß die Schlacht von Chnodomar bewußt angelegt wurde, indem er seine Kräfte im Zentrum und auf dem linken Flügel massierte, zum anderen, daß

das Heer der Alamannen nicht stärker als das römische Heer gewesen sein dürfte. Wenn Julian Reserven zurückbehält, so entspricht das nicht nur der römischen Kriegskunst, sondern deutet auch darauf hin, daß sein Heer nicht kleiner als das der Alamannen war. Es darf angenommen werden, daß die Angabe Ammians, wonach Julian nur



Schematische Skizze der Schlacht bei Straßburg im Jahre 357.

13000 Bewaffnete gehabt haben soll, sich nur auf die römische Kerntruppe bezieht. Wenn Barbatio 25000 Mann unter seiner Führung hatte, so dürfte das Heer Julians kaum kleiner gewesen sein.

Von den Alamannen wird angegeben, daß sie von Chnodomar und Serapio, dem Sohne von Chnodomars Bruder Mederich geführt wurden, außerdem sollen fünf Könige und zehn Männer königlichen Geblütes im Heer gewesen sein. Wenn wir annehmen, daß jeder „Mann königlichen Geblütes" eine Tausendschaft führte und

die fünf „Könige" je drei Tausendschaften, so ergibt sich ein Heer von 25000 Mann, also ebensoviel Bewaffnete, wie Barbatio und wahrscheinlich auch Julian befehligten.

Die Römer eröffneten die Schlacht mit einem Angriff auf den germanischen rechten Flügel. Die vorgehenden römischen Reitergeschwader stießen dabei überraschend „auf die Gräben voll bewaffneter Feinde" und machten halt. Julian ließ darauf sein Zentrum angreifen. Nun entbrannte die Schlacht auch am römischen rechten Flügel, wo die Reitergeschwader von den alamannischen Reitern geworfen wurden. In diesem kritischen Augenblick bewährte sich Julian als Feldherr; er warf sich mit seiner Gefolgschaft den an der Reserve in ihrer Flucht aufgehaltenen Reitergeschwadern entgegen und brachte sie zum neuen Angriff.

Die Alamannen hatten unmittelbar, nachdem sie die römische Reiterei geworfen hatten, eine Rechtsschwenkung vollzogen und das römische Fußvolk von der Flanke her angegriffen, wogegen sich die Römer durch Karreebildung oder Einschwenken und durch eine Schildburg „nach Art der Schildkröte" zu schützen versuchten. Da griffen die wohl in Reserve stehenden Bataver ein und gleichzeitig dürften die römischen Panzerreiter, die kehrtgemacht hatten, wieder auf dem Schlachtfeld erschienen sein. Die Germanen wurden nun selbst in der Flanke gefaßt und verloren die Schlacht. Chnodomar, der zweifellos den Rückzug der Seinen über den Rhein gedeckt hat, wurde mit zweihundert Mann seiner Gefolgschaft gefangengenommen.

Der römische Sieg bei Straßburg im Jahre 357 brachte keine Entscheidung. Die Kämpfe gingen weiter und endeten damit, daß die Alamannen im Anfang des 5. Jahrhunderts das Elsaß endgültig gewannen.

Die Goten

Das Eingreifen der Goten in den Großkampf der Germanen mit dem römischen Reich brachte am Ende des 4. Jahrhunderts die Entscheidung. Zum erstenmal konnte sich ein germanischer Stamm als freies Volk innerhalb der Grenzen des römischen Reiches festsetzen und behaupten. Die Schlacht von Adrianopel, mit der jener historische Abschnitt recht eigentlich eröffnet wird, den wir gewöhnt sind, die „historische germanische Völkerwanderung" zu nennen, war von keiner geringeren Bedeutung für die weitere Entwicklung als die Schlacht im Teutoburger Walde, die den westgermanischen Freiheitskampf eröffnete.

Die Goten waren aus Skandinavien etwa um die Zeitwende zur Weichselmündung herübergekommen, hatten sich dort angesiedelt und im Laufe von mehr als 150 Jahren stark ausgedehnt. Um 170 war der überwiegende Teil der gotischen Sippen nach Südrußland marschiert, wo gotische Könige ein großes Reich errichteten, das vom Schwarzen Meer und der Donau bis zur Ostsee reichte. In den Kampf gegen das Römerreich griffen die Goten mit starken Kräften erst um die Mitte des dritten Jahrhunderts ein.

Um die militärischen Vorgänge zu erkennen, muß zunächst versucht werden, einen Anhalt für die Volkszahl und damit für die Kampfkraft der Goten zu gewinnen. Es sind uns auch für diesen Stamm Riesenzahlen überliefert, die, wie z. B. die Behauptung, der Kaiser Claudius habe 320000 bewaffnete Goten vernichtet, keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit erheben können. Die Forschung ist im Gegenteil geneigt gewesen, die gotischen Heere, mit denen das Zeitalter der historischen Völkerwanderung eröffnet wurde und die auf dem Balkan, in Italien, in Südfrankreich und in Spanien kämpften, recht niedrig anzusetzen. Man stützte sich dabei vielfach auf die Angabe Ammians, daß der Westgotenherzog Frithigern vor Beginn der Schlacht bei Adrianopel nur über wenig mehr als 10000 Krieger verfügt haben soll.

Einen einigermaßen brauchbaren Anhalt gibt uns die glaubhafte Angabe Prokops, wonach die Wandalen unter Geiserich mit 80 Tausendschaften nach Afrika übersetzten, um es zu erobern. Die Zahl 80000 auf die ganze wandalische Bevölkerung beziehen zu wollen, wie das geschehen ist, dürfte abwegig sein, da ein Stamm von 80000 Menschen eine Höchstzahl von 15000—20000 Kriegern gehabt hätte. 20000 Krieger waren aber gewiß nicht ausreichend, um das römische Afrika zu erobern und in wiederholten Kriegen zu sichern. Prokop bezieht die Zahl nur auf das wandalische Heer, erklärt aber, die 80 Tausendschaften seien nicht voll gewesen, es habe sich um ein Täuschungsmanöver Geiserichs gehandelt. Da bekannt ist, daß die Tausendschaft bei den Germanen eine Verwaltungseinheit war und daß die Mannschaft einer Tausendschaft nicht immer der Zahl 1000 zu entsprechen brauchte oder entsprochen hat, so darf man der Angabe Prokops Glauben schenken.

Ausgehend von den 80 Tausendschaften des Königs Geiserich — die Alanen, die auch zu seinem Heer gehörten, dürften nur wenige tausend Mann stark gewesen sein —, können wir die Volkszahl der nach Afrika herübergegangenen Wandalen auf etwa 250000 Köpfe schätzen. Da die Wandalen auf ihrem Zug nach Spanien beim Übergang über den Rhein sehr schwere Verluste erlitten hatten und da zudem bei den Kämpfen mit den Westgoten in Spanien der bedeutende Teilstamm der Silingen nahezu vernichtet worden sein soll, wird man kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß etwa 150—160 Tausendschaften mit einer Kopfstärke von einer halben Million, Frauen und Kinder eingerechnet, aus ihrer Heimat an Oder, Weichsel und Theiß zum Zug nach Westen aufgebrochen sind. Wir werden uns diesen Zug nicht so vorzustellen haben, daß die ganze Masse auf einmal aufbrach und, wenn auch vielleicht auf verschiedenen Wegen, so doch gemeinsam nach Westen zog. Wahrscheinlicher ist es, daß zunächst einige starke Gruppen, die überwiegend aus Kriegern bestanden, vorstießen, daß dann die Zurückgebliebenen nachgeholt wurden, sobald der zur Überwinterung vorgesehene Raum gesichert erschien, und daß die ganze Wanderung in mehreren Wellen erfolgte.

Die Zahl der in der Heimat verbliebenen wandalischen Sippen und ihrer Angehörigen dürfte kaum weniger groß gewesen sein wie die Zahl der Auswanderer. Wäre die Zahl der Zurückgebliebenen sehr klein gewesen, dann hätte König Geiserich keinen Grund gehabt, die Forderung jener Gesandtschaft abzuweisen, die die Wandalen aus

der alten Heimat zu ihm geschickt hatten, um ihn zu veranlassen, auf das Recht zu verzichten, das sich die ausgewanderten Sippen auf Acker, Wald und Weide der Heimat vorbehalten hatten. Wir dürfen nach allem also die Kopfstärke der Wandalen vor dem Aufbruch nach Westen auf insgesamt etwa eine Million Menschen schätzen. Dies dürfte auch im Hinblick auf die Größe des wandalischen Reiches zwischen Oder und Weichsel und dem heutigen Ungarn eine Mindestzahl sein.

Die Goten können nun kaum weniger bevölkerungsstark gewesen sein als die Wandalen, zumal wenn man die germanischen Stämme, die sie zeitweise in ihr Reich einbezogen, wie z. B. die Heruler, hinzurechnet. Allein der weite Raum, den die Goten beherrschten, ist eine starke Stütze für unsere Annahme.

Dieser weite Raum war es auch, der zur Entwicklung der gotischen Reiterei und zum Aufkommen des gepanzerten Reiters bei den Ostgermanen führte, denn dieser Raum ließ sich nur durch starke Reiterheere beherrschen. So spielte bei den Goten die Reiterei die führende Rolle, während das Fußvolk demgegenüber zurücktrat, aber keineswegs bedeutungslos wurde.

Da die Goten die Eigentümlichkeit hatten, ihren toten Kriegern keine Waffen mit ins Grab zu legen, sind wir über die Bewaffnung der gotischen Krieger nicht ausreichend unterrichtet. Einzelne Waffenfunde lassen wenigstens einen Einblick zu. Danach ist die Lanze wohl immer noch die Hauptwaffe auch der Goten gewesen, für den Reiter fast noch mehr die gegebene Waffe als für das Fußvolk. Es sind prachtvoll verzierte Lanzenspitzen, die dem 3. Jahrhundert angehören, gefunden worden. Sie tragen Sonnenräder, Hakenkreuze, Blitzzeichen und Runeninschriften wie die berühmte Lanzenspitze von Kowel. Die Runeninschrift dieser Lanze lautet „Tilarids“, was mit „Angreifer“ übersetzt werden müßte. Eine andere Speerspitze, gleichfalls aus dem 3. Jahrhundert, die auf Gotland gefunden wurde, trägt die Runeninschrift „Sauser“. Es handelt sich in beiden Fällen um den Namen, der der Waffe selbst gegeben war.

Aus den gotischen Fürstengräbern von Kertsch in der Krim, die dem 4. und 5. Jahrhundert zuzusprechen sind, kennen wir auch einige Reste von Schwertern. Es tritt hier das Langschwert neben dem Kurzschwert auf. Das Langschwert war eine bessere Waffe für den Reiter als für den Fußkämpfer. Wenn neben dem Langschwert noch ein Kurzschwert geführt wurde, so läßt das darauf schließen, daß der

leicht gepanzerte Reiter auch zum Kampf zu Fuß gerüstet war und antrat. Die späteren gotischen Spangenhelme dürften bereits in Südrußland entwickelt worden sein, ein Hinweis darauf, daß die gotischen Reiter auch mit Schutzwaffen, wie Helm und Panzer, ausgerüstet waren. Sicherlich konnten die Gotenkönige oder die Gaufürsten nur eine Kerntruppe mit besseren Schutzwaffen ausrüsten. Die Tribute, die die Goten von den römischen Kaisern erzwangen, werden ebenso wie die Beute der Kriegszüge zum großen Teil zur Ausrüstung dieser Kerntruppen verwendet worden sein.

Nach der gotischen Überlieferung soll der König Ostrogotha um die Mitte des 3. Jahrhunderts den Beschluß gefaßt haben, sein Volk in zwei Stämme zu teilen, um bei der Ausdehnung seines Reiches die Sicherung des Gebietes besser durchführen zu können. Ob dies zutrifft, sei dahingestellt, jedenfalls erscheinen um die Mitte des 3. Jahrhunderts zwei politisch voneinander getrennte Gotenstämme, die Wisigoten oder Terwingen, gewöhnlich Westgoten genannt, und die Austrogoten oder Greutungen, gewöhnlich Ostgoten genannt. Die Westgoten saßen in dem Gebiet zwischen Dnjestr und Donau. Der Kern des Ostgotengebietes lag zwischen Dnjestr und Don. Eine kleinere Gruppe der Ostgoten hatte sich in der Krim festgesetzt. Der Herrschaftsbereich der Ostgoten dehnte sich aber über ganz Südrußland aus und erreichte seine größte Ausdehnung durch den sagenberühmten König Ermanerich in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts.

Die Westgoten waren die unmittelbaren Nachbarn des Römerreiches. Ihr Streben ging dahin, ganz Dakien zu erobern. Dazu unternahm ihr König Kniva, der Nachfolger Ostrogothas, einen Feldzug gegen das römische Reich und dessen Kaiser Decius.

Bevor wir auf diesen Feldzug, der wieder die außerordentliche Höhe der germanischen Kriegskunst erweist, eingehen, müssen wir noch einmal die Frage der wahrscheinlichen Heeresstärken auf germanischer Seite erörtern. Wir hatten die Kopfstärke des ganzen Gotenvolkes, also der Westgoten und der Ostgoten, zur Zeit der größten Ausdehnung um 350 auf rund eine Million Köpfe angenommen. Zur Zeit des Königs Kniva, 100 Jahre früher, dürfte das Gotenvolk noch nicht so stark gewesen sein. Die Funde lassen erkennen, daß die Ansiedlung der Goten in Südrußland nicht auf einmal oder in verhältnismäßig kurzer Zeit erfolgte, sondern daß immer wieder Nachzüge aus dem Norden erfolgten. Die gotischen Gräberfelder, z. B.

in Ostpreußen, brechen keineswegs alle oder auch nur in der Mehrzahl gegen Ende des 2. Jahrhunderts ab, sondern teilweise erst im 3. und 4. Jahrhundert. Ähnliche Beobachtungen sind bei den Gräberfeldern im Weichselmündungsgebiet gemacht worden.

Zur Zeit ihrer größten Ausdehnung mögen die Goten 200 bis 250 Tausendschaften kampfkräftiger Männer gezählt haben. Davon müßte man schon etwa 120—150 Tausendschaften für die Ostgoten rechnen. Die verhältnismäßig kleine Gruppe der Krimgoten konnte nach Prokop dem Kaiser 3000 Mann stellen. Das war zweifellos nur ein Teil der wehrfähigen Mannschaften. Diese eine Nachricht zeigt jedenfalls, daß die Heeresstärken der Goten noch nach den Hunnenstürmen recht beachtlich waren.

Die Stärke der Westgoten um die Mitte des 4. Jahrhunderts dürfte etwa 80 Tausendschaften betragen haben. Ein Jahrhundert vorher, zur Zeit des Königs Kniva, konnten die Westgoten sicherlich nicht mehr als 60 Tausendschaften aufbringen. Wenn Jordanes berichtet, daß Kniva sein Heer in zwei Teile geteilt habe, wovon er den kleineren Teil zur Verwüstung der römischen Provinz Mösien ausgesandt habe, während er sich selbst bei Euskia mit der Hauptmacht von 70000 Mann gelagert habe, dann sind diese Angaben gewiß übertrieben. Kniva konnte sein Gebiet, das ja auch im Westen an das damals noch römische Dakien reichte, nicht von aller Mannschaft entblößen. Dakien bedrohte seine rechte Flanke, auch wenn es nur noch teilweise in der Hand der Römer war. Zum mindesten mußte Kniva mit einem römischen Flankenstoß von Dakien her rechnen. Er dürfte also stärkere Sicherungstruppen an der Grenze seines Gebietes nördlich der Donau zurückgelassen haben. Mit vielleicht 40 Tausendschaften unternahm er dann in den Jahren 249—251 seinen Feldzug, dessen außerordentliche Kühnheit bezeichnend für die germanische Kriegskunst und die überlegene Strategie des großen Königs war.

Der Bericht des Jordanes, durch Einzelberichte anderer Schriftsteller, vor allem des Zosimos, bestätigt, hat folgenden Wortlaut:

„Kniva teilte das Heer in zwei Teile: den einen, kleineren, sandte er zur Verwüstung Mösiens aus, da er wußte, daß dieses, von den Kaisern vernachlässigt, von Verteidigern entblößt sei. Er selbst lagerte sich mit 70000 Mann bei Euskia, d. h. Novae. Als er von dort von dem Feldherrn Gallus zurückgedrängt war, rückte er auf Nikopolis, die bekannte Stadt an dem Flusse Jatrus. Als ihn hier der römische Kaiser Decius angriff, rückte Kniva endlich in das Gebiet des Haemus,

der nicht weit entfernt war. Von dort eilte er, nachdem er die nötigen Anstalten getroffen hatte, auf Philippopel. Decius, der von seinem Abzug erfahren hatte und der Stadt selbst Hilfe bringen wollte, überschritt den Kamm des Haemus und kam nach Beröa. Als er dort die Pferde und das ermüdete Heer Rast machen ließ, warf sich Kniva sofort wie ein Blitz auf ihn, schlug das römische Heer und jagte den Kaiser mit den wenigen, die hatten fliehen können, wieder auf die Stadt Euskia jenseits der Berge in Mösien, wo damals Gallus, der Grenzkommandeur, mit der Hauptmacht stand. Nachdem dieser sowohl von dort wie von Euskus seine Streitkräfte zusammengezogen hatte, rüstete er sich für die kommende Schlacht. Kniva aber eroberte das lange belagerte Philippopel."



Der strategische Zug des Gotenkönigs Kniva. Um 250.

Wir werden aus diesem Bericht schließen müssen, daß Kniva zunächst durch die Verwüstung Mösiens, wofür er einige Tausendschaften eingesetzt haben wird, die römischen Truppen zum Anmarsch auf seine Hauptstellung bei Euskia veranlaßt hat. Da der Kommandeur der römischen Grenztruppen, Gallus, als derjenige genannt wird, der dem Gotenkönig bei Euskia entgegentrat, so ist anzunehmen, daß die noch in Dakien stehenden römischen Truppen herangezogen waren, daß Dakien damit von Truppen weitgehend entblößt war. Durch sein Verharren bei Euskia hatte also Kniva die Flankenbedrohung seines eigenen Gebietes ausgeschaltet.

Von Euskia marschiert der Gotenkönig nach Südosten, also tiefer in das römische Gebiet hinein, zu der Stadt Nikopolis, ganz offensichtlich, um das römische Heer noch weiter von Dakien zu entfernen. Er befand sich nun mitten im feindlichen Gebiet und das römische Heer stand in seinem Rücken. Der Gote muß sich offenbar seines Sieges

sehr sicher gefühlt haben, wenn er es wagen konnte, auf die Sicherung von Rückzugswegen zu verzichten. Dieser Zug ist fast noch kühner als der Zug Alexanders d. Gr. nach Ägypten, denn Alexander hatte immerhin das persische Heer schon geschlagen, Kniva aber hatte eine Schlacht vor Euskia nicht angenommen.

Vor Nikopolis kommt es zu einem Gefecht, bei dem die Römer unter ihrem Kaiser Decius nach der Mitteilung des Dexippos siegreich gewesen sein und angeblich 30000 Goten getötet haben sollen. Das Gefecht wird stattgefunden haben, aber es diente dem Gotenkönig wohl nur dazu, das römische Heer noch stärker zu binden und mit Sicherheit hinter sich herzulocken. Kniva ging nämlich auch jetzt nicht etwa zur Donau zurück, sondern marschierte auf der Straße von Nikopolis nach Adrianopolis nach Süden, also mitten in das Herz des römischen Thrakien hinein. Dabei überschritt er das Balkangebirge, machte, als der Kaiser über das Gebirge gefolgt war, kehrt und griff das römische Heer überraschend bei Beröa an. Es kommt zu einer Schlacht mit verkehrten Fronten — man wird an die Schlacht im Teutoburger Walde erinnert —, bei der der Gote entscheidend siegt. Anstatt nun dem Kaiser, der sich sofort auf seine Hauptmacht, die noch bei Euskia stand, zurückzog, zu verfolgen, marschiert Kniva nach Philippopel, belagert die Stadt und erobert sie. Wieder ist das Bewußtsein der militärischen Überlegenheit des Gotenkönigs unverkennbar, zumal bezeichnenderweise der Kaiser es nicht wagt, mit seiner an der Donau stehenden Hauptmacht der belagerten Stadt zu Hilfe zu eilen.

Nach der Eroberung von Philippopel wandte sich Kniva, unbekümmert um das noch immer an der Donau stehende römische Heer, nach Nordosten und griff (nach Dexippos) die Stadt Marcianopolis an, konnte sie aber nicht erobern. Von Marcianopolis marschierte er nach Norden zur Donau, wo er bei Abrittus auf das Heer des Kaisers traf, das offenbar Anstalten machte, den Goten den Rückweg zu verlegen. Im sumpfigen Gelände kam es zur Schlacht, wobei, nach dem Bericht des Zosimos, die Goten durch eine vorgetäuschte Flucht den Kaiser in den Sumpf lockten. Decius fand in der Schlacht den Heldentod. Sein Heer wurde vernichtet und geschlagen. Zosimos schreibt die Niederlage dem verräterischen Verhalten des römischen Feldherrn Gallus zu, der dem Decius als Kaiser folgte. An der Behauptung des Zosimos mag viel Wahrheit daran sein, aber das ändert nichts an unserem Urteil über die kühne und

überlegene Strategie des Gotenkönigs. Er erreichte sein Ziel durch seine Siege und die Kühnheit seines Feldzuges. Dakien ist wenige Jahre später endgültig in der Hand der Westgoten. Die Römer gaben dieses strategisch wichtige Gebiet auf, das man mit einer vorgeschobenen, die Flanke der Westgoten bedrohenden Festung vergleichen kann. Kaiser Gallus verpflichtete sich sogar, den Goten alljährlich einen Tribut in Gold zu zahlen.

Rund 100 Jahre nach Kniva wurden die Westgoten von zwei Fürsten, die in den Quellen auch als Richter bezeichnet werden, geführt: von Athanarich und Frithigern. Da ein Teil der Westgoten Christen geworden waren, kam es zu einer Spaltung des Stammes und zu schweren Bruderkämpfen. Der Führer der christlichen Gruppe war Frithigern, während Athanarich die Spaltung des Stammes durch eine Christenverfolgung zu beseitigen trachtete. Die Folge der Kämpfe war ein Ansiedeln christlicher Goten im Benehmen mit dem römischen Kaiser Valens in den Landschaften südlich der Donau, also auf römischem Reichsboden. Die Stärke dieser Gruppe ist nicht bekannt, jedoch wird man mit einigen zehntausend Menschen rechnen dürfen. Durch die Bruderkriege und durch einen Krieg zwischen Athanarich und Valens wurden die Westgoten weiter erheblich geschwächt.

Als die Hunnen das Ostgotenreich niedergeritten hatten und 375/76 die Westgoten angriffen, und als Athanarich von ihnen geschlagen worden war, hielten Frithigern und sein Gefährte Alaviv die Stunde für gekommen, um die Spaltung ihres Stammes, die schon so viel Unheil heraufbeschworen hatte, dadurch zu beseitigen, daß sie über die Donau gingen. Sie schlossen mit Kaiser Valens einen Vertrag, wonach sie sich gegen Abtretung von Teilen Mösiens als Bundesgenossen verpflichteten, die Donaugrenze des Reiches gegen die herannahende Hunnengefahr zu schützten. Die Zahl der auf Grund dieses Vertrages über die Donau gekommenen Westgoten wird von Eunapius auf „nicht viel weniger als 200000“ angegeben. Diese Zahl dürfte zu hoch sein. Einige zehntausend Westgoten waren ja schon vorher südlich der Donau angesiedelt worden. Die Zahl der im römischen Heer dienenden Goten dürfte recht beträchtlich gewesen sein. Sicher waren es viele Tausende. Eine starke gotische Truppe, die unter der Führung zweier Gotenfürsten, Sueridus und Colias, stand, wird von Ammian besonders erwähnt. Diese Truppe wird man schon auf mehrere tausend Mann zu schätzen haben. Es ist also kaum anzuneh-

men, daß Frithigern und Alaviv mehr als 20—25 Tausendschaften führten, als sie den Vertrag mit dem Kaiser schlossen.

Frithigern ist sicher gewillt gewesen, den Vertrag mit dem Kaiser zu erfüllen, aber die römischen Marschälle Lupicinus und Maximus benutzten die Lage, um durch eine künstliche Hungersnot den Goten zunächst ihre Habe abzunehmen und dann einen Teil der Goten gegen Lieferung von Lebensmitteln zu versklaven. Ammian sagt von diesen beiden Männern: „Beide wetteiferten in verbrecherischem Leichtsinn. Ihre tückische Habsucht war der Quell alles Unheiles, denn ... jenes Furchtbare, Unerhörte muß erzählt werden, was selbst bei Richtern in eigener Sache unverzeihlich gewesen wäre: Als die Barbaren nach der Überfahrt Mangel an Lebensmitteln litten, ersannen die erzverhaßten Marschälle ein schändliches Handelsgeschäft. In ihrer grenzenlosen Habsucht suchten sie im ganzen Lande soviele Hunde wie möglich aufzutreiben und verkauften dann immer einen Hund für einen Barbaren als Sklaven; unter diesen waren sogar Söhne von Edlen, die so in die Knechtschaft geschleppt wurden."

Es ist anzunehmen, daß Ammian das schändliche Treiben der römischen Beamten und Heerführer besonders kraß schildern wollte, denn es ist unwahrscheinlich, daß die Goten ihre Kinder gegen Lieferung von Hunden in die Sklaverei verkauft hätten. Es genügte schon, daß ein derartiges Ansinnen an sie gestellt wurde und daß die vom Kaiser zugesagten Lebensmittellieferungen von den Marschällen hintertrieben wurden, um die Goten mit vollem Recht zur Anwendung ihrer Waffen zu veranlassen. Es steht jedenfalls fest, daß der Vertrag von römischer Seite gebrochen worden ist und daß die Goten den Krieg aus Notwehr begannen. Hinzu kommt noch, daß der Marschall Lupicinus versuchte, Frithigern und Alaviv bei einem Gastmahl in Marcianopel niederhauen zu lassen, ein schwerer Bruch des heiligen Gastrechtes.

Die strategische Lage, in der sich Frithigern mit seinen Goten befand, war die denkbar schwierigste, zumal es den Goten an Lebensmitteln mangelte, die die Römer hauptsächlich in den festen Städten sowie auf dem Lande in sicheren Verstecken untergebracht hatten. Marschall Lupicinus, der Kommandeur der römischen Truppen in Thrakien, hielt sich jedenfalls für stark genug, um Frithigern und seine Tausendschaften sofort schlagen zu können. Der Gotenherzog dürfte nur wenige Tausendschaften vor Marcianopel vereinigt gehabt haben, da er wohl die Mehrzahl seiner Leute zum Suchen und Heranschaffen

von Lebensmitteln eingesetzt hatte. Aber diese wenigen Tausendschaften waren Kerntruppen. Sie schlugen neun römische Meilen von der Stadt Marcianopel entfernt das von Lupicinus geführte römische Heer vernichtend. Damit war die dringendste Gefahr für die Goten gebannt.

Es galt nun die Lebensmittelnot zu bannen. Wir dürfen annehmen, daß Frithigern bis auf eine Kerntruppe alle seine Tausendschaften einsetzte, um durch rasche Streifzüge die nötigen Lebensmittel heranzuschaffen. Dabei erwuchs den Goten eine große Hilfe durch ihre schon früher südlich der Donau angesiedelten christlichen Stammesgenossen und durch die zahllosen germanischen Kriegsgefangenen, die in Mösien und Thrakien lebten und die die Stunde der Freiheit nutzten. Ein wesentlicher Kraftzuwachs trat durch den Anschluß der gotischen Truppe, die von Sueridus und Colias geführt wurde, ein. Dieser im römischen Dienst stehenden Truppe waren die Lebensmittel versagt worden. Die römischen Behörden hatten außerdem die Bürger der Stadt Adrianopel gegen die Goten aufgehetzt und bewaffnet. Aber die kriegsgewohnte Truppe hatte den bewaffneten Pöbel geschlagen und war dann zu Frithigern marschiert.

Die gotischen Streitscharen ergossen sich nicht wild und zügellos über die römischen Provinzen, wie man bei einer oberflächlichen Durchsicht der Quellen zunächst glauben möchte. Ammian teilt ausdrücklich mit, daß Frithigern einen strategischen Plan ausgearbeitet hat, der bei den Goten allgemeinen Beifall gefunden habe. Und er sagt weiter, „die Goten rückten behutsam vor, indem sie sich über das ganze thrakische Land verteilten.

Kaiser Valens schloß auf die Kunde von den Ereignissen sofort mit den Persern Frieden und sandte die zunächst verfügbaren Truppen gegen die Goten. Auch der weströmische Kaiser entsandte ein Heer unter den Feldherren Frigeridus und Richomeres. Frithigern konnte oder wollte die Vereinigung der beiden römischen Armeen nicht hindern. Er rief seine Streifscharen „vermittels einer völkischen Kennmarke“, wie Ammian berichtet, herbei und wagte die Schlacht. Ammians Bericht über diese zweite große Schlacht des von den Römern heraufgeschworenen Krieges gegen die Ostgoten lautet:

„Als der Tag graute und auf beiden Seiten die Hörner das Zeichen zur Ergreifung der Waffen gaben, versuchten die Barbaren, nachdem sie nach ihrem Brauch einander Schwüre geleistet hatten, die erhöhten Punkte des Geländes zu besetzen, damit sie von dort

mit dem Schwung eines Rades bergab stürmend die ihnen begegnenden Feinde mit um so stärkerer Wucht über den Haufen rennen könnten. Angesichts dessen eilte jeder Soldat zu seiner Truppe und stellte sich festen Schrittes auf: keiner irrte mehr umher oder sprang aus Reih und Glied. Nun rückten von beiden Seiten die Heere behutsam an und standen dann unbeweglich einander gegenüber, während sich die Kämpfer gegenseitig voll Ingrimm von der Seite anblickten. Die Römer aber suchten dadurch, daß sie alle zusammen mit kriegerischem Klang den Schlachtruf anstimmten, der, leise anhebend, immer stärker wird — man nennt ihn mit einem barbarischen Wort „barritus" — gewaltige Kräfte in sich zu wecken. Die Barbaren dagegen gröhlten von den Ruhmestaten der Vorfahren mit unharmonischem Geschrei und unter den mannigfachen Geräuschen des mißtönenden Sanges begann man zu scharmützeln. Schon reizten sie sich von beiden Seiten aus der Ferne durch Speerwürfe und andere Geschosse: nun rückten sie drohend zum Handgemenge aufeinander los, und als sie ihre Schilde wie ein Schutzdach fest aneinandergefügt hatten, prallten sie im Nahkampf aufeinander. Die Barbaren, die immer rasch ihre Verluste ersetzten, schleuderten auf die Unsrigen riesige, im Feuer gehärtete Keulen, stießen die Schwerter in die Brust ihrer tapferen Gegner und durchbrachen den linken Flügel; schon begann dieser zu weichen, da wurde er — schon den Tod im Nacken — von dem starken Reservekorps, das aus der nahen Flanke mutig vorging, aufgefangen."

Es folgt eine farbige und dramatische Schilderung des blutigen Handgemenges, wobei Ammian den Ablauf des Kampfes so darstellt, als ob erst der Abend dem unentschiedenen Kampf ein Ende gemacht habe. Er sagt aber gleich darauf: „Nach diesem blutigen Ausgange der Schlacht fanden unsere (die römischen) Truppen eine Zuflucht in dem nahen Marcianopel." Die Schlacht endete also mit einem Siege Frithigerns.

Wesentlich ist, daß uns Ammian mit seiner Schilderung eine bewußte Planung und Führung der Schlacht auf gotischer Seite bezeugt. Frithigern ließ zunächst taktisch wichtige Hügel besetzen. Dann griff er mit verstärktem rechten Flügel an. Offenbar war das Gelände nicht geeignet, um Reiterei einzusetzen, Ammian erwähnt jedenfalls weder gotische noch römische Reiterangriffe. Die Goten werden also, abgesessen, als Fußtruppen gekämpft haben.

Dieser Sieg über die vereinigten ost- und weströmischen Truppen

machte die Goten zu den nahezu unbestrittenen Herren Thrakiens, zumal der von Valens „auf die Kunde von dem unglücklichen Ausgang der Schlachten“ zu Hilfe entsandte Marschall der Reiterei, Saturninus, es für notwendig hielt, die in den Gebirgspässen stehenden Sperrtruppen zurückzuziehen, um wenigstens die wichtigsten Städte schützen zu können. Die Goten ergossen sich „ungestraft“, so erzählt Ammian, „über die Weiten Thrakiens, von der Landschaft an, die die Donau durchströmt, bis zum Rhodopegebirge und dem Sund, der die großen Meere scheidet“, also dem Hellespont. Frithigern vermochte einen Teil der zurückgehenden römischen Truppen noch zu fassen. So vernichtete er eine stärkere Abteilung Fußvolk bei der Stadt Dibaltus, und zwar durch einen schneidigen Angriff seiner Reitergeschwader. Der weströmische Heerführer Frigeridus, der bei Beröa ein Lager aufgeschlagen hatte, trat, als Frithigern nahte, sofort den Rückzug „durch hohe Berge und dichte Wälder“ nach Illyricum an. Wie uns Eunapius berichtet, sind die Goten bis unter die Mauern der Stadt Konstantinopel vorgedrungen, „nur ganz wenige Städte kamen heil davon, dank ihrer (besonders starken) Mauern und Befestigungen“.



Die militärische Lage der Goten im Jahre 378 vor der Schlacht bei Adrianopel.

Der Sieg Frithigerns hatte aber auch zur Folge, daß nun der Kaiser selbst die Führung des Krieges übernahm und alle verfügbaren Truppen zusammenzog. „Er führte unter seinem Befehle vielerlei Truppen, tüchtige, willige Soldaten, auch zahlreiche Veteranen.“ Der weströmische Kaiser Gratian, der eben erst mit den Alamannen gekämpft hatte, zog gleichfalls von Westen gegen die Goten heran.

Er wählte den Donauweg zu Schiff und bedrohte Frithigern von Norden. Der Gotenherzog wurde von den beiden römischen Heeren in die Zange genommen. Gratian stand im Norden an der Donau, etwa bei Novae mit einem starken Heer. Kaiser Valens marschierte von Südosten heran in Richtung auf Adrianopel. Die gotischen Tausendschaften hatten in zwei Lagern überwintert, und zwar in Nikopolis, nördlich des Balkangebirges, und bei Beröa, südlich dieses Gebirges.

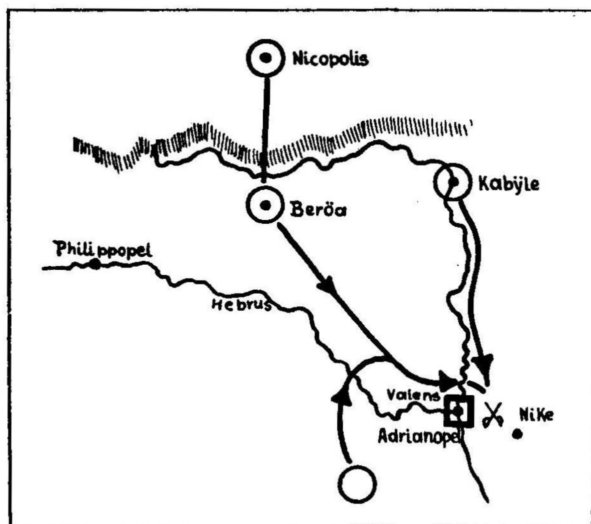
Die Schlacht bei Adrianopel

Die Stärke des gotischen Heeres wird man auf etwa 35 Tausendschaften anzusetzen haben, denn außer den 20—25 Tausendschaften, die unter Frithigern über die Donau gegangen waren, sind die Tausendschaften hinzuzurechnen, die die früher südlich der Donau angesiedelten christlichen Goten dem Herzog stellen konnten, die Tausendschaften, die, wie schon erwähnt, unter den Fürsten Sueridus und Colias zunächst dem Kaiser gedient hatten, dann aber zu Frithigern übergegangen waren, und die Tausendschaften der Ostgoten, die unter der Führung der Fürsten Alatheus und Safrax gleichfalls im Jahre 376 über die Donau gekommen waren. Diese ostgotischen Tausendschaften hatten zunächst auf eigene Faust, unter Ausnutzung der Erfolge Frithigerns, Krieg gegen die Römer geführt, sich dann aber dem Westgotenherzog unterstellt.

Frithigern zog sofort sein Heer bei Beröa zusammen und befahl den Tausendschaften der Ostgoten, die in einem anderen, offenbar weiter entfernten Lager überwintert hatten, mit ihm etwa in der Gegend von Adrianopel zusammenzutreffen. Der Plan des Herzogs ging dahin, die unter dem tüchtigen römischen Feldherrn Sebastianus bei Nike stehenden oströmischen starken Vortruppen anzugreifen und zu schlagen. Dazu genügte ihm eine Streitmacht von rund 10000 Mann, wovon etwa die Hälfte Reiter gewesen sein dürften. Starke Abteilungen dürfte Frithiger in den Pässen des Balkangebirges zur Sicherung gegen den heranmarschierenden weströmischen Kaiser Gratian abgeordnet haben. Einige Tausendschaften waren von ihm, wie stets, zum Heranschaffen von Lebensmitteln entsandt worden, darunter zwei stärkere Abteilungen von je mehreren Tausendschaften in das Gebiet des Rhodopegebirges und in die ostthrakische Landschaft südlich von Marcianopel. Diese letztere Abteilung sammelte sich bei Kabyle und rückte von Norden her gegen Adrianopel bzw. Nike

vor. Es gelang Sebastianus eine dieser Streifscharen, und zwar offensichtlich eine kleine, an der Maritza zu fassen und zu schlagen. Dann zog er sich nach Nike zurück.

Unter Beibehaltung seines Marschzieles Nike verlangsamte jedoch Frithigern, sobald er in die Nähe von Adrianopel gekommen war, den Marsch seiner zehn Tausendschaften. Die Mitteilung des Ammian, daß „die Barbaren in den nächsten drei Tagen nur langsam vorwärts



Anmarsch und Sammlung der Goten unter Frithigern. Durch den Vorstoß auf Nike erfolgte die Bedrohung der Nachschubstraße des bei Adrianopel stehenden Kaisers Valens.

zogen", kann nur dahin verstanden werden, daß Frithigern genaue Kunde von den Bewegungen des kaiserlichen Heeres hatte, und wußte, daß er die römischen Vortruppen bei Nike nicht mehr überraschend schlagen konnte. Es mußte ihm nun daran gelegen sein, die vom Rhodopegebirge und die aus den Gauen südlich von Marcianopel heranrückenden Streifscharen, sowie die starke ostgotische Truppe, die nur aus Reiterei bestand, heranzuziehen, um dem kaiserlichen Heer gewachsen zu sein. Wenn er an seinem Marschziel Nike festhielt, dann nicht, wie Ammian meint, „aus Irrtum", sondern aus strategischen Gründen, da er dadurch die Nachschublinie des bei Adrianopel stehenden Kaisers bedrohte.

Die römischen Aufklärungstruppen hatten inzwischen den Marsch des gotischen Heeres beobachtet und dem Kaiser gemeldet, daß dieses Heer nur 10000 Mann stark sei. Dies und die Bedrohung seiner Nachschublinie veranlaßte Kaiser Valens, die Entscheidungsschlacht so schnell als möglich zu suchen. Gegen den Rat der Mehrzahl seiner Offiziere, erst das Eintreffen des weströmischen Heeres unter Gratian abzuwarten, befahl er, in dem inzwischen errichteten Lager bei Adrianopel die notwendigen Vorbereitungen für den Angriff auf die Goten zu treffen. Da erschien, von Frithigern gesandt, ein gotischer Geistlicher mit Friedensvorschlägen des Herzoges.

Frithigern mag zwei Gründe für die Anbahnung von Friedensverhandlungen gehabt haben. Einmal gewann er dadurch Zeit, um sein Heer zu verstärken, dann aber glaubte er wohl auch, auf den ursprünglichen Vertrag mit dem Kaiser wieder zurückkommen zu können, jenen Vertrag, der ja nicht von dem Kaiser selbst, sondern von seinen Beamten und Heerführern gebrochen worden war. Die Quellen lassen erkennen, daß auch die Römer Frithigern als einen sehr rechtlich denkenden Mann einschätzten. Er hatte gegenüber den Quertreibereien und Übergriffen der römischen Beamten in den ersten Wochen und Monaten nach dem Übergang über die Donau sehr viel Geduld gezeigt und war noch der Einladung nach Marcianopel gefolgt, wohl um in einer unmittelbaren Aussprache mit den Marschällen Lupicinus und Maximus die Frage der Verpflegung und Unterbringung seiner Tausendschaften zu regeln. Erst der in Marcianopel auf seine Gefolgschaft verübte Überfall — der schwere Bruch des Gastrechtes durch die Römer also — hatte ihm das Schwert in die Hand gezwungen. Einem solchen Manne konnte wohl der Wunsch kommen, nun, wo der Kaiser selbst anwesend war, den früheren Vertrag erneut abzuschließen. Kaiser Valens ließ sich aber auf die ihm gemachten Vorschläge nicht ein. Er befahl den Vormarsch gegen die Goten.

Ammian erzählt nun:

„Als die Sonne des Tages aufging, den der Kalender als den fünften vor den Iden des August (d. h. den 9. August) verzeichnet, brach man hastig auf, nachdem man den Troß und das kleine Gepäck dicht vor den Mauern von Adrianopel unter entsprechendem militärischem Schutz zurückgelassen hatte. Die Kassen und die anderen Wertsachen aus kaiserlichem Besitz blieben nämlich mit dem Schatzmeister und den kaiserlichen Räten im Schutz der Stadtmauern zurück. Nach einem langen Marsch auf den holprigen Wegen — der heiße

Tag näherte sich seiner Mitte — wurden endlich um die achte Stunde (gegen 1 Uhr nachmittags) die Wagen der Feinde gesichtet, die laut Meldung der Späher in kreisrunder Form aufgestellt waren. Während die Barbarenmasse nach ihrer Sitte ein wildes, schauriges Geheul anstimmte, ordneten die römischen Feldherrn das Heer zur Schlacht. Zuerst wurde vorn der rechte Flügel der Reiterei aufgestellt, während der größte Teil des Fußvolkes dahinter haltmachte. Dagegen hatte der linke Flügel der Reiterei — da noch die meisten auf den Anmarschwegen zerstreut waren — nur mit größter Mühe gesammelt werden können und kam nun im Galopp herangejagt. Während er sich — noch ohne Störung — unter furchtbarem Getöse, Klirren der Waffen und drohendem Schlag der Schilde entwickelte, schickten die erschreckten Barbaren (denn ein Teil von ihnen unter Alatheus und Safrax weilte noch fern und war trotz des an ihn ergangenen Rufes noch nicht eingetroffen) Gesandte mit der Bitte um Frieden. Der Kaiser wies diese, da sie die Leute geringer Herkunft waren, verächtlich ab und forderte, daß man Männer vornehmen Standes schickte, die zum Abschluß eines sicheren Friedens berufen wären. Die Goten aber zogen die Sache absichtlich hin, damit während der tückisch erlangten Waffenruhe ihre Reiter zurückkehrten, deren Ankunft sie schon erwarteten."

Die Absendung einer zweiten Friedensgesandtschaft wird aus den gleichen Gründen wie vorher erfolgt sein. Wir haben keinen Grund daran zu zweifeln, daß Frithigern in der Lage, in der er sich befand, und auf Grund seiner Rechtsauffassung — er vereinte ja mit dem Amt des Herzogs auch das des Richters bei den Goten — den ernsten Wunsch nach Frieden hatte. Nach der Abweisung seiner zweiten Gesandtschaft schickte er, nach dem Bericht des Ammian, einen Mann aus dem Volk als Herold und forderte, daß ihm zunächst einige auserlesene vornehme Männer als Geiseln gesandt würden. Diese Forderung zeigt, daß der Gotenherzog nicht als Bittender dem Kaiser entgegentrat, sondern als ein gleichberechtigter Staatsmann und Heerführer. Bei den führenden Römern und auch beim Kaiser muß wohl doch der Eindruck bestanden haben, daß der Friedenswille des Herzogs ernst war. Man lehnte jedenfalls die Forderung des Herzogs nicht ab, sondern beschloß, einen Geisel zu entsenden. Nach einigem Hin und Her erbot sich der General Richomeres, wahrscheinlich ein in römischen Diensten stehender Germane, namens Richomar, sich den Goten zur Verfügung zu stellen. Er machte sich auf den Weg

zur gotischen Wagenburg, aber er kam zu spät, denn inzwischen hatten die römischen Vortruppen die Schlacht bereits eröffnet. Ammian gibt darüber folgenden Bericht.

„Als er sich aber der feindlichen Wagenburg näherte, stürmten unsere Bogenschützen und Skutarier, die damals ein gewisser Bacurius, ein Iberer und Cassio befehligten, allzu hitzig vor, und schon waren sie mit dem Feinde im Gefecht. Doch wie sie zur Unzeit vorgestürmt waren, so schändeten sie auch den Anfang des Kampfes durch feige Flucht. Durch dieses unzeitgemäße Unternehmen wurde auch der Mut des Richomeres gebrochen, der nirgends Zutritt fand. Doch die Reiterei der Goten, die unter Alatheus und Safrax zurückgekehrt und noch durch eine Schar Halanen verstärkt war, fuhr wie ein Blitz, der auf hohem Berggipfel einschlägt, unter die Feinde: alles, was bei ihrem raschen Ansturm in ihren Bereich kam, ritt sie in wildem Gemetzel über den Haufen.

Als nun von allen Seiten die Waffen gezückt und die Geschosse geschleudert wurden, während die Kriegsgöttin, die zum Unheil Roms schrecklicher als sonst raste, den düsteren Klang der Hörner erschallen ließ, da leisteten unsere Truppen, die schon zu weichen begannen, durch Zurufe von vielen Seiten angestachelt, noch einmal Widerstand. Und die Schlacht, die wie ein mächtiges Feuer anwuchs, schreckte das Herz der Kämpfer, als manche von Speerwürfen und Pfeilschüssen durchbohrt wurden. Dann stießen die Schlachtreihen wie Kriegsschiffe mit ihren Rammsporen aufeinander, und während sie sich gegenseitig stießen und drängten, wogten sie wie die Wellen des Meeres bald vorwärts, bald rückwärts.

Als nun der linke Flügel unmittelbar bis an die feindliche Wagenburg vordrang und im Begriff stand, wenn er nur Unterstützung erhielt, weiter vorzudringen, da wurde er, von der übrigen Reiterei im Stich gelassen, durch den Ansturm der feindlichen Scharen wie durch den Einsturz eines mächtigen Berges überwältigt und geworfen. So stand unser Fußvolk ungeschützt und seine Manipeln so dicht zusammengedrängt, daß kaum jemand das Schwert zücken oder die Hand zurückziehen konnte."

Ammian gibt dann weiter einen seiner beliebten drastischen und farbigen Kampfberichte, wobei er feststellt, daß es für die Römer keine Möglichkeit mehr gab zu entfliehen. Er sagt dann weiter: „Als dann die Barbaren den letzten wuchtigen Stoß führten, da wichen die Reihen der Unsrigen. Da sie in der äußersten Not keinen anderen

Ausweg mehr hatten, flohen sie in wilder Unordnung... Darauf eilte der General Viktor fort, um die Bataver, die nicht weit davon als Rückhalt standen, zum Schutz des Kaisers schleunigst herbeizuholen. Als er aber niemand mehr finden konnte, ging er zurück und verließ das Schlachtfeld."

Kaiser Valans fand in der Schlacht den Tod, worüber Ammian zwei verschiedene offenbar in den römischen Lagern umlaufende Geschichten erzählt.

Zur Ergänzung des Berichtes Ammians darf der Bericht des Orosius herangezogen werden, der an der wesentlichen Stelle folgenden Wortlaut hat:

„Gleich bei dem ersten Ansturm der Goten wurden die Geschwader der römischen Reiterei geworfen und ließen die Abteilungen des Fußvolkes schutzlos im Stich. Bald wurden die Legionen von allen Seiten von der feindlichen Reiterei umzingelt und zuerst durch einen Pfeilhagel überschüttet. Als sie dann, sinnlos vor Angst, in einzelne Trupps aufgelöst, durch ungangbares Gelände gedrängt wurden, wurden sie durch die Schwerter und Lanzen ihrer Verfolger vollkommen vernichtet. Der Kaiser selbst war von einem Pfeil getroffen und auf der Flucht mit knapper Not in die Hütte eines Bauerngehöftes gebracht worden. Dort hielt er sich versteckt — da entdeckten ihn die feindlichen Verfolger, legten Feuer an die Hütte, und so kam er in den Flammen um."

Aus beiden Berichten läßt sich die Truppenaufstellung auf römischer, sowie auf gotischer Seite, wenn auch nicht sicher, so doch als durchaus wahrscheinlich rekonstruieren.

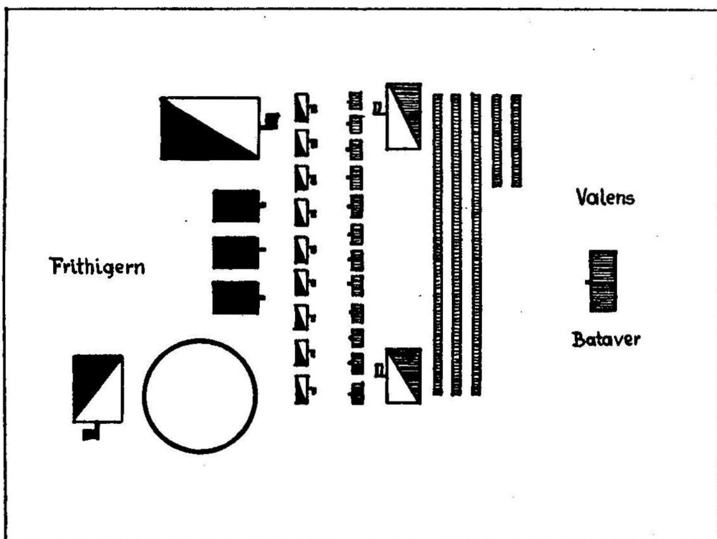
Bei den Römern bildeten die leichtbewaffneten Vortruppen die Bogenschützen und Skutarier, wie üblich, das erste Treffen. Dahinter stand an beiden Flügeln die römische Reiterei, wahrscheinlich mit den stärkeren Reitergeschwadern am rechten Flügel. Das Zentrum der römischen Schlachtfront wurde vom Fußvolk gebildet, das hinter den beiden die Flanken sichernden Reiterkorps aufmarschierte, und zwar mit verstärktem rechten Flügel: „Zuerst wurde vorn der rechte Flügel der Reiterei aufgestellt, während der größte Teil des Fußvolkes dahinter haltmachte."

Man könnte aus dieser Mitteilung des Ammian auch darauf schließen, daß vor dem Fußvolk die ganze Schlachtfront von römischer Reiterei besetzt war. Das würde dann aber nicht mit dem Verlauf der Schlacht zu vereinbaren sein, wonach die Reiterei der Goten alles, was bei ihrem raschen Ansturm in ihr Bereich kam, in wildem Ge-

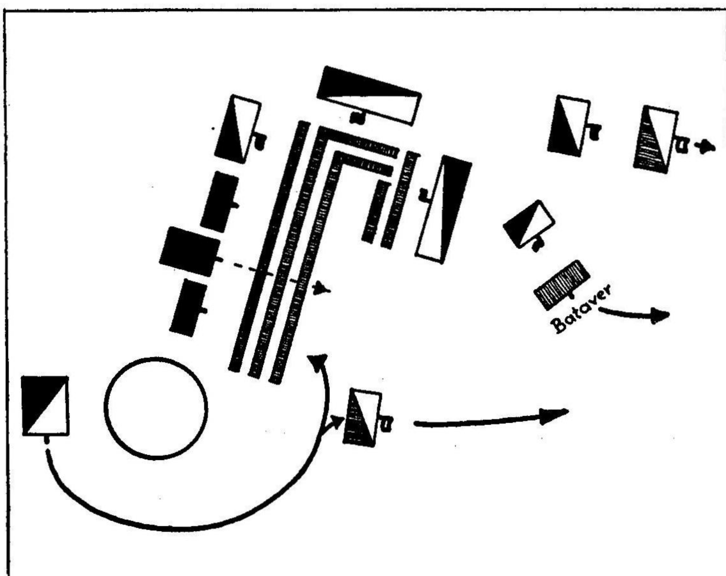
metzel über den Haufen ritt, wonach jedoch der linke Flügel der Römer bis zur Wagenburg vordrang, dabei aber von der „übrigen Reiterei“ keine Unterstützung erhielt. Es kann sich hier nur um ein auf der linken Flanke stehendes Reiterkorps gehandelt haben, das von der gotischen Reiterei vorher nicht über den Haufen geritten war. Dem Bericht des Ammian muß man entnehmen, daß bei dem Angriff der gotischen Reiterei, insbesondere der rechte römische Flügel durch die flüchtenden Leichtbewaffneten und die davongalloppierenden römischen Reiter in Mitleidenschaft gezogen wurde, während der linke Flügel sich halten und vorstoßen konnte. Man wird deshalb zu der Ansicht kommen müssen, daß die römische Reiterei in zwei Abteilungen die beiden Flügel deckte. Das Korps der Bataver bildete die römische Reserve.

Die Aufstellung auf gotischer Seite ist weniger klar ersichtlich. Die Goten waren den Römern an Reiterei nach dem Eintreffen der ostgotischen Tausendschaften überlegen, an Fußvolk unterlegen. Es ist deshalb und auch aus dem Schlachtverlauf wahrscheinlich, daß Frithigern sein Fußvolk etwa in Stärke von drei Keilen zu je 3000 Mann (oder je 2000 Mann, wenn man Delbrücks Annahme folgen will, daß die Goten nur 15000 Mann gezählt hätten) so aufstellte, daß die Wagenburg seine rechte Flanke deckte. Die linke Flanke wurde von der Reiterei unter Führung von Alatheus und Safrax gebildet. Und zwar stand am linkel Flügel die Hauptmasse der gotischen Reiter. Ein kleineres Reiterkorps dürfte am rechten Flügel in Deckung gegen Sicht durch die Wagenburg aufgestellt worden sein, jene Reitergeschwader, die nachher das ihnen gegenüberstehende römische Kavalleriekorps in die Flucht schlugen, wodurch der vorgestoßene linke Flügel des römischen Heeres seine Deckung verlor. Vor seiner Front dürfte Frithigern einen Schleier leichter Reiter gelegt haben, die den Angriff der römischen Leichtbewaffneten aufhielten und zurückwarfen.

Der Schlachtverlauf selbst ist einigermaßen klar. Die ohne Befehl angreifenden römischen Vortruppen werden von der germanischen vor der Front haltenden Reiterei geworfen. Die Geschwader, unter Führung von Alatheus und Safrax, reiten zur gleichen Zeit und im gleichen Schwung das ihnen gegenüberstehende römische Kavalleriekorps über den Haufen. Es entsteht am römischen rechten Flügel infolgedessen Verwirrung. Ein Teil der gotischen Reitergeschwader verfolgt die römische Reiterei, trifft dabei auf die in Reserve stehenden Bataver und wirft sie, kehrt dann um und greift das römische Fuß-



Die Schlacht bei Adrianopel im Jahre 378.
Oben: Aufmarsch der Heere.
Unten: Der Verlauf der Schlacht.



volk von der Flanke und vom Rücken her an. Der andere Teil dieser Reitergeschwader hat sich mit der Verfolgung der römischen Reiterei nicht aufgehalten, sondern gleich den römischen rechten Flügel von vorn und von der Flanke her attakiert. Inzwischen ist der römische linke Flügel, der durch die Flucht der Leichtbewaffneten nur wenig mitgenommen wurde, vorgerückt und bis in die Nähe der Wagenburg gelangt. Erst hier wird ihr Vorstoß aufgehalten, während gleichzeitig die römische Reiterei, die den linken Flügel deckte, durch die gegenüberstehenden Reitergeschwader der Goten verjagt wird. Die überlegene gotische Reiterei umschwärmt nun den Block des römischen Fußvolkes, der sich durch das Vorprellen des linken Flügels auseinandergezerrt hat, von allen Seiten. Ein im richtigen Augenblick angesetzter wuchtiger Vorstoß der gotischen Keile, der wahrscheinlich das Zentrum der römischen Front durchbricht, führt die Katastrophe herbei.

Eindeutig steht fest, daß die Heerführung auf römischer Seite versagte. Das geht schon aus dem nicht befohlenen Vorstürmen der Bogenschützen und Skutarier hervor. Auf gotischer Seite wird die Schlacht bewußt und planmäßig durchgeführt. Der Gegenangriff der gotischen Reiter vor der Front, der Einsatz der massierten Reitergeschwader des linken Flügels, werden ebenso von Frithigern befohlen worden sein, wie die Zurückhaltung, die die germanischen Schlachtkeile zunächst wahren, der Einsatz des Reitergeschwaders am rechten Flügel und der wuchtige, entscheidende Stoß der gotischen Schlachtkeile. Eindeutig ist auch, daß die eigentliche Entscheidung von der gotischen Reiterei herbeigeführt wurde.

Mit der Entscheidungsschlacht von Adrianopel war der Krieg entschieden, zwar führte der tapfere und als Feldherr geschickte Kaiser Theodosius, der Nachfolger des Valens, den Krieg weiter. Er errang auch einige kleinere Erfolge, mußte sich aber schließlich doch zu einem Frieden bequemen, der den Westgoten als einem freien, sich selbst verwaltenden Stamm, Land innerhalb der römischen Reichsgrenzen sicherte. Damit war die erste entscheidende Bresche in das Gefüge des römischen Reiches geschlagen.

Rückblick und Ausklang.

In einem rund vierhundertjährigem Ringen mit der größten und in sich geschlossensten Militärmacht des Altertums, die über technische Mittel verfügte und über Schutz- und Fernkampfwaffen, die denen der Germanen zum Teil weit überlegen waren, hatte sich das ger-

manische Heerwesen nicht nur behauptet, sondern dem römischen überlegen gezeigt. Die zahlreichen Beispiele germanischer Kriegskunst, die uns die Geschichte dieser vierhundert Jahre bietet, bestätigen nur das Ergebnis unserer vorangegangenen Untersuchungen über Heereswesen und Kriegskunst unserer Vorfahren von den Kimbern bis Arminius. Es treten die gleichen taktischen Elemente auf, sowohl der Keil als taktischer Körper, als auch die Anpassung an das Gelände und die Ausnützung aller Vorteile, die das Gelände bietet.

Es treten gleichfalls große militärische Führer auf germanischer Seite auf, die den großen Heerführern der Alten Welt in nichts nachstehen. Führte Arminius seinen Freiheitskampf defensiv, so führten die Markomannen und Quaden den Krieg bald offensiv, bald defensiv, die Alamannen und Goten vorwiegend offensiv. Nicht die wilde Tapferkeit, oder die überlegene Zahl sicherte den Germanen den Sieg in der Schlacht, sondern die besonnene, den rechten Augenblick abwartende und ausnutzende Führung, wofür die Schlacht von Adrianopel das glänzendste Zeugnis ablegt.

Während das römische Heereswesen vom Ende des zweiten Jahrhunderts ab immer mehr verfällt und nicht mehr Römer, sondern „Barbaren“ im römischen Heer überwiegen, und schließlich sogar die Führung übernehmen, findet auf germanischer Seite eine entscheidende Weiterentwicklung statt. Die Alamannen erweisen sich fähig, starke römische Befestigungsanlagen wie die Kastelle am Limes, die Legionslager am Rhein und Städte in Gallien und Italien zu erobern. Die Goten zeigen diese Fähigkeit gleichfalls, wenn auch in etwas geringerem Maße. Dafür entwickeln sie die Reiterei, die nun die das Schlachtfeld beherrschende Waffe wird und die die Kämpfe der folgenden Jahrhunderte bestimmt. Auf römischer Seite also Stillstand, Rückschritt und Verfall, auf germanischer Seite dagegen: eine gesunde und bewußte Entwicklung sowohl des Heereswesens wie der Kriegskunst.

Die rassischen Grundlagen und die militärische Entwicklung unserer Vorfahren, ihre todesverachtende Tapferkeit, ihre unerschütterliche Manneszucht, ihre Gefolgschaftstreue gegenüber den Führern und die überragenden militärischen Fähigkeiten der germanischen Führer, sind dem deutschen Volke als Erbteil überkommen. Sie haben die Grundlage dazu gelegt, daß unser Volk in der Geschichte als die führende Militärmacht der Welt allgemein anerkannt wird.

Anmerkungen

Die Quellenzitate sind dem Werk „Das alte Germanien" von Wilhelm Capelle (Verlag Eugen Diederichs, Jena 1937) entnommen. Da dieses Werk in einer Volksbuchausgabe erschien, ist es jedermann zugänglich. Der Verfasser hält es daher auch für unnötig, Nachweisangaben für die einzelnen antiken Schriftsteller zu bringen.

Seite 8. Eugen von Frauenholz: „Deutsche Kriegs- und Heeresgeschichte." R. Oldenburg, München/Berlin 1927. S. 6. Hermann Stegemann: „Der Krieg." Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1939. Bd. I., S. 145.

„ 9. Hans Delbrück: „Geschichte der Kriegskunst." Georg Stilke, 1921. I. Teil.

„ 12. Eugen von Frauenholz: „Heereswesen" S. 3f.

„ 19. Hans Delbrück: „Geschichte der Kriegskunst" II. Teil, S. 15.

„ 37. Eugen von Frauenholz: „Das Heereswesen." Die Zahl Wandalen, die unter Geiserich nach Afrika übersetzte, wird auf 80 Tausendschaften angegeben, wobei sich allerdings insofern zwei Angaben gegenüberstehen, als bei der einen (Viktoris Vitensis) die Zahl auf die ganze männliche Bevölkerung, bei der anderen nur auf das Heer bezogen wird (Prokop).

„ 43. Eugen von Frauenholz: „Das Heereswesen" S. 10.

„ 51. Eugen von Frauenholz: „Das Heereswesen" S. 10f.

„ 51. Über die Funde von Schlackenhalden und Schmelzöfen siehe K. Pastenaci: „Volksgeschichte der Germanen." Verlag Junge Generation, Berlin 1936.

„ 52. Gustaf Kossinna: Mannus 1931.

„ 69. Eugen von Frauenholz: „Das Heereswesen" S. 3. Hermann Stegemann: „Der Krieg" Bd. I., S. 145.

„ 105. Ludwig Schmidt: „Geschichte der deutschen Stämme." Die Westgermanen I. Teil, S. 5 schließt aus der Beteiligung der Haruden an der kimbrischen Sühnegesandtschaft an Augustus auf eine Beteiligung des Stammes am Kimbernzug. Diese Annahme ist nicht stichhaltig, da die Haruden auch wegen ihrer Beteiligung an dem Kampf des Herzogs Ariovist gegen Cäsar genügend Veranlassung zur Beteiligung an einer Sühnegesandtschaft sehen konnten.

Seite 109. Der Helm von Negau gehört nach den Forschungen von F. Altheim dem dritten Jahrhundert v. Ztr. an. F. Altheim: „Vom Ursprung der Runen“ S. 36ff.

„ 136. Eugen von Frauenholz: „Das Heereswesen“ S. 8f.

„ 162. Die Annahme, daß die beiden Legionen unter dem Kommando des Asprenas ein Sommerlager im Lande der Chatten aufgeschlagen hatten, ist durch die Quellen nicht bezeugt. Diese Annahme erscheint aber zulässig, da die Römer, wie aus dem Verhalten des Varus hervorgeht, offenbar davon überzeugt waren, daß Germanien bis zur Elbe befriedet war. Wenn die am Niederrhein stehenden Legionen ein Sommerlager an der Weser errichteten, so liegt es nahe anzunehmen, daß auch die Mainzer Legionen in einem Sommerlager im Innern Germaniens standen. Aus späterer Zeit ist ein Sommerlager der Mainzer Legionen, und zwar das Lager von Kesselstadt bei Hanau, bezeugt (siehe S. 272). Aber auch dann, wenn man der Annahme nicht folgen will, ändert sich die strategische Lage nicht wesentlich.

„ 218. Die Lage des Arminius im Jahre 15 war politisch eine durchaus andere, als die vor der Schlacht im Teutoburger Walde. Während Arminius im Jahre 9 aus den von uns angeführten Gründen eine Vernichtungsschlacht schlagen mußte, konnte er im Jahre 15 auf eine solche verzichten, da es allen Istwäonenstämmen klar war, daß die Römer den Krieg entweder bis zur Unterwerfung Germaniens bis zur Elbe oder bis zum endgültigen Siege des Arminius weiterführen würden.

„ 228. Ludwig Schmidt: „Geschichte der deutschen Stämme.“ Die Westgermanen I, S. 117f.

„ 230. Der Bau von Brücken über die Ems muß als eine strategisch wohlbegründete Maßnahme des römischen Feldherrn angesehen werden. Es gingen dabei sicherlich mehrere Tage verloren, aber diese Zeitversäumnis war nicht so entscheidend, daß Germanicus deswegen zu tadeln wäre. Die Germanen gewannen bestenfalls dadurch einige Tage mehr Zeit für ihre Mobilmachung, jedoch ist nicht anzunehmen, daß Arminius schon aus dem Bau der Brücken auf die Stoßrichtung und das Marschziel der Römer schließen konnte. Er wird mit den Marschbefehlen an seine Aufgebote also haben warten müssen, bis das römische Marschziel ersichtlich war. Wenn Tacitus die durch den Bau von Brücken entstandene Zeitversäumnis beklagt oder tadelt, dann ist darin wohl kaum mehr zu sehen, als daß der römische Historiker sich darüber klar war, daß auch dieser Feldzug verloren ging, weil Arminius letzten Endes Zeit genug hatte, um sein Heer für die Entscheidungsschlacht genügend zu verstärken. Tacitus konnte wohl kaum erkennen, daß Arminius durch eine

hinhaltende Schlacht die nötige Zeit gewann. Er mußte also einen Fehler bei Germanicus suchen, der den Zeitverlust erklärte. Es ist naheliegend, daß er den Brückenbau als Ursache dieses Zeitverlustes annahm.

Seite 232. Hans Delbrück: „Geschichte der Kriegskunst" II., 3. Aufl., S. 210ff.

„ 245. Der Einsatz von Wurfgeschützen wird von Tacitus schon für den Übergang der Römer über die Eder im Jahre 15 berichtet (siehe S. 205). Es kann sich dabei aber nicht um ein größeres Gefecht gehandelt haben. In der Schlacht am Angriwarierwall wurden die römischen Wurfgeschütze also zum erstenmal wirksam und dem Ernst der Lage entsprechend eingesetzt. Ohne sie hätte die Schlacht möglicherweise einen anderen Ausgang gehabt.

„ 279. Über die Befestigungen von Basel, Kaiseraugst usw. siehe Ludwig Schmidt: „Geschichte der deutschen Stämme." Die Westgermanen, Teil II, Aufl. 2, S. 26.

„ 282. Auch Hermann Stegemann kommt in seinem Werk „Der Krieg", Bd. I, S. 197, zu der Feststellung, daß Chnodomar sich mit seinen Gefolgsmannen geopfert habe, um seinen Truppen die Flucht über den Rhein zu ermöglichen.

„ 284. Auch Eugen von Frauenholz nimmt in „Das Heereswesen", S. 25, an, daß es sich nicht um 80000 Menschen, sondern um 80 Tausendschaften bei den Germanen gehandelt hat. Nach einer Quelle (Victoris Vitensis) bezieht sich diese Angabe auf die männliche Bevölkerung, nach der andern (Prokop) nur auf das Heer. Wir möchten Prokop folgen, da der Charakter der Tausendschaft als militärischer Verband voransteht. Als solcher war sie nur aus den kampfkräftigen Männern gebildet. Als Verwaltungseinheit umfaßte die Tausendschaft auch alle Angehörige der Krieger, also auch die nicht wehrfähigen Knaben und Greise.

„ 286f. Über die gotischen Gräberfelder siehe Müller-Kuales in „Vorgeschichte der deutschen Stämme", herausgegeben von Hans Reinerth, Berlin 1940. III, S. 1156.

„ 291. Auch von den Friesen wird berichtet, daß sie ihre Frauen oder ihre Kinder als Tribut an die Römer ausgeliefert hätten (Tacitus, Annalen IV, 72). Das ist bei dem bezeugten germanischen Sippenbewußtsein unglaubhaft. Es dürfte sich um eine bei den römischen Historikern beliebte Allgemeinbehauptung handeln, die lediglich den Grad der Verzweiflung oder der Bedrückung des betreffenden Volkes kennzeichnen sollte.

Für die Angaben über das Gräberfeld von Harsefeld ist der Verfasser dem Ausgräber Herrn Dr. Wegewitz, Harburg, zu besonderem Dank verpflichtet.

Literaturverzeichnis

Altheim, F. und Trautmann, E.: „Vom Ursprung der Runen.“ Frankfurt a. M. 1939.

Delbrück, Hans: „Geschichte der Kriegskunst.“ Teil I und II. Berlin 1921.

Frauenholz, Eugen von: „Das Heereswesen der germanischen Frühzeit.“ München 1935.

— „Deutsche Kriegs- und Heeresgeschichte.“ München/Berlin 1927.

Friesen, Jacob: „Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte.“ Nr. 9. Hildesheim 1935.

Kapelle, Wilhelm: „Das alte Germanien.“ Jena 1937.

Knoke, F.: In „Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück.“ 35. Bd. 1910.

Krüger, Herbert: „Zur Geschichte des Straßenwesens im niederhessischen Grenzgebiet.“ In Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte. Bd. 7. 1933.

Kutsch: In „Neue deutsche Ausgrabungen“ von Rodenwaldt. 1930.

Langewiesche, F.: In „Jahresbericht des historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg.“ Bielefeld 1908.

Pauly-Wissowa: „Realenzyklopädie der gesamten Altertumswissenschaften.“

Reinerth, Hans: „Vorgeschichte der deutschen Stämme.“ Leipzig/Berlin 1940.

Schmidt, Ludwig: „Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung. Die Ostgermanen und die Westgermanen.“ München 1933 und 1938.

Schroller-Lehmann: „5000 Jahre Niedersächsische Stammeskunde.“ Hildesheim 1936.

Schuchhardt, Carl: „Die Burg im Wandel der Weltgeschichte.“ Potsdam 1931.

Sprockhoff, E.: „Zur Handelsgeschichte der germanischen Bronzezeit.“ Berlin 1930.

Stegemann, Hermann: „Der Krieg." Stuttgart/Berlin 1939. Bd. I.

Uslar, R. von: „Westgermanische Bodenfunde." Berlin 1938.

Zeitschriften: „Nachrichtenblatt für deutsche Vorgeschichte." Verschiedene Jahrgänge.
„Mannus." Verschiedene Jahrgänge.
„Die Kunde." Hannover. Verschiedene Jahrgänge.

Weitere Literaturangaben siehe die Werke des Verfassers, insbesondere „Die Volksgeschichte der Germanen". Berlin 1936, und „Das viertausendjährige Reich der Deutschen". Berlin 1936.

Stichwortverzeichnis

A

B

E

F

G

H

I

J

K

L

M

N

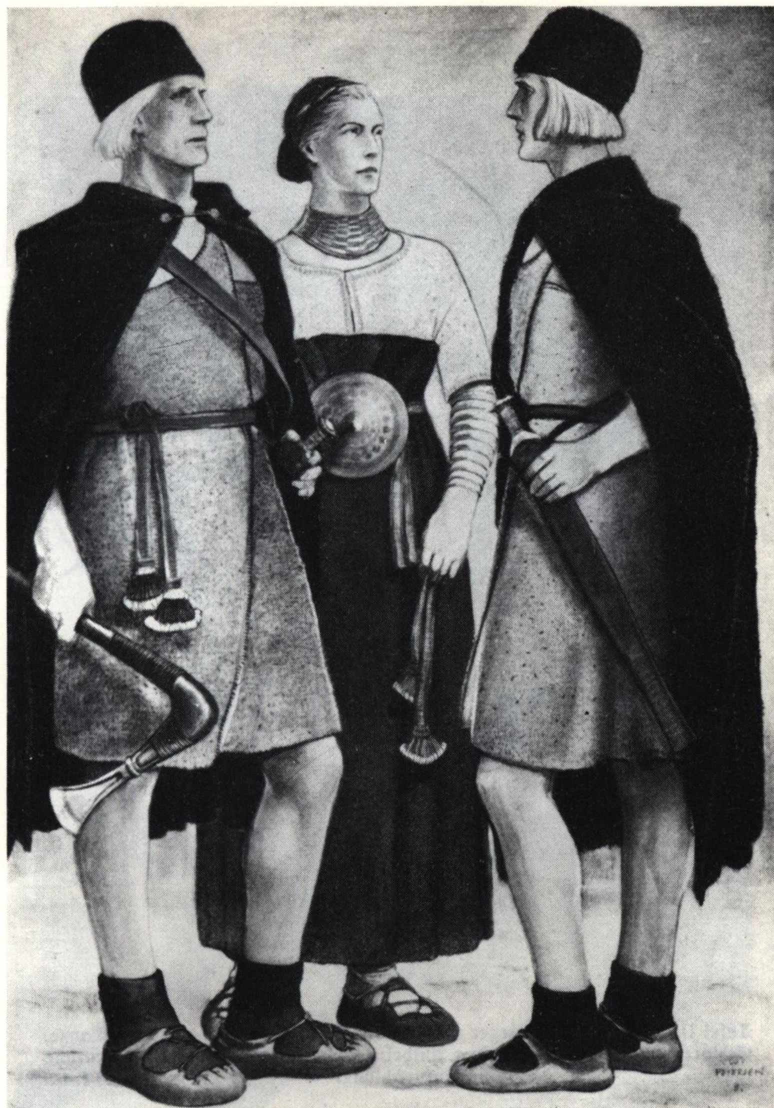
Verzeichnis der Karten und Skizzen

Soweit nicht anders vermerkt, wurden die Karten und Skizzen nach Angaben des Verfassers von Architekt Heinz Blank, Berlin, gezeichnet

Verzeichnis der Bildtafeln

Für die Überlassung der Bilder ist der Verfasser Herrn Professor Dr. Hans Reinerth (Reichsbund für deutsche Vorgeschichte) besonders zu Dank verpflichtet.

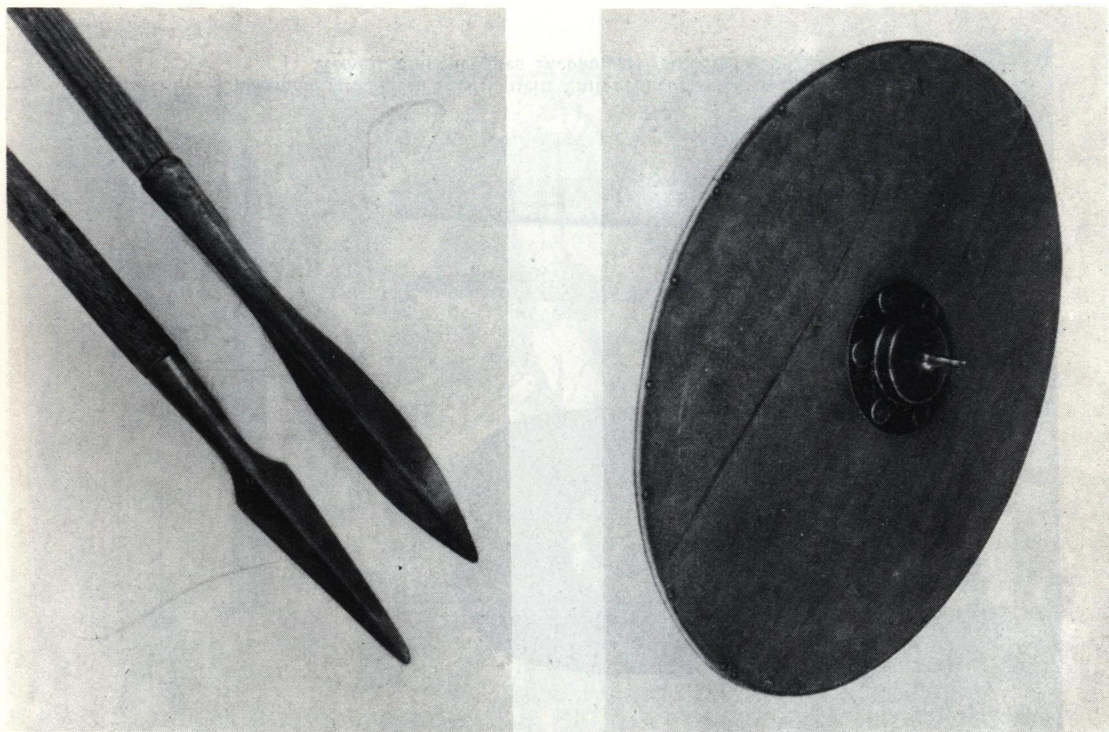
Inhaltsverzeichnis



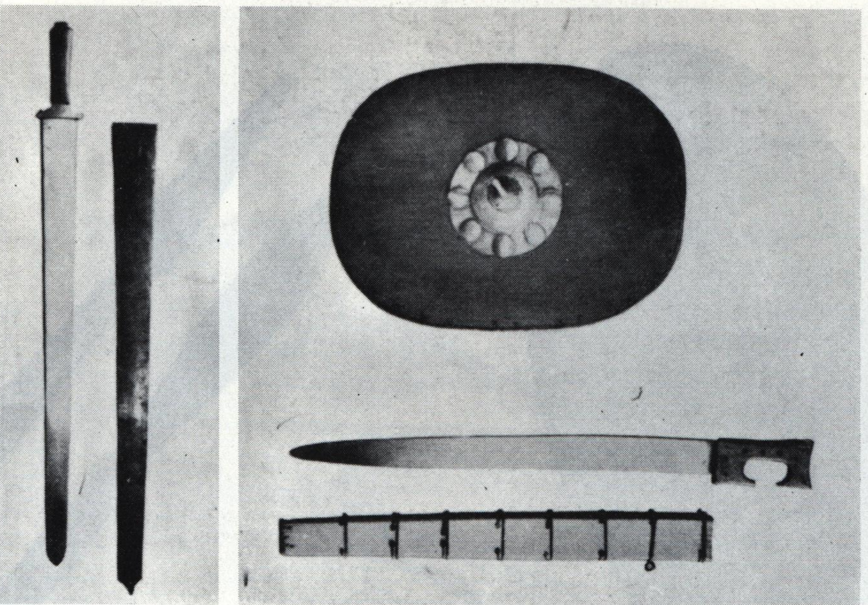
Tafel I. Urgermanen um 1600 v. d. Ztr. Als Waffen: Schwert und Beil. Wandbild des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte von Wilhelm Petersen. Verlag Wachsmuth, Leipzig.



Tafel II. Germanische Krieger zur Zeit des Arminius. Bewaffnung: Lanze, Schwert und Schild. Zeichnung Wilhelm Petersen, Reichsbund für deutsche Vorgeschichte.



Tafel III. Germanischer Schild und eiserne Lanzen zur Zeit des Arminius.



Tafel IV. Ostgermanische Waffen der Eisenzeit. Links: Zweischneidiges Schwert mit Scheide. Rechts: Einschneidiges Hiebschwert mit Scheide.



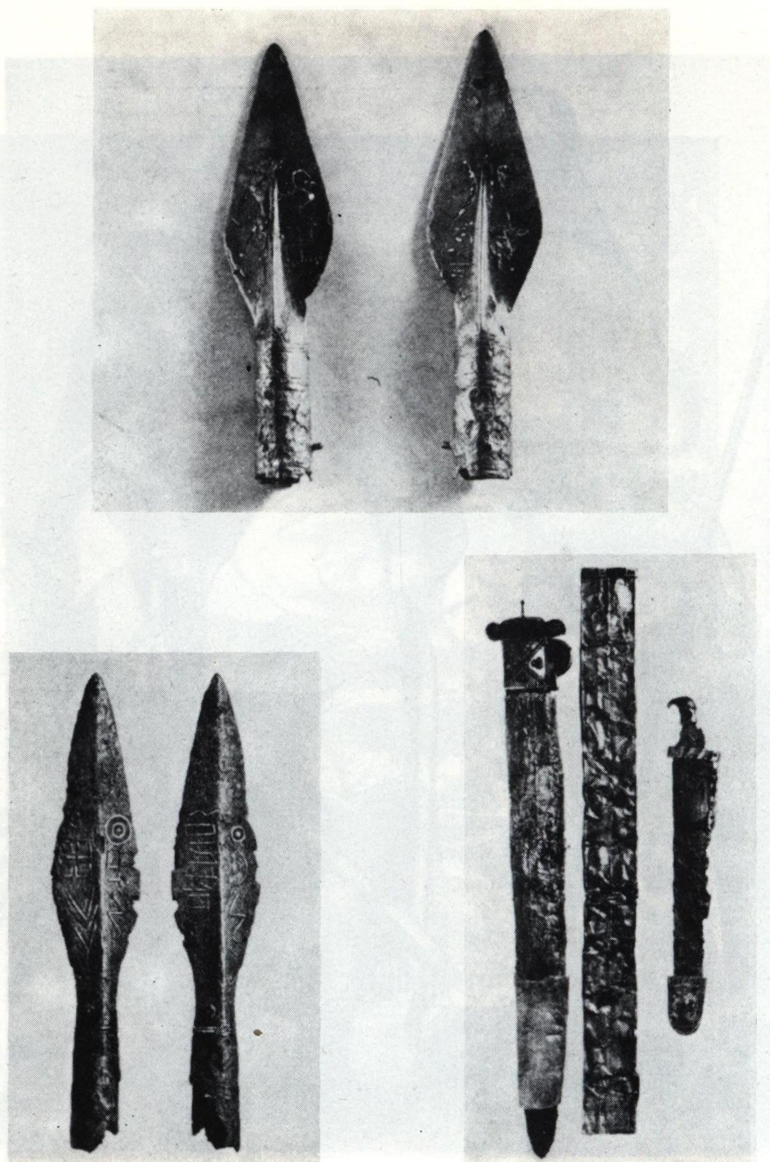
Tafel V. Trajanssäule. Germanische Feldzeichen, Tierköpfe und Fahnen.



Tafel VI. Marcussäule: Germanische Feldzeichen, geschnitzter Tierkopf, Doppelaxt und Fahne.



Tafel VII. Germanen des 3. und 4. Jahrhunderts. Ausrüstung nach den Thorsbergfunden. Gemälde von Wilhelm Petersen. Verlag Wachsmuth, Leipzig.



Tafel VIII. Oben: Lanze von Müncheberg mit Runeninschrift „Ranja", burgundisch um 300. Unten links: Lanze von Kowel mit Sinnbildern und Runeninschrift „Tilarids", gotisch um 300. Unten rechts: Gotische Schwerter aus den Gräbern von Kertsch, 4.—5. Jahrhundert. Unvollständiges, griffloses Langschwert mit Goldblech belegter Scheide; Goldblechhülle einer Langschwertscheide. Kurzschwert mit Knauf in Gestalt eines Raubvogelkopfes.

Über Heeresorganisation, Bewaffnung, Strategie und Taktik der germanischen Stämme von ihrem ersten Zusammenstoß mit den Römern im Jahre 113 v. Z. bis zu den Völkerwanderungsheeren der Goten und Wandalen legt der Verfasser in diesem Buche eine hochinteressante und überraschend ausführliche Darstellung vor. Die Zeugnisse der antiken Schriftsteller und die Ergebnisse der modernen Vorgeschichtsforschung sind hier zusammengestellt und unter eine vielfach neue Beleuchtung gebracht. Dabei vergißt der Verfasser nirgends, wie lückenhaft und unzulänglich die Nachrichten sind, die wir besitzen, um so mehr, als unersetzliche Quellenwerke über die Kriege zwischen Germanen und Römern verlorengegangen sind. Er ist darum oft genug auf mittelbare Schlüsse angewiesen. Trotzdem ergibt sich im Ganzen ein sehr klares und sicheres Bild: das Bild eines alten Bauernvolkes von bereits hoher Kultur, das auch in seiner Kriegskunst durchaus gleichwertig neben seinen Hauptgegnern, den Römern, steht. Der erste Sieg der Kimbern und Teutonen bei Noreja schon und jeder der vielen, die folgten, war kein Ergebnis eines wilden Ansturms und einer überwältigenden Masse, sondern, wie Pastenaci nachweist, ein Erfolg hochentwickelter Strategie und Taktik.